

UNIVERSITY OF TORONTO



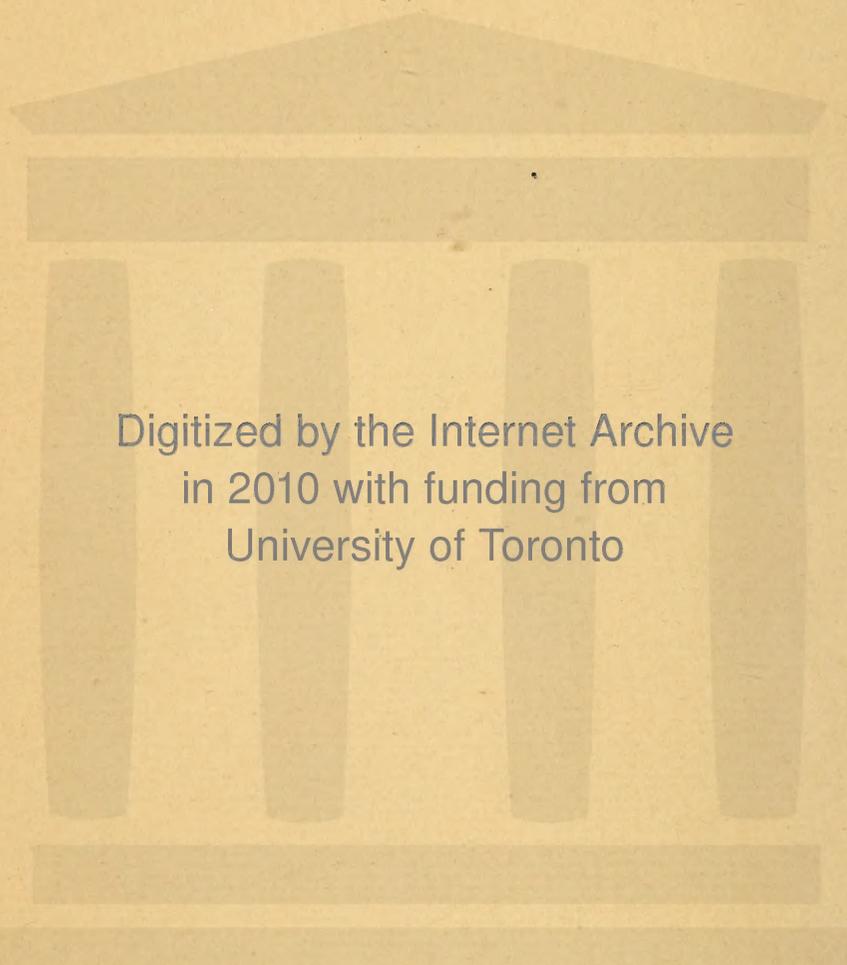
3 1761 01448098 2



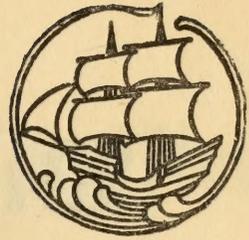
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto



Die Welt der Seele

Einmalige Preise

Verlag
Carl Schönbach

Verlag im Buchhandel

Wilhelm Heinsse

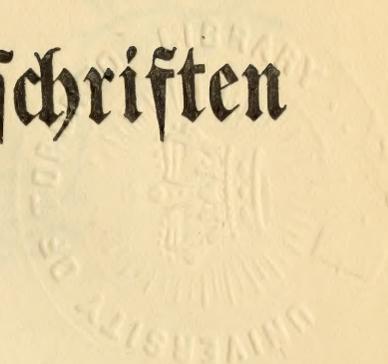
Sämmtliche Werke

Herausgegeben von
Carl Schüddekopf

Erschienen im Insel-Verlag

LG
H471

Gedichte. Jugendschriften



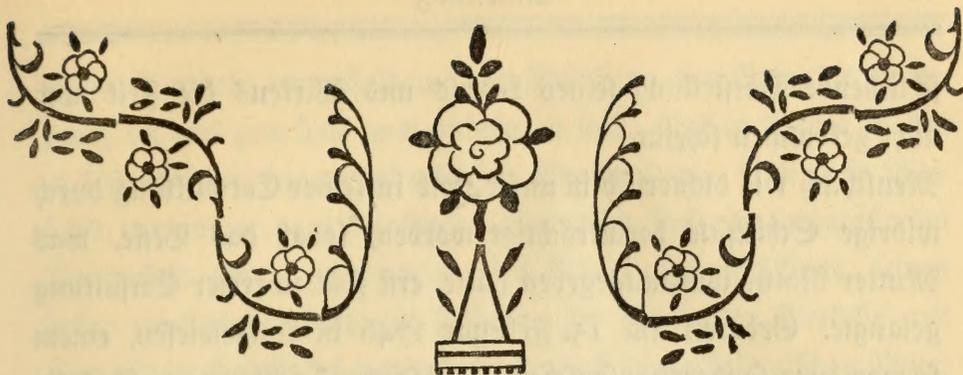
Der Gesamtausgabe
erster Band

Leipzig im Jahre 1913

128969
30/7/13



Die Ausgabe umfasst
10 Bände und wurde
gedruckt in der Officin
W. Drugulin, Leipzig



Einleitung

Diese Ausgabe von Wilhelm Heineses sämtlichen Werken will versuchen, ein langjähriges Unrecht wieder gut zu machen, indem sie den Autor als Dichter und als Menschen in einem reineren Lichte erscheinen läßt, als es bisher ihn umgab. Zwar mag es in unsern Tagen übereifriger literarischer Schatzgräberei als eine starke Übertreibung erscheinen, wenn die Behauptung auftritt, ein Dichter sei hundert Jahre nach seinem Tode in seinem innersten Wesen noch unbekannt, das Persönlichste und Eigenste, was er besaß, liege noch verborgen; aber doch steht zu hoffen, daß wenigstens die letzten vier Bände unsrer Ausgabe, die seine größtenteils noch ungedruckten Tagebücher, Aphorismen und Briefe bringen, dieses Urteil rechtfertigen. Hierauf in aller Kürze hinzuweisen ist der Zweck dieser Einleitung. Für eine ausführliche Biographie Heineses dagegen, die neben der Analyse seiner Schriften besonders seine Wirkungen auf die Nachwelt darzulegen hätte, ist hier kein Raum; auch hat die Forschung über den Dichter eben erst so kräftig eingesetzt, daß für eine ab-

schließende Darstellung seines Lebens und Wirkens die Zeit noch nicht gekommen scheint.

Menschlich wie dichterisch ist unser Held in seiner Entwicklung durch widrige Schicksale beeinträchtigt worden, sodaß das Beste, was Mutter Natur ihm mitgegeben hatte, erst spät zu freier Entfaltung gelangte. Geboren am 15. Februar 1746 in Langewiesen, einem schwarzburg-sondershausenschen Landstädtchen bei Ilmenau, als Sohn eines Organisten und Stadtschreibers, von dem er außer einer im thüringischen Volkscharakter wurzelnden musikalischen Begabung wenig ererbte, erhielt er seine erste Erziehung von orthodoxen Pedanten. Sein leidenschaftliches curriculum vitae im ersten Briefe an Gleim zählt ihr Sündenregister auf, und im dritten der „Musikalischen Dialoge“ von 1770 sagt sein Doppelgänger Löwe: „Schurken von dickbäckigten Candidaten quälten mich täglich in Postillen und Gebetbüchern zu lesen und das lateinische Wörterbuch auswendig zu lernen, anstatt daß sie meinen Verstand, mein Genie entwickeln sollten.“ So blieb Heinse, trotz erfolgreichen Besuches der Gymnasien zu Arnstadt (1760/2) und Schleusingen (1762/6), sein Lebenslang auf seine Erzieher schlecht zu sprechen; das Beste gab ihm eifrige Lektüre und die erwachende Erotik, die in seiner Entwicklung frühzeitig eine wichtige Rolle spielt.

Auch die Universität Jena, die er, schon über zwanzig Jahre alt, im Herbst 1766 als Jurist bezog, konnte mit ihren rohen Sitten dem von Rousseau und Winckelmann Beeinflussten wenig bieten; er selbst nennt die anderthalb Jahre, die er dort zubrachte, die bitterste Periode seines Lebens. Nur dem eitlen und unzuverlässigen Privatdozenten der Philosophie Friedrich Just Kiedel verdankte er einige Anregung und Unterstützung, wurde aber dafür in allerlei literar-

rische Skandale verwickelt und zur Abfassung von Pamphleten benutzt, die uns zum Teil noch unbekannt sind. Erst in Erfurt, wohin er Ostern 1768 seinem bedenklichen Gönner folgte, fand er in Wieland, der an der vom Kurfürsten Emmerich Joseph reorganisierten Universität am 3. Juni 1769 seine Vorlesungen eröffnete, seinen ersten wirklichen Lehrer und Führer. Im vertrauten Verkehr mit ihm bildete Heinse sich unter dem Einfluß seiner hedonischen Philosophie zum Schüler der Griechen aus, der er, wenn auch in veränderten Sinn, sein Lebenlang bleiben sollte. Wieland empfahl ihn an Gleim und Friz Jacobi, versuchte seine literarischen Erstlinge unterzubringen und ihn zum Theaterdichter zu machen; doch bereitete sich schon jetzt eine innerliche Entfremdung vor, die zwei Jahre später zum offenen Bruch führte. Aus dem Kontrast der drückenden Wirklichkeit, in der er lebte, mit den ätherischen Höhen, auf denen seine Phantasie wandelte, ist sein erstes größeres Werk „Elysium“, die leider verlorne Urgestalt der „Laidion“, hervorgegangen; und der Traum von einer „glückseligen Insel“, zu der seine Gedanken flüchteten, kehrt Jahre lang in immer neuen Formen wieder.

Aber den fünfundzwanzigjährigen Studenten, der sein Studium nicht abgeschlossen hatte und in gewissem Sinne immer ein Autodidakt blieb, drängte die Not des Lebens bald auf andere Bahnen; kurz entschlossen ging er Ende September 1771 mit einem verabschiedeten preussischen Hauptmann, der angeblich den Namen Günther oder von Liebenstein führte und mit Lessing und Quintus Jucilius befreundet sein wollte, als Sekretär auf Reisen an den Rhein und nach Süddeutschland, wo dessen Gesinnungs- und Waffengenosse, der Graf Hermann Woldemar von Schmettau, nach Quitti-

rung des dänischen Dienstes als Verfasser freigeistiger Schriften lebte und Prozesse um Lotteriekonzessionen führte. In dieser fragwürdigen Umgebung ist die berüchtigte Übersetzung des Satyricon von Titus Petronius entstanden, die für Heinse's Entwicklung, auch wenn er sie später Gleim und Wieland gegenüber scharf verläugnete, ungemein wichtig ist. Aus einer fast unheimlichen Kenntnis der erotischen Weltliteratur fügte er Anmerkungen und eine Einleitung hinzu, die man mit Recht einen phallischen Protest gegen die zimpferlich bürgerliche Griechenmaskerade der deutschen Kleinstädter nennen konnte. Wielands Pseudogriechentum war tief empört und noch 1781 nannte Herder die Übersetzung, trotz ihrer Kunst, einen Flecken unserer Sprache.

Völlig aussichtslos kehrte Heinse nach diesem stürmischen Wanderjahre im August 1772 in seine Vaterstadt zurück, die wenige Tage vorher durch einen Brand zerstört war; bei aller Leichtlebigkeit und Sorglosigkeit um seine Zukunft mußte ihm daher eine Einladung Gleims nach Halberstadt, um dort eine Hauslehrerstelle anzutreten, wie eine Erlösung erscheinen. Die anderthalb Jahre, welche Heinse nun unter der Protektion des gutherzigen aber eitlen „Vater Ana-kreon“ verlebte, dem er schon manche Unterstützung und die Drucklegung seiner unbedeutenden „Sinngedichte“ verdankte, sind nicht ohne Einfluß auf seine äußere Entwicklung geblieben. Die auch von Wieland gerügten „vöbelhaften“ Sitten des Kantorsohnes vom Thüringer Walde wurden in dem Hause der Frau von Massow in Quedlinburg, deren Sohn er erzog, von einer feineren Lebensart wohlthätig beeinflußt. Typisch für die eben einsetzende Empfindsamkeit der Zeit ist sein Verhältnis zu der adligen Frau des Hauses, mit der er zusammen musiziert, den Metastasio liest und eine Seelen-

freundschaft schließt, während sie, empfindsam, schwelgend in Gefühlen, mit einem derben, soldatischen Manne verheiratet, die Huldigungen des schwärmenden Jünglings halb ermuntert, halb zärtlich abwehrt. Einen nachhaltigen Eindruck, der sich noch nach zwanzig Jahren in der Konzeption der „Hildegard von Hohenthal“ widerspiegelte, wie ihn mehrere Biographen Heinse's construiren, halte ich jedoch für ausgeschlossen.

Trotz solcher Einflüsse war der junge Dichter aber im Grunde genommen auch hier am falschen Orte; der Aufenthalt in Quedlinburg und in Halberstadt, wohin er mit seiner Prinzipalin im März 1773 übersiedelte, war für ihn eher ein Stillstand, ja ein Rückschritt. Zwar die Beteiligung an dem anakreontischen Getändel, das Gleim sein Leben lang mit den Jacobis und Genossen trieb, war ihm nicht Ernst, Heinse wählte diesen „auf die Dauer unerträglichen Jargon“, wie ihn Laube nennt, nur, weil er ihm eine gute Aufnahme versprach, wie er überhaupt mit großer Virtuosität die literarischen Stilmoden mitmacht, wie sie kommen, bis er in Italien zu seinem eigenen Ausdruck reift. Daß aber Gleim seinen Schützling, statt ihn vor eine große Aufgabe zu stellen, wie es vielleicht sein geplanter Künstlerroman „Apelles“ hätte werden können, mit Kokoko-Ländeleien, wie die Übersetzung der „Kirschen“ nach Dorat es war, mit spielerigen Nachahmungen oder unbedeutenden Epigrammen für die Halberstädter „Büchse“ seine beste Zeit verlieren ließ, wird ihm immer zum Vorwurfe gereichen. Denn daß auf diesem Boden Heinse nicht die sittliche Energie gewann, um sich, etwa wie Schiller auf der Karlschule, aus eigener Kraft loszureißen, war leicht einzusehen. Um so mehr ist anzuerkennen, daß sein Schützling, obwol ihm innerlich längst fern stehend, doch dem alten Vater Gleim, der so manche

schmerzliche Erfahrung mit seinen Freunden machen mußte, in zart-
fühlendster Weise bis zu seinem Tode die Treue bewahrte.

Insofern schien seine Übersiedlung nach Düsseldorf, wohin er ohne
Gleims Wissen und Willen sich von dem Anacreontiker Jacobi als
Mitredakteur an dessen Damenzeitschrift „Fris“ im April 1774
entführen ließ, eine Befreiung für ihn zu sein. Schon auf der Reise
lernte er in Braunschweig und Hannover einige führende Männer,
wie Lessing, der ihn nach Voies Bericht ironisch ablehnte, und
Leisewitz kennen, vor allem aber machte er bald nach seiner An-
kunft in Pempelfort die Bekanntschaft Goethes, an den er sich, mit
dem ganzen Jacobischen Kreise, in leidenschaftlicher Bewunderung
anschloß. In neidloser Entzückung über den drei Jahre Jüngeren,
vom Glück Begünstigten, schreibt Heinse an die Halberstädter
Freunde (13. IX. 74): „Göthe war bey uns, ein schöner Junge
von 25 Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft
und Stärke ist; ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit
Adlerflügeln, qui ruit immensus ore profundo“ und (13. X. 74):
„Ich kenne keinen Menschen in der ganzen Gelehrten-Geschichte, der
in solcher Jugend so rund und voll von eigenem Genie gewesen
wäre, wie er. Da ist kein Widerstand; er reißt alles mit sich fort.“
Der Mondnacht auf dem Schlosse zu Bensberg, wo Goethe seinen
„König in Thule“ vortrug, erinnerte sich Heinse noch 1790, als das
Fragment von Faust erschien, in voller Frische, und den Glauben an
„seinen Wolfgang Göthe“ hat ihm weder der Streit um Fris Jacobs
parodirten „Woldemar“, noch der Angriff in den Xenien rauben
können. Noch sieben Tage vor seinem Tode rät er Sömmerring
von einer Übersiedlung nach Jena mit den Worten ab: „Was
geistiges Leben betrifft, haben Sie weiter Niemand dort, so viel

ich weiß, als Wolfgang Göthe, und Niemand weiter, als Wolfgang Göthe."

Vor allem der „Werther“ hatte es ihm angetan. Als Fritz Jacobi ihm den eben erschienenen Roman am 19. October 1774 vorlas, beteuerte Heinsse, Goethe sei der größte Mann, den die Welt hervorgebracht; kein neues Volk habe ein solches Wunder aufzuweisen als „Werthers Leiden“; und der erste Entwurf zu einer Besprechung in der Iris, den er am folgenden Morgen schickte, war so überschwänglich, daß Jacobi ihn unterdrücken mußte. Auffallender Weise war Goethe nicht minder entzückt von Heinses vor kurzem veröffentlichten, ersten größeren Werk „Laidion oder die eleusinischen Geheimnisse“. Über diesen Griechenroman, der, mit seinen Anfängen noch in Heinses Erfurter Zeit zurückreichend, die Philosophie der Grazien mit Wielandschem Apparat verkündet, zugleich aber auch die hedonische Philosophie des Meisters zu Consequenzen verfolgt, zu denen der weimarische Prinzenerzieher sich weder bekennen wollte noch konnte, schreibt Goethe in dem forcierten Stil seiner Jugendbriefe an Johanna Fahlmer: „Das ist mein Mann! Er hat Hunderten das Wort vorm Maule weggenommen. Eine solche Fülle hat sich mir so leicht nicht dargestellt. Ich halte dafür, daß sich nichts über ihn sagen läßt. Man muß ihn bewundern oder mit ihm wetteifern. Wer etwas Anderes thut, oder sagt so! und so! ist eine Canaille.“ Und an Heinsse selbst in einem mit der ganzen Correspondenz leider im Original verloren gegangenen Briefe: „Es wird schon eingreifen, sowie die Vorrede zum Petron, ob's gleich was ganz anders ist, laßt die Kerls raisonniren, was sie wollen. — Und was die Stanzas betrifft, so was hab' ich für unmöglich gehalten. Es ist weiter doch nichts als ein Jouissance, aber der Teufel mach die 50 solche Stanzas darüber

nach — Kurz; ich darf nichts darüber sagen, es ist so vieles darin, das nicht anders ist, als ob ich's selbst geschrieben hätte". Kein Wunder, daß Heinse auf ein solches Lob stolz war, zumal sein alter Lehrer Wieland, voller Besorgnis vor den Geistern, die er gerufen hatte, gerade an diesen Stenzen das größte Argernis nahm und seinem Schüler darob die Freundschaft kündigte, ohne doch auf die Dauer dessen Mitarbeit am Deutschen Merkur entbehren zu können. Sonst war für Heinse, rein äußerlich genommen, in Düsseldorf nicht viel zu holen. Ökonomisch von dem guten Willen der Brüder Jacobi abhängig und nur durch seinen unverwüßlichen Optimismus imstande, sich über Wasser zu halten, war er auch als Schriftsteller hier zunächst nicht am rechten Plage. Zum Herausgeber einer Damen-Zeitschrift war der Übersetzer des Petron und der Kirschen am wenigsten geeignet, wenn er auch eben als Compiler von „Erzählungen für junge Damen und Dichter“ debütiert hatte; und seinen Beiträgen zur Iris, einer „Erziehung der Töchter“, einer „Frauenzimmer-Bibliothek“, einer „Geschichte des Kalenders“ und ähnlichem merkt man leicht das Gezwungene an. Auch seine Prosa-Übersetzungen aus dem Italienischen des Fortiguerra, Lasso und Ariost tragen den Stempel bestellter Lohnarbeit, wenn auch die letztere, erst in Venedig vollendet und 1782 in Mannheim erschienen, das bittere Epigramm Schillers

Wohl, Ariosto, bist du ein wahrhaft unsterblicher Dichter,

Denn da du hier nicht starbst, stirbst du, o Göttlicher, nie,
nicht verdient, sondern gegenüber Vorgängern und Konkurrenten, wie Meinhard, Werthes und Mauwillon, einen wesentlichen Fortschritt bedeutet.

Aber trotz alledem ist der sechsjährige Aufenthalt am Niederrhein

für Heine von der entscheidendsten Bedeutung gewesen; neben der Italienischen Reise ist dies die wichtigste Station seines Lebensweges. Wielands falsches Griechentum und Gleims tändelnde Anakreontik schwinden für immer aus seinem Ideentreis; über Jacobis bevorstehende Heirat mit einer Cousine in Celle schreibt er, es werde nicht viel Kluges daraus entspringen, außer einigen Liederchen an Rosenbüsche, Schmetterlinge und Liebesgötter zwischen Thyrsis und Chloë. Eine ganz andere Gedankenwelt wird durch die beginnende Bekanntschaft mit der Renaissance in Heine wach; mehrfach tritt neben Tasso und Ariost der Name Macchiavelli auf, und aus der alten Rousseauschen Naturverehrung erwächst ihm eine freie, ästhetisch gestimmte Kraftmoral, die er aber sorgsam vor der Außenwelt verbirgt und auch seinen nächsten Freunden nicht verrät. Wahrheiten erwachen in ihm, die sein einziges Eigentum im achtzehnten Jahrhundert bleiben, die er aber nur seinen flüchtig geschriebenen Tagebüchern und Notizheften anzuvertrauen wagt. Man braucht nur wenige Seiten in diesen „Gedankenheften“ aufzuschlagen, um einzusehen, wie es in dem Einsamen Jahre vor der großen Revolution wetterleuchtet. Da finden wir Sätze wie: „O, wie will ich mich freuen, wenn ich einmal unter Menschen komme, die nackt gehn und wo ich nackt gehn kann“, „Jedes Verhältniß in der bürgerlichen Gesellschaft ist ein Strick; der gemeine Mann ist am wenigsten gefesselt“, „Je vollkommener ein Mensch ist, desto weniger glaubt er“, „Ein wahrer Mensch muß Unrecht zu thun vermögen; geschweige Unrecht leiden“, „Es giebt so wenig eine allgemeine Moral, als ein Mensch eine Million Menschen ist. Was soll das: liebe deinen Vater! wenn der Vater ein ausgemachter häßlicher schlechter Kerl ist“, oder endlich: „Es giebt keine

andren Pflichten, als die aus der Selbsterhaltung eines Ganzen entspringen". Er spottet über die „Seelen, die nie ohne Stock oder Degen gehen können“, erklärt „Der Mensch ist das größte Raubthier“ oder „Die Religion ist weiter nichts, als eine Heiligung der gesellschaftlichen Pflichten“ und scheut nicht vor dem Paradoxon zurück: „Die Zeiten, in denen bellum omnium contra omnes war, sind nach aller Geschichte immer die glücklichsten Zeiten für die Menschheit gewesen“.

Daß er solche revolutionäre, zum Teil auf Stendhal, Nietzsche und Darwin voraus deutende Gedanken nicht vor dem frommen Philosophen Jacobi, der ihn liebte, aber nicht verstand, offenbarte, und daß dieser urteilen konnte (29. X. 77 an Wieland): „Was seine Seele brütet, weiß ich nicht genau. Er spricht von ein paar Romanen. Ich glaube aber nicht, daß er je ein Ganzes von wahrhafter, lebendiger Schönheit hervorbringen wird“, ist leicht zu begreifen. Auch sonst hat er, durch die Erfahrungen mit Wieland, Gleim und Jacobi misstrauisch gemacht, sich kaum Jemanden in seiner wahren Natur gezeigt und besonders Menschen gegenüber, die ihm nicht congenial, nicht sympathisch genug erschienen, sich in eine kühle Zurückhaltung gehüllt. Das war z. B. dem scharfen Beobachter Merck gegenüber der Fall, der nach seiner Rheinreise im Juli 1778 an Wieland schreibt: „Der Schäfer Heinsel ist nicht zu verachten, wenn nur die Bestie mehr Theil an den Menschen nähme und nicht alles so lächelnd angrinzte. Genie aber hat er die Menge,“ wogegen er dem derben, aus härterem Holz geschnitzten Klinger in seiner „wirklichen wahren poetischen Phantasie erstaunend lieb von Seiten des Geistes und Herzens“ erscheint.

Am meisten verriet sich seine innere Wandlung noch in den an Gleim

gerichteten und in Wielands „Teutschem Merkur“ abgedruckten Briefen über die Düssel-dorfer Gemäldegalerie, die eine überraschende Wirkung hatten. Vor den Italienern, Van Dyck und Rubens, die jetzt als Cimelien die Münchener Pinakothek schmücken, erkennt Heinsie seinen eigentlichen inneren Beruf, mit Werken der Kunst umzugehen: hier giebt er gewissermaßen in nuce eine Ästhetik der neuen Richtung, der er sich in Düsseldorf zuwandte, und die wir als die Sturm- und Drangzeit zusammenfassen. Den Spuren Herders und Goethes folgend tritt er energisch für das Rationale in der Kunst ein, verteidigt die von Winckelmann und Lessing zurückgesetzte Landschaftsmalerei und entdeckt in einer meisterhaft stilisirten Apotheose den großen Niederländer Rubens, der auch seiner erotischen Natur kongenial erschien, gewissermaßen erst wieder für die Kunstgeschichte. Nach all den Maskeraden der Erfurter und Halberstädter Zeit regt sich hier wieder, wie im Petron, Heinsies eigne Natur und schafft Eindrücke von Kunstwerken, die mit einer Suggestionskraft ohne Gleichen Farben und Formen gegenwärtig machen.

Aber mit diesen Studien war ihm nicht gedient, seine Seele strebte mit aller Gewalt nach höherem Ziele. „Ich sitze gefangen und kann, voll Leben und Feuer, nicht von der Stelle: und Niemand versteht mich, als ich; und Niemand weiß, was mir fehlt; wornach ich trachte und ringe, wornach meine Kräfte streben, wie die Wurzeln eines fremden Baums“ schreibt er an Gleim (30. XII. 77); und ein andermal (6. VII. 78): „Ich bin zu allem andern, außer Natur und Kunst, verdorben. Meine Tage fliehen dahin in verzehrendem Feuer: Die goldnen Stunden des Lebens, wo ich zu schaffen, und zu genießen, und zu schaffen vermöchte. Das kann ich nicht nach Herzenslust, ohne dem Schönsten, ohne der besten Natur und Kunst am

Busen zu liegen und gelegen zu haben, Mark und Bein voll Seeligkeit und ewiger Wonne. Ein unwiderstehlicher Zug reißt mich fort in die Thäler und Höhen der Schweiz, unter die Schatten der Griechen zu Florenz und Rom, und weiterhin nach dem schönen Sicilien!"

Ungefähr zu gleicher Zeit fand die Sehnsucht seines ganzen Lebens, der Traum seiner Jugend Aussicht auf Erfüllung; Friz Jacobi und Gleim versprachen ihm für zwei Jahre je hundert Dukaten Unterstützung, der Rest sollte durch Correspondenzen für ein Journal aufgebracht werden, und die Reise wurde für das Frühjahr 1779 festgesetzt. „O glimmen will ich auf die höchsten Höhen, die noch keines Menschen Fuß betrat! um endlich einmal diesem unruhigen Herzen, das vor lauter eingepreßtem Leben zu Grunde gehen wollte, wieder Luft zu machen.“ Aber die Arbeit am Ariost, Krankheit und Geldsorgen hielten ihn noch ein Jahr zurück, und erst im Frühling 1780 war das heiß ersehnte Ziel erreicht.

Am 21. Juni 1780 zog Heinse von Düsseldorf aus den Rhein herauf nach Frankfurt, wo er Goethes Mutter begrüßte, von dort über Heidelberg, Mannheim und Straßburg zu Schloßers nach Emmendingen und zu Pfeffel nach Kolmar, in dessen Fremdenbuch er sich mit dem Leitmotiv seiner Reise „des Menschen Wille ist sein Himmelreich“ eintrug, und betrat Anfang August in Basel die Schweiz, überall Natur und Kunst in vollen Zügen genießend. Seine Briefe an Friz und Betty Jacobi, auf reichhaltigen Tagebuchnotizen beruhend, strömen über von Dank und Freude für die Urheber seines Glücks. In Koblenz, Frankfurt, Mainz und Mannheim besucht er die öffentlichen und privaten Glaerien, den ersten überwältigenden Eindruck architektonischer Schönheit aber hat er vom Straßburger

Münster, dessen „Gothik“ er wie sieben Jahre zuvor der junge Goethe verteidigt. Am 14. August kommt Heinse nach Schaffhausen und verweilt dort drei Tage, von dem Rheinfall gefesselt, den er in Briefen voll dithyrambischer Entzückung beschreibt.

Auch die übrigen Briefe aus der Schweiz, vom Rigi und Gotthard, von der Furka und aus Genf sind voll der feinsten Beobachtungen über Land und Leute, sodaß schon Gleim und Jacobi sie drucken lassen wollten. Die Reisebeschreibung entspricht am meisten seiner Begabung, die dem Impressionismus unserer Tage nahe verwandt ist; die Fähigkeit treuesten Festhaltens blitzartig wirkender Eindrücke, die Wiedergabe eines dunkeln Gefühls durch den unmittelbarsten Ausdruck, der bis an die Grenze des Möglichen geht, aber nie zu viel wagt, ist bei ihm stärker entwickelt als bei allen seinen Zeitgenossen. Noch hatte Niemand die Majestät der Bergwelt empfunden und dargestellt, wie er in seinem Briefe von der Höhe des St. Gotthard, und je weiter er, über Lyon, Avignon und Valcluse, nach dem Süden kommt, desto stärker wird seine Ausnahmefähigkeit und die Sehnsucht nach dem Ziel seiner Wanderung. Endlich schiffet er sich in Marseille zu einer sechstägigen Fahrt nach Genua ein, auf der das Meer einen mächtigen Stimmungseindruck auf ihn macht, fährt „im Fluge“ mit einem Betturin nach Parma, Reggio, Modena und kann am 22. November jubelnd den ersten Brief aus Venedig an Fris Jacobi mit den Worten beginnen „Eccomi a Venezia!“

Jetzt erst ist Heinse in seinem wahren Element. Italien entbindet sein eigentliches Wesen; hier werden alle schlummernden Kräfte in ihm wach, er lebt „stärker an Leib und Seele“. Das leidenschaftliche Bedürfnis nach eigener, unabhängiger Wesensexistenz, das in

seinen Briefen und Tagebüchern immer wieder anklingt, beweist jetzt seine innere Berechtigung. Unter den größten Entbehrungen, im abgeschabten Düsselborfer Keiseroock durchwandert Heinsse, der in der weichlichen Atmosphäre seiner „Laidion“ des Dolce far niente vergöttert hatte, zu Fuß Italien, wie zwanzig Jahre später der Spaziergänger nach Syrakus, schläft auf der Überfahrt nach Genua in kalter Winternacht auf dem harten Verdeck und bleibt in Venedig, um Holz zu sparen, 18, ja 22 Stunden im Bett, mit der Beendigung der Tasso-Übersetzung beschäftigt. „Noth ist der Uhrschlüssel,“ sagt er selbst, „womit die Springsfedern des Herzens von neuem wieder aufgezo-gen werden, und Sturm und Wetter auf der See des Lebens unendlich entzückender als aller Sonnenschein, wenn es vorbei ist.“

Aber wie stark auch die Eindrücke waren, die auf sein künstlerisches Empfinden einströmten, so hält er doch anfangs mit seinem Urtheil vorsichtig zurück. „Italien habe ich bis jetzt noch ganz anders empfunden, als man mir hat weis machen wollen; aber ich will nicht eher von ganz Italien reden, als bis ich das Recht dazu habe.“ Nur über die enthusiastisch aufgenommene italienische Musik berichtet er in ausführlichen Briefen an Fritz Jacobi aus Venedig, wo er, abgesehen von einem kurzen Besuch in Padua, mehr als sechs Monate bleibt, vom Tasso festgehalten. Erst in die letzte Zeit seines dortigen Aufenthalts fallen Aufzeichnungen in seinen Nachlassheften, die er sich über die Sammlung antiker plastischer Werke im Museo archeologico und in der Bibliothek zu Venedig macht. Sobald er sich aber Ende Juni 1781 über Bologna nach Florenz aufmacht, nimmt ihn die bildende Kunst völlig in ihren Bann; in vollen Zügen genießt er die Werke der Architektur, der Plastik und der Malerei.

In Bologna bewundert er vor allen, wie fünf Jahre später Goethe, Raphaels Cécilia, Guido Reni und die beiden Caracci, nicht unbez einflußt von Volkmanns Reisehandbuche, von dem er damals noch wie sein berühmter Nachfahre abhängig ist; doch bleibt er bei seiner Düffeldorfer Anschauung: „Alle Kunst ist menschlich und nicht griechisch“. Erst in Florenz, wo er Anfang Juli eintrifft und durch den Hofmeister des Großherzogs, einen Grafen von Hohenwart, freien Zutritt zu den Uffizien und allen Bibliotheken erhält, findet er das richtige Verhältnis zur Antike wieder. „Ich bin selig in vollen Zügen“, sagt er vor der mediceischen Venus und dem Apollino, wie vor der Venus Lizians.

Zwei Monate bleibt Heinse in Florenz und im Toskanischen, das er die Kreuz und die Quer, bis nach Lucca, Pisa und Livorno durchstreift, wo er die Poesie des Meeres wiederum, als einer der Ersten, tief empfindet; und nach einem vierzehntägigen Aufenthalt in Siena trifft er endlich im „heiligen“ Rom ein, um daselbst fast zwei Jahre — die glücklichsten seines ganzen Lebens — zu verbringen! In einem dithyrambischen Briefe an Friz Jacobi vom 15. September 1781 beschreibt er seine erste nächtliche Wanderung durch die ewige Stadt, den Sonnenuntergang in der Rotunda, das mondbeschienene Kapitol und die ungeheuern Massen des Colosseums; gerade um Mitternacht überschaut er vom spanischen Platz das ganze Rom und kommt zu dem Schluß: „Wenn man sich so seinen Sinnen überläßt und in der täuschenden Dämmerung das steht, scheint es wirklich vom Schicksal bestimmt zu sein, die Erde zu beherrschen, es sei mit Legionen oder Zaubersprüchen“. In vertrautem Verkehr mit dem pfälzischen Dichter und Maler Müller, mit Ferdinand Kobell und andern Künstlern vertieft er sich in das

Studium der Kunst so, „daß er gar nicht heraus kann“, glaubt aber, die Künstler würden am Ende wenig mit ihm zufrieden sein. Von durchreisenden Fremden interessiert ihn vor allem sein alter Freund Klinger, der mit dem russischen Großfürsten Paul im Frühjahr 1782 auf längerer Reise auch Rom besuchte und ihn vergeblich zum Bibliothekar des Großfürsten zu machen suchte, ferner der „ehern trockne“ Göttinger Historiker Schlözer, der ihn zur Benutzung mehrerer Renaissance-Chroniken anregte, mit seiner frühreifen Wundertochter Dorothea, später die auch von Goethe hochgeschätzte Frau von Diebe, die Heinsse 1790 auf ihrem Schloß Ziegenberg wieder sah, der Mainzer Domherr von Beroldingen und andre mehr.

Am 1. Juli 1782, zwei Tage nach dem Petersfeste, das er in einem ausführlichen Briefe an Gleim beschreibt, geht Heinsse mit Kobell weiter nach Neapel, wo er mit Angelika Kaufmann und Philipp Hackert zusammentrifft. Er besucht Lassos Geburtsort Sorrent, das Grab Virgils am Posilipp, Pompeji und Herkulanum, wo er über die verbrannten Manuskripte eingehende Studien macht, muß aber am 29. August, da sein Geld knapp wird, Neapel wieder verlassen, ohne Sizilien, geschweige denn Griechenland oder Kleinasien zu bereisen, wie er sich noch in Venedig fest vorgenommen hatte. Auch hier also, auf dem Gipfel seiner Existenz, eine herbe Enttäuschung, die auf den Schluß des „ArdinghELLO“ nicht ohne Einfluß geblieben ist! Anfang September ist er wieder in Rom, und der nun folgende Winter und Frühling ist die ertragreichste Zeit seines italienischen Aufenthalts. Seine Nachlasshefte und Tagebücher sind beredte Zeugen einer intensiven, fast fieberhaften Tätigkeit, die Schätze italienischer Kunst und Literatur sich zu eigen zu machen, ehe

er das gelobte Land auf immer wieder verlassen mußte. Erstaunlich ist, was alles er in diesen wenigen Monaten, und wie er es in sich aufnimmt! Hingekritzelt mit flüchtigen, oft unleserlichen Bleistiftzügen in die geheimen Tagebücher und Notizhefte, die man mit Recht sein eigentliches „Werk“, sein Dokument genannt hat! Allein von Gemäldebeschreibungen aus dem Vatikan, der Villa Borghese, dem Palazzo Colonna, der Farnesina und den zahllosen Kirchen Roms besitzen wir an die Hunderte; dazu kommen Studien über antike Schriftsteller, besonders Homer, Euripides und Virgil, über das Dreigestirn Dante, Petrarca, Boccaccio und über die neuere Literatur, der er vorwiegend skeptisch gegenübersteht; ferner Auszüge und Reflexionen über Geschichtsschreiber wie Sallust und Macchiavelli, über alte und neuere Philosophen wie Giordano Bruno, Leibniz, Bayle und Hobbes, über Naturforscher wie Kepler und Galilei, über Naturwissenschaft, Anatomie, Staats- und Wirtschaftslehre, Sprachen, wie Neugriechisch, Hebräisch und Türkisch, Reisebeschreibungen und ähnliches mehr. Alles überragend jedoch an Umfang und Vertiefung sind seine Studien in Kunst und Ästhetik. Fortsetzend, was er schon in Düsseldorf begonnen, erweitert er seine Kunstauffassung gegenüber der Lessings und Winckelmanns; als die drei größten Lichter der Malerei erscheinen ihm mit Mengs nun Raffael, Tizian und Correggio, zu denen er aber Michel Angelo als vierten hinzufügt, während Rubens merklich in seiner Achtung sinkt. In der Landschaftsmalerei, die er nach wie vor verteidigt, von der er im Urdinghella sogar sagt, sie werde endlich alle andern verdrängen, schätzt er vor allem Claude Lorrain, dessen „Studium der Natur bis in die kleinste Faser hinein“ er bewundert. Sonst aber tritt die Forderung der Natur immer mehr

zurück in seinen Aufzeichnungen, das Wort Ideal wird immer häufiger; er hat nicht umsonst mit der Antike Zwiesprache gehalten! So nähert er sich zum Schluß seiner Reise wieder Goethe, der drei Jahre nach ihm in Italien gleichfalls sich „zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden“ suchte, aber ganz verschiedene Wege ging. Als Jünger Winckelmanns will Goethe „Klarheit und Ruhe“ gewinnen; während Heinsse in leidenschaftlichem Stimmungsgefühl seine Empfindungen hinwühlt, will Goethe die Dinge schildern, wie sie sind. Das Ziel von Goethes italienischer Reise ist Objektivität, in Heinses Aufzeichnungen herrscht der allmächtige Trieb, über die Dinge der Außen- und Innenwelt ins klare zu kommen durch Erwägungen „pro und contra“, Einfälle aller Art und Betrachtungen von allen Seiten. Vor allem aber sucht Heinsse ein Verhältnis zur Renaissance zu gewinnen, die Goethe, trotz dem Benvenuto Cellini, fremd geblieben ist; und ihm erwächst daraus eine neue Moral, die, wie wir sehen werden, im „Ardinghello“ zum künstlerischen Ausdruck kommt. Das Kühnste und Freieste freilich liegt auch nach dieser Richtung hin in seinen Tagebüchern und Nachlassheften verborgen, die er, wie weiter unten ausgeführt, nach seiner Rückkehr in Deutschland nur teilweise ausnutzte, „Hieroglyphen zur Rück Erinnerung“, wie er sie selbst nennt, niedergeschrieben in dem Gedanken an eine spätere Bewertung und in ihrer Bedeutung für die Kunst- und Geistesgeschichte bisher noch kaum beachtet.

Während er aber, künftiger Zeiten eingedenk, in seine Scheunen sammelte, was er noch erraffen konnte, neigten sich seine Tage in Italien dem Ende zu. Mehr als drei Jahre war er, mit den bescheidensten Mitteln, unterwegs; im letzten Winter beschäftigten ihn

die Vorarbeiten zu einer Zeitschrift, die unter dem Titel „Italiänischer Merkur“ oder „Italiänische Bibliothek, nebst Nachrichten von Kunstfachen“ die Schätze des Landes in Literatur, Kunst und Musik den Deutschen bekannt machen sollten, — aber die stille Hoffnung, sich dadurch eine dauernde Existenz in Italien zu schaffen, die seinem Unabhängigkeitsgefühl nicht widerstrebte, ging nicht in Erfüllung. Am 7. Juli 1783, Nachts drei Uhr, verließ Heintze die ewige Stadt, die er nicht wiedersehen sollte, und reiste anfangs zu Fuß, trotz seiner schweren Jagdtasche, dann zu Pferde über Terni und Perugia nach Florenz, wo er am 19. Juli eintraf und die Schätze der Uffizien und übrigen Sammlungen mit ganz andern Augen betrachtete, wie zwei Jahre zuvor. In der Mitternacht vom 28. zum 29. Juli ging es weiter über Bologna, Ferrara und Padua nach Venedig, wo er vom 2. bis 6. August nochmaligen Aufenthalt nahm und, wie auf der ganzen Rückreise, ein ausführliches Tagebuch führte; dann wieder über Padua, Vicenza und Verona nach Mailand, das er noch nicht kannte, und endlich über Cremona und Mantua, wo er seinen letzten Brief aus Italien an Fritz Jacobi schrieb, zurück nach Verona. Am 22. August wurde endgültig die Rückreise, die noch manchen künstlerischen Gewinn brachte, über den Brenner, Innsbruck und Augsburg nach München angetreten, wo er vom 30. August bis zum 4. September blieb um dann wieder über Augsburg, Stuttgart, Mannheim und Mainz den Rhein hinunter nach Düsseldorf zurückzukehren.

Am 18. September 1783 traf Heintze wieder in Düsseldorf ein, wo ihm eine kurfürstliche Bibliothekarstelle in Aussicht gestellt war, bald aber packte ihn, wie den Helden seiner „Hildegard von Hohensthal“ das „Italien-Weh“. „Es ist bei uns alles so kalt, so kalt,

und kein edler Geist findet Unterstützung" und „Mich reut es, so viel mir Haare auf dem Kopfe stehen, daß ich Rom verließ; ich sehe in Deutschland kein Heil vor mir" klagt er in seinen Briefen an Gleim. Kleinere Reisen, so mit dem Grafen Nesselrode nach Holland im Oktober 1784, dienen zwar zur Erweiterung seiner Kunstkenntnisse, aber auch zur Befestigung seiner Ansicht, die er mit Goethe theilte, daß jenseit der Alpen die bildenden Künste nicht gedeihen können. Er benutzte die folgenden Jahre, in denen ihm Frig Jacobi in edler Uneigennützigkeit Aufnahme gewährte, um die Früchte seiner italienischen Reise, von deren künstlerischen Eindrücken er bis an sein Lebensende zehrte, unter Dach und Fach zu bringen. Dies geschah zunächst in dem Hauptwerke seines Lebens, das seinen Namen vor allem auf die Nachwelt bringen sollte, dem 1787 in Lemgo erschienenen Roman „Ardinghello und die glückseligen Inseln" — einem wundervollen Torso, wie ihn Heines neuester Biograph mit Recht nennt, der, so wie er vor uns steht, Erzählern ersten Ranges ein erster großartiger Entwurf gewesen wäre.

Schon im Herbst 1780, auf der Reise durch die Schweiz und Oberitalien, hatte Heine ein flüchtiges Schema zu einer Erzählung entworfen, die zuerst „Das Weib, eine Geschichte", dann „Weib und Unschuld" betitelt werden und die Schicksale eines ländlichen Liebespaares schildern sollte, bald aber zu einem Briefroman „Adelheit und Heidenblut" erweitert wurde, der auch Motive zur „Hildegard von Hohenthal", Heines zweitem großen Roman, in sich birgt. Hier sollte die Geschichte des schweizerischen Förstersohns Heidenblut und seiner Jugendgeliebten Adelheit erzählt werden, die nach abenteuerlichen Schicksalen als Korsar und Opfern fängerin

sich in London wiederfinden und in der Schweiz eine utopische Republik gründen, wie Ardinghello und Fiordimona auf den glückseligen Inseln. Eine weitere Fragmentengruppe zeigt uns einen typischen Renaissanceroman im Entstehen, in Gestalt eines Briefwechsels zwischen dem „Kraubmenschen“ Caesar Borgia, Anton Orsino, Stephan und Hannibal Colonna; die Handlung spielt ungefähr gleichzeitig mit der des Ardinghello in Mittel- und Unteritalien, knüpft aber direkt an den Streit der beiden Familien Orsino und Colonna und damit an das wilde Rom des Papstes Alexanders VI. an. Von diesem großartigen Hintergrunde sollte sich die Liebe der Kinder aus den beiden feindlichen Häusern um so wirkungsvoller abheben. Die wenigen erhaltenen Fragmente (IV³, 412–418) sind mit einer solchen Wucht geschrieben und so von typischer Renaissancemoral erfüllt, daß ihre Nichtvollendung aufs äußerste zu bedauern ist.

Denn die endgiltige Fassung des Romans, zu welchem der „im Zentrum seines Wesens unverrückbare“ Autor sechs Jahre hindurch immer wieder zurückkehrt, um ihn nach der Rückkehr von der holländischen Reise im Winter 1784 bis 85 auf Grund der italienischen Notizhefte und Tagebücher abzuschließen, ist gerade durch die massenhafte Hineinarbeitung früherer Aufzeichnungen in seiner Wirkung beeinträchtigt worden. Zwar steht es außer allem Zweifel, daß ein großer Teil dieser flüchtig, oft fast unleserlich mit Bleistift hingekritzeltten Notizen mit dem bestimmten Vorsatz niedergeschrieben wurde, sie später auszuarbeiten und zu benutzen; wie denn Heinse selbst nach seiner Rückkehr aus Süditalien am 13. Oktober 1782 an Fritz Jacobi schreibt: „Inzwischen hätt' ich Ihnen doch schon vieles über Neapel und andre Derter unterwegs ge-

schrieben, wenn ich nicht gerade an einem Werk brütete, worin verschiedene Scenen dahin versetzt sind; und ich mag nichts doppelt beschreiben. Es soll vor meiner Abreise von Italien nach Deutschland noch weitres fertig werden." Über die Art und Weise, in der die Aufnahme dieser meist nur leise stilisierten Notizen erfolgt, ist so oberflächlich, daß an manchen Stellen der ursprüngliche Sinn geradezu entstellt wird, und vor allem so unkünstlerisch, daß das ganze Dichtwerk gefährdet erscheint. Nur aus Heineses relativer Talentlosigkeit für die gewählte Kunstform läßt sich dieser offenbare Mangel erklären; der Roman ist für ihn, wie für viele seiner Zeitgenossen, noch die traditionelle Form amüsanter Mitteilung, ja Belehrung, wie im siebzehnten Jahrhundert bei Happel und Consorten, wenn er auch die alten Schläuche mit neuem Wein zu füllen weiß. So umgibt er denn seine Schilderungen und Reflexionen, die weit besser zu Essays oder Skizzen gepaßt hätten, oft genug mit ungeschickt romanhaften Motiven, die nicht selten fast karitierend wirken, wie das in noch erhöhterem Maße bei der künstlerisch tiefer stehenden „Lucinde“ Friedrich Schlegels der Fall ist.

Dagegen ist in dem fertigen Roman die Charakteristik der Hauptfiguren gegenüber den früheren Entwürfen wesentlich fortgeschritten; erst zu Hause, in sehnsüchtiger Erinnerung an Italien, hat Heine die Renaissance ganz begriffen. Der Held seiner Erzählung, Ardinghello, ist zweifellos ein Abbild des Dichters selbst, erhöht nach dem Vorbild des vielseitigen Renaissance-menschen, des uomo universale, dessen Wesen ihm zuerst in den toskanischen Archiven aufging. Der junge Florentiner, der die durch Cosmus von Medici veranlaßte Ermordung seines Vaters zu rächen geschworen hat, ist — ohne eigentlichen Beruf — Maler, Dichter

Musiker, Philosoph, Ingenieur, Soldat und Seemann in einer Person, voll leidenschaftlicher „Gluth“ in allem, was er angreift, dabei Meister in allen Leibesübungen, praktischer und theoretischer Politiker, Pädagog und Lebenskünstler κατ' ἐξοχήν, ein Virtuos des galanten Abenteuers — kurz ein unwirklicher, ja unmöglicher Idealmensch, der die Spuren der Renaissancemoral deutlich an der Stirn trägt. In ihm hat Heinsse den Gedanken von dem Menschen, der so groß und schön ist, daß er die Moral nicht braucht, von der wiedererfaßten Renaissance her zu verkörpern gesucht, ihn auf die Romantik übertragen und so die immer wachsende Strömung bis auf unsere Tage geleitet.

Neben Ardinghello, das Ideal des souveränen Individuums, tritt nun aber als Heinses eigentlichsste Neuschöpfung ein zweiter charakteristischer Renaissancetypus, das „freie Weib“ der Gesellschaft, welches aus dem „Machtweib“ des Sturmes und Dranges hervorgegangen ist, aber nicht wie dieses — und sein Urtypus, Shakespeares Lady Macbeth — ausschließlich herrschen will, sondern nur auf das ungehinderte Ausleben ihrer Leidenschaft ausgeht. Diese Umwandlung des weiblichen Ideals, als dessen Vertreterin bei Heinsse Fiordimona erscheint, hat stärker wie jede andre seiner Anregungen auf die Nachstrebenden, besonders auf die Romantik eingewirkt.

Da aber die „zerrüttende“ bürgerliche Ordnung, die verhaßte „barbarische Gesetzgebung“ auch in der idealen Ferne dieser Renaissancezeit sich einem solchen schrankenlosen Individualismus entgegenstellen, so läßt Heinsse folgerichtig seinen Roman zum Schluß in einer Utopie ausklingen, wie sie seit den Tagen des Thomas Morus das alte Europa erfüllten. Die Phantasien des armen Erfurter

Studenten von „glückseligen Inseln“ voll heiter leuchtender Existenz gestalten sich, auf Grund von Reisebeschreibungen wie des Comte de Choiseul-Gouffier „Voyage pittoresque de la Grèce“, die er im April 1786 in Düsseldorf erzipiert, zur Anschauung; und da Heinse selbst dieses ersehnte Land, wo er noch am ersten einen Nest echten Griechentums zu finden glaubte, nie erblickte, so läßt er wenigstens sein Ebenbild Ardinghella auf diesen Inseln der Sehnsucht seinen „besten Staat“ gründen. In dieser nach Platons Idealstaat gebildeten Republik, die auf den Inseln Paros und Naxos lokalisiert wird, sucht Heinse sein ethisch-politisches Ideal zu verkörpern, nicht etwa eine Demokratie im Sinne des heutigen Sozialismus, sondern eine Art von Sozialaristokratie, die das Recht des Stärkeren auf die Herrschaft anerkennt, auf Individualität und überkommene Kultur den größten Wert legt und eine neue Naturreligion einzuführen sucht. Der geheime Zweck dieser Staatsverfassung aber — so schließt weitblickend der Roman — „bestand darin: der ganzen Regierung der Türken in diesem heiteren Klima ein Ende zu machen und die Menschheit wieder zu ihrer Würde zu erheben. Doch vereitelte dies nach seligem Zeitraum das unerbittliche Schicksal“.

Kein Wunder, daß dieses Buch, mit seiner Reaktion gegen alle herkömmliche Moral und seiner Verherrlichung der unbeschränkten Individualität, ungemeines Aufsehen erregte und stark angegriffen wurde. Goethe — um wieder nur einige erste Namen zu nennen — der sich schon in Italien Bäte Schultheß gegenüber ablehnend äußerte, sagt in dem erst 1817 gedruckten Aufsatz „Glückliches Ereigniß“, er sei bei seiner Rückkunft aus Italien neben Schillers „Räubern“ hauptsächlich vom „Ardinghella“ angewidert worden,

„weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustoßen unternahm“. Und noch vierzig Jahre später wirkt dieser Eindruck so stark bei ihm nach, daß er bei Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller in zwei Briefen vom 8. und 20. Juli 1795, um den noch lebenden Klinger zu schonen, ein scharfes Urteil über dessen „Giaffar“ freundschaftlich fälschend in einen Ausfall gegen Heinsse und seinen „Ardinghello“ verwandelte. Auch Schiller erklärte in seiner Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung“ (1795), Ardinghello sei „bei aller sinnlichen Energie und allem Feuer des Colorits nichts weiter als eine sinnliche Carricatur ohne Wahrheit und ohne ästhetische Würde, merkwürdig als ein Beispiel des beinahe poetischen Schwunges, den die bloße Begier zu nehmen fähig sei“, worüber Heinsse in einem Briefe an Sömmerring (X, 295) spottet.

Anderere dagegen waren entzückt, auch die öffentlichen Kritiken lauteten verhältnismäßig günstig. So schreibt Johannes v. Müller am 3. Januar 1788 an Gleim: „Den Ardinghello haben Sie doch? Große, kühne Natur, Nerv, Anschauen, Genußkraft, Sieg“. Gleim selbst meint, „so ein Buch hat' ich von ihm erwartet; ich kenne meinen Heinsse ganz, er kann noch mehr“. Und der Genosse glücklicher Tage, der Maler Müller, schreibt in seiner krausen Orthographie aus Rom am 12. August 1788: „Deinen Artingello habe ich mit entzücken gelesen, welche vortrefliche Dialogen, wie kanstu nur mit so viel Gefühl und Sinn für Schönheit und Kunst in Deutschland hockken.“

Und in der That fühlte Heinsse sich, wie wir schon sahen, in der kargen Heimat tief unglücklich. Das Wort Otto Ludwigs „Es ist ein trauriges Lied, das Lied von der Heimkehr“ bewahrheitete sich auch

bei ihm, trotz seiner optimistischen Zuversicht. Sein Interesse für die bildende Kunst beginnt langsam zu erlahmen und flackert nur noch einmal, in Holland, auf; dafür wendet sich der Unermüdliche aufs neue der Musik und endlich den exakten Wissenschaften zu, nicht unbeeinflusst durch die inzwischen eingetretene Veränderung in seiner äußeren Existenz.

Endlich, mehr als drei Jahre nach seiner Rückkehr aus Italien fand Heinsse, vierzigjährig, eine bleibende Stätte in Mainz, wohin ihn am 1. Oktober 1786 der Kurfürst Karl Joseph Freiherr von Erthal berief. Johannes v. Müller schreibt darüber am 3. Oktober 1786 an Gleim: „Vor wenigen Tagen haben wir Heinsen zu des Kurfürsten Vorleser gemacht; wenn ich aber anderswohin ginge, würde ich dafür sorgen, daß er mir im Bibliothekariat folge, welches fester, einträglicher und wohl auch eher sein Fach ist.“ Das geschah bereits im folgenden Jahre, und Heinsse faßte damit festen Fuß in einem Kreise bedeutender Männer, die an der neugegründeten Mainzer Universität wirkten, wie der große Anatom Sömmerring, Georg Forster und Ludwig Ferdinand Huber, der Freund Schillers und nachmalige Gatte von Theresie Forster; daneben zogen ihn vom kurfürstlichen Hofe besonders der Roadjutor v. Dalberg, der Minister Albini und die einflußreiche Richte Erthals, Frau von Coudenhoven, in ihre Kreise. Aber auch hier, in günstigeren Verhältnissen, als er sie bisher in Deutschland kennen gelernt hatte, wiederholt sich dieselbe Erscheinung, wie in Düsseldorf, daß er nur wenigen vertrauten Freunden, vor allen Sömmerring, sich enthüllt. Vor andern zieht er sich, unangreifbar und undurchdringlich, in sich selbst zurück. So erkennt ihn der unruhige Forster völlig in seinem Briefe vom 13. April 1788 an seine Frau: „Heinsse ist zuweilen Misanthrop

und gewöhnlich immer Misogyn und hält den Kopf auf eine Seite aus Naturfehler. Wenn er aber bei Laune ist, sagt er herrliche Dinge und würde dir gefallen"; und noch ärger im Briefe an Jacobi vom 14. Februar 1792: „Heinse thut sich tr fflich bene! So gern ich ihn lieb hätte, so unmöglich macht er mir's doch an ihn zu kommen. Das Futteral, das er anhat, ist nicht von Holz, sondern von Leder, und das zieh ihm der Teufel ab. Ich fürchte auch sehr, wenns endlich herunter wäre, würde er einen eher jammern, als anziehen, denn ich glaube, das Leder hat sich mit seiner eigenen Substanz ziemlich identificirt. In der That, sein Egoismus ist bewundernswerth, weil er sich wohl und glücklich dabei befindet; aber er desesperirt alles um sich her, was nicht geradezu gemacht ist, einem solchen Egoismus zu fröhnen.“ Unparteiischer schreibt Huber am 9. Juli 1788 an Schiller: „Unter den Menschen, die ich habe kennen gelernt, ist Heinse, der Verfasser des Ardinghello, doch wohl der den meisten Gehalt hat. Man hat sich wohl in seiner Gesellschaft, aber von keinem Menschen wäre mir's schwerer eine deutliche Idee zu geben, seine Individualitäten scheinen so tief zu liegen daß Jahres langer Umgang und vielfältiges Anschlagen sie nicht herauslockt. Abgestumpftes ist nichts in ihm. Vielleicht liegt der Grund seiner Verschlossenheit in seiner jetzigen Lage. Er ist der protégé von den Menschen, die am meisten Credit hier haben, diese Rolle scheint er aus Consequenz durchzuspielen, und sein eignes Selbst unterdessen in dem verborgensten Fache einzuschließen, um sich in der Rolle nicht stören zu lassen.“ Schiller, frühzeitig auf Heinse aufmerksam geworden, antwortet am 29. Juli: „Heinse's Bekanntschaft mag schon interessant seyn. Es ist einer von diesen Köpfen, die nichts so merkwürdiges schreiben können als sie selbst sind und seine Augen:

blicke vor dem Schreibtisch sind gewiß nicht die schönsten seines Geists. Von dieser Art glaube ich ist auch Göthe", — ein Urtheil, das merkwürdig zusammentrifft mit Clemens Brentanos Worten an Achim v. Arnim vom 18. März 1806: „Ich glaube, er hat vielleicht klassischer gelebt als gedichtet.“

In diesen seinen ruhigsten Jahren hat Heinse wiederum, wie in Düsseldorf und Italien, einen Schatz von Kenntnissen gesammelt und Reflexionen daran geknüpft, die bisher fast ganz unbekannt in seinen Nachlassheften verwahrt lagen. Denn dieser keineswegs in „ledernem“ Egoismus befangene, sondern lebendige und wissensdurstige Mensch steht allen Interessen offen und versucht über Alles selbst zu denken. Zunächst nimmt er zwar die Griechen, besonders den Aristoteles, vor, „die ihm für Italien und Rom gewissermaßen zum Ersatz dienen“, bald aber umfaßt er mit gleicher Leidenschaft die Politik, Pädagogik, Frauenemanzipation, exacte Naturwissenschaften und vor allen die Musik. Nur zum selbständigen Produzieren fehlt ihm der nöthige Anlaß von außen. Eine von Sömmerring gemeinsam mit Heinse und Forster geplante kritische Zeitschrift, nach dem Muster und als Gegengewicht der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung, kam nicht zustande; auch eine zur Erweiterung seiner Kunstkenntnisse sehr erwünschte Reise nach Dresden und Berlin im Sommer 1788 blieb unausgeführt. So hauste er denn als ein kontemplativer Zuschauer bei den ungeheuern Zeitereignissen in der kurfürstlichen Bibliothek, über deren kostbare Inkunabeln er eine Reihe wertvoller, erst 1832 von seinem Nachfolger herausgegebener bibliographischer Bemerkungen niederschrieb, bis im Sommer 1792 die „Mainzer Freiheitsfarce“, die dem armen Forster das Leben kosten sollte, auch ihn aus seiner ruhigen Bahn riß. Während

der Kurfürst nach Erfurt floh, suchte Heinse wieder seine alte Zuflucht bei Jacobi in Pempelfort, wo er im November 1792 auch Goethe auf der Rückkehr aus der unglücklichen Campagne in Frankreich wiedertraf, ohne dem alten Jugendgenossen, von dem ihn jetzt eine Welt trennte, näher zu kommen. Mitten unter dem Kriegsgetümmel begann er, nach Mainz zurückgekehrt, im Juni 1794 seinen zweiten großen Roman „Hildegard von Hohenthal“ und vollendete ihn schon nach wenigen Monaten in Aschaffenburg, wohin er mit dem Hofe und der kurfürstlichen Bibliothek vor dem erneuten Vordringen der Franzosen flüchtete. In drei Bänden 1795/6 in der Bossischen Buchhandlung in Berlin erschienen, wiederum anonym, wie alle Schriften Heineses mit Ausnahme seiner Erstlingsarbeit, überraschte der Roman aufs neue die literarische Welt durch den unerwarteten Wechsel des Stoffgebiets und seine mit ungeheuerm Impetus vorgetragene künstlerische Überzeugung. Möglich wurde ein so schnelles Erscheinen nur auf Grund früherer umfassender Vorarbeiten und tief eindringender Studien, die in mehreren seiner Nachlasshefte vorliegen und zum Teil noch aus Italien stammen.

Auch in der Hildegard sind die Ereignisse, die in romanhafter Form geschildert werden und sich teils am Hofe eines musikliebenden Duodezfürsten am Rhein, teils in Italien zwischen dem jungen Kapellmeister Lockmann, seiner schönen Schülerin Hildegard und einem englischen Lord abspielen, nur eine durchsichtige Rahmen-erzählung, um Dialoge und Kommentare über italienische Opera und Kirchenmusik vorzubringen. Noch weit rücksichtsloser und unkünstlerischer wie im Ardinghello sind diese trockenen Erörterungen eingefügt; man kann zwanzig und mehr Seiten fortlesen, sagt

Sulger-Gebing mit Recht, ohne zu merken, daß man einen Roman und nicht ein musikalästhetisches Werk in Händen hat. Die Grundlagen seiner Musikästhetik sind, wie neuerdings von A. v. Lauppert nachgewiesen wurde, fast dieselben geblieben, wie in den zwei Jahrzehnte vorher niedergeschriebenen „Musikalischen Dialogen“, nur in der Beurteilung der deutschen Musik, besonders Glucks, ist er weiter fortgeschritten. Nach wie vor gründet er alles künstlerische Schaffen auf das Erleben und verurteilt alle musikalischen Formen, denen irgend ein Regelfanon zu Grunde liegt; „die Kunst soll ganz verschwinden, und nur die dargestellte Sache in die Seele kommen“. Gewaltig sind dagegen seine Fortschritte in der Wiedergabe musikalischer Impressionen; das geflügigte Instrument seiner Sprache bringt auch hier jeden Eindruck zum Wiederklang: „Die Orgel wälzt tiefe Fluten“ oder „Die göttliche Menschenstimme überfliegt wie ein Vogel die Instrumente“. Dagegen ist die Vermutung, daß der ausführlichen Analyse der Oper „Achille in Sciro“, die seinem Doppelgänger, dem Kapellmeister Lockmann zugeschrieben wird (VI, 50–72), eine eigene Komposition Heinses zu Grunde liegen könnte, hinfällig. Die Aufnahme der Hildegard war eine sehr verschiedene. Während der Roadjutor von Dalberg über den ersten Teil an Heinses schrieb, ihm sei kein Werk bekannt, in welchem tiefere Blicke mit einer so glühenden Darstellung vereinigt wären, hat der unfreie Fritz Stolberg seine Freunde, das Buch zu verbrennen, wenn ihnen an der Tugend ihrer Schwestern, Weiber und Kinder etwas gelegen sei. Das weimarische Xenion, welches eine Stelle aus dem Roman selbst zitiert:

Gerne hört man dir zu, wenn du mit Worten Musik machst,
Mischtest du nur nicht sogleich hundische Liebe darcin

blieb ungedruckt, und Heinsse triumphtierte über die Reulenschläge, die sein hämischer Rezensent Reichardt im Xenien-Almanach erhielt. Doch ließ er eine in zweifacher Gestalt vorliegende Antikritik (III, 2, 599. 638) unveröffentlicht und meinte: „Einem Schriftsteller kann nichts glücklicheres begegnen, als so angegriffen zu werden; je mehr es anfangs bei den Idioten Lärm macht, desto besser.“

Nach Beendigung der „Hildegard von Hohenthal“ verstummte Heinsse wieder für acht Jahre; seine Tendenz ging immer mehr aufs Praktische, Verstandesmäßige, schließlich sogar, vor allem unter Sömmerrings Einfluß, auf das Studium der Naturwissenschaften, so auf die physiologische und anatomische Erforschung des menschlichen Gehirns, über die er eine „kleine Inaugural-Dissertation“ (III, 2, 612) an den Verfasser der „Tabula baseos encephali“ richtete. Auch auf seinen kürzeren Reisen, die ihn im Sommer und Herbst 1796 nach Hessen und Westfalen führten, wo er in Bad Driburg den jungen Hölderlin und seine „Diotima“ kennen lernte, bevorzugte er jetzt die exakten Wissenschaften, besuchte in Göttingen die Bibliothek und erzerpierte die Kataloge für seine amtliche Tätigkeit. Auf derselben Linie steht seine letzte größere, im Jahr seines Todes erschienene Schrift „Anastasia und das Schachspiel“, deren Untertitel „Briefe aus Italien“ auf einer Fiktion beruht, wenn auch Einzelnes auf wirkliche Erlebnisse Heinses in Padua und sonst zurückgeht und seine Aphorismenbücher auch hier noch nachwirken. Das Ganze ist ein in so unkünstlerische Form gekleideter Beitrag zur Geschichte und Theorie des von ihm Zeit seines Lebens hochgeschätzten Spieles, daß es auf den Namen eines poetischen Kunstwerks keinen Anspruch machen kann. „Etliche Bände vermischte Schriften“ dagegen, deren baldiges Erscheinen Heinsse im März

1803 dem neuen Kurfürsten ankündigt, sollte er nicht mehr vollenden.

Nach dem Frieden von Basel hatte Heinse dauernden Aufenthalt in Aschaffenburg genommen, wohin auch die kurfürstliche Bibliothek geflüchtet war. In weiser Resignation, erfüllt von der Herbst-erkenntnis: „In der Jugend muß man genießen, für das Alter sind die Künste“, zog er seine Kreise enger und enger, so daß Jacobi meinte (an Sömmerring, 3. April 1796), seine Aufführung werde noch so verständig, daß sie ihn sogar ins erzbischöfliche Ministerium führen würde. Wie die Freundschaft mit Sömmerring seine letzten Jahre verschönte und der unwiderleglichste Beweis für die Reinheit seiner Gesinnung ist, so lernte er auch noch den jungen Nachwuchs, der ihm so viele Anregung verdankte, kennen. Hölderlin schreibt nach dem Zusammentreffen in Driburg über ihn am 16. Februar 1797 an Neuffer: „Er ist ein herrlicher alter Mann. Ich habe noch nie so eine grenzenlose Geistesbildung bei so viel Kindereinfalt gefunden“; und Clemens Brentano stellt ihm im Briefe an Achim v. Arnim nach Erscheinen der von Körte herausgegebenen „Briefe zwischen Gleim, Heinse und J. v. Müller“ am 18. März 1806 das schönste Zeugnis aus: „Heinse ist mir eine der wunderbarsten poetischen Naturen, und bescheiden war er; da ich ihn kannte, war er noch so bescheiden; er konnte mit Handwerkern zusammen leben. Ich weiß nicht, warum? aber ich habe ihn gar lieb.“

Aber die Hofluft und der an Anregungen nicht eben reiche Aufenthalt im Aschaffenburg'schen Schlosse war nicht das Element, in welchem Heinse auf die Dauer gedeihen konnte. Er selbst hat seinen Entschluß, sich im Dienste des Kurfürsten fesseln zu lassen, am Ende seines Lebens schwer bereut (X, 346), und Sömmerring äußert

gleich nach dem Tode des Freundes: „Verbissene Kränkungen verbitterten die letzte Zeit seines Lebens. Die Zeitumstände, welche die Säkularisation mit sich brachte, hatten den meisten Theil daran. Er war ein Opfer seiner Gutmüthigkeit.“

Am 27. Juni 1802, kurz nachdem er auf die Nachricht vom Tode der Diotima an Sömmerring geschrieben hatte: „O wären auch wir noch in unsrer Blüthe wieder frei in das ewig Göttliche verschwunden! Gewiß, o gewiß! wen die Götter lieben, der stirbt jung; wenn er die Schönheiten des irdischen Lebens und dessen Freuden erlangt hat“, traf ihn ein Schlaganfall. Er konnte nicht sprechen; die Zunge, der rechte Arm und das rechte Bein waren gelähmt. Doch erholte er sich verhältnismäßig schnell wieder; schon am 1. Juli konnte er wieder schreiben: „Das Schicksal hat starke rauhe Hände! Es schlägt blind zu und man muß sich drein fügen. Der Mensch hat noch lange nicht Klugheit genug, seinen tollen Streichen auszuweichen“ und am 4. Juli: „Der Bliß vom Himmel herab auf meinen Scheitel war noch gnädig.“ Der Kurfürst behandelte ihn äußerst huldreich in seiner Krankheit, und auch nach dem am 25. Juli 1802 erfolgten Tode des Freiherrn von Erthal blieb er unter dessen Nachfolger, dem bisherigen Roadjutor von Dalberg, als Hofrat und kurfürstlicher Bibliothekar in Amt und Würden. An eine völlige Wiederherstellung aber war nicht zu denken; sein Arzt, der Hofrat Pauli, schreibt ganz mit Recht nach Heinses Tode an Sömmerring: „Ohne die Hof-Diät, und was damit in Verbindung stehet, lebte er noch.“ Fast ein Jahr nach dem ersten Anfall wurde er zum zweitenmal vom Schlage getroffen; man fand ihn am Freitag den 17. Juni 1803 auf seinem Zimmer im Schloß, das jetzt eine Gedenktafel trägt, am Boden liegen. Noch fünf Tage kämpfte

seine starke Natur gegen die Auflösung; erst am 22. Juni, dreiviertel auf elf Uhr vormittags, wurde er erlöst und am 24. früh halb fünf Uhr unter geringem Geleite auf dem Agathenfriedhof beigesetzt, wo auch Clemens Brentano seine letzte Ruhestatt fand. Der alte Vater Gleim und Klopstock waren ihm kurz zuvor vorausgegangen, Herder folgte ihm noch in demselben Jahre nach. Zwischen den Büsten beider ließ König Ludwig I. von Bayern, selbst am „Italienweh“ krankend, in der „Walhalla“ bei Regensburg die Heinses aus farrarischem Marmor aufstellen; sein an Sömmerring vermachter Schädel ruht in der Senckenbergischen Gesellschaft in Frankfurt und trägt die Inschrift „Wilhelm Heinsse. Poeta summus, nat. 1746. denat. 1803“.

Sonst ist Heinses Tod in den ungeheuern politischen Wirren der Zeit fast unbeachtet vorüber gegangen; nur Sömmerring bewahrte ihm die Treue und rettete seinen Nachlaß. Bald nach seinem Tode gab ein wenig Vertrauen erweckender Erfurter Literat namens Arnold seine „Musikalischen Dialogen“ heraus, deren Echtheit lange angezweifelt wurde; und sein brieflicher Nachlaß geriet zum Teil in die unsaubern Hände Körtes, gegen den Fritz Jacobi den alten Freund verteidigen mußte. Aber Heinses Nachwirkungen sind dafür um so stärker gewesen und lassen sich bis auf unsre Tage verfolgen. Sein Ideal des souveränen Individuums, seine Reaktion gegen die kirchliche Moral wird von der Romantik wieder aufgenommen; in Tiecks „Lovell“, in Hölderlins „Hyperion“, in Schlegels „Lucinde“, in Brentanos „Godwi“, in Arnims „Dolores“ finden wir Heinses Frauentypus wieder. Programmatische Bedeutung gewinnen seine Ideen dann für das Junge Deutschland, das sein neues Evangelium von der „Emanzipation des Fleisches“ aus

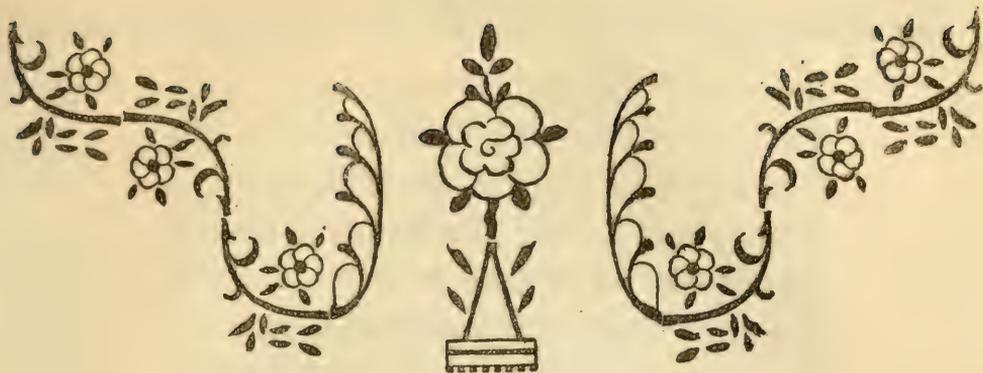
Heineses Werken verteidigt, und es ist kein Zufall, daß sein Führer, Heinrich Laube, die erste Gesamtausgabe von Heineses Werken auf Anregung des Verlegers herausgab. Leider ist der Text dieser Ausgabe, die in zehn Bänden 1838 bei F. Volckmar in Leipzig erschien, sei es durch eigene oder des Verlegers Schuld, lückenhaft und unzuverlässig; es fehlen darin die musikalischen Dialoge, die Petronas Übersetzung, die Erzählungen für junge Damen und zahlreiche Gedichte, dagegen sind mehrfach fremde Gedichte aufgenommen, und der Text, besonders vom Urdinghello, ist durch zahllose willkürliche Änderungen entstellt. Nicht nur Fremdwörter und altertümliche Formen werden ausgemerzt oder vielmehr „entfernt“, sondern der unbekannte Redaktor verfolgt mit geradezu fanatischem Haß die Eigenart der Heinesischen Sprache, auf der ein gut Teil seiner Wirkung beruht. Aus „platterdings“ macht er „durchaus“, „stämmicht“ wird zu „kräftig“, „unzukommbar“ zu „unnahbar“, „schwängerte“ zu „erfüllte“, „schier“ zu „fast“, „verfügen“ zu „entgegen“, „Feuchtigkeit“ zu „Thränen“, der „Stempel“ der Liebe zum „Pfeil“, und so fort in hunderten von Beispielen. Dennoch hat diese erste Gesamtausgabe und vor allem Laubes Biographie, die ihren Helden mit wahrhaft dichterischer Intuition in seinen Grundzügen weit richtiger erkannte, als die späteren Versuche von Schober und Ködel, viel zu seiner Wiedererweckung beigetragen. Durch die Wiederfindung seines Nachlasses aber, die wir Hermann Hettner verdanken, wurde sie völlig antiquirt; und ich mußte es freudig begrüßen, daß der Insel-Verlag die Hand zu einer neuen und vollständigen Ausgabe bot. Daß ich sie, bis auf den in Vorbereitung befindlichen achten Band, vollenden konnte, ist in erster Linie das Verdienst der Stadtbibliothek zu Frankfurt am Main, deren Leiter,

Geh. Konsistorialrat Professor Dr. Ebrard, mir Jahre lang die Benutzung der zahlreichen und nicht leicht zu entziffernden Nachlasshefte ermöglichte. Daneben bin ich der Königlichen Bibliothek in Berlin, der Gleim-Stiftung in Halberstadt und den Herren Bätke, Walther Brecht, Ernst Jeep, Albert von Lauppert, Erich Pezet, August Sauer, Arthur Schurig und Bernhard Seuffert zu dauern- dem Danke verpflichtet; welche Förderung ich durch die biographischen und exegetischen Arbeiten von W. Brecht, K. D. Jessen, F. Poppenberg, A. Schurig und E. Sulger-Gebing empfang, kann ich hier nur andeuten. Die Freunde Rudolf Brockhaus, Eduard Grisebach und Gotthilf Weisstein trifft mein später Dank nicht mehr unter den Lebenden an.

Weimar, im Herbst 1912.

Carl Schüddekopf.

Jugendgedichte



I.

Empfindungen, in einem entzückenden Thal' im May 1766
niedergeschrieben von einem Jünglinge,
der noch ein Knabe war. —

Heiter ist der Himmel über mir!
Süße Düfte wallen mir entgegen!
Weste schlagen mit verliebten Schlägen
Eine Rose nach der andern hier!
Ueber allen Blüthen brütet Seegen! —
Millionen gäb' ich nicht dafür!
Durch die Buchen fließet Abendröthe!
In das Murmeln von des Baches Fall
Singt entzückend diese Nachtigall!
Singt entzückend ienes Jünglings Flöte! —
Mutter Erde! tränk' in meiner Aue
Deine Kinder nun mit frischem Thau

Und erquickte diese lechzende Flur! —
 Seelig ist der Unschuld die Natur!
 Muß ich streben wohl nach Perus Schätzen?
 Braucht denn auch die reine Freude Gold?
 Ist mir meine weise Chloe hold
 Brauch ich Daphnen, um mich zu ergötzen?
 Wein und Rosen, Chloens griech'scher Kuß
 Ist des Lebens edelster Genuß.
 Wenn ich diese gnug genossen habe
 Und ich sie nicht mehr genießen kan,
 Fängt empfindungleeres Alter an —
 O dann trage man mich gleich zu Grabe.
 Fühl ich einst bey meiner Chloe Küßen
 Keine Wollust durch die Nerven fließen —
 Sind unschmackhaft Chloe, Freunde, Wein,
 Die Anakreon, die Homere,
 Wein' ich bey Zayren keine Zähre —
 Fühl ich einst bey Gleims und Kleistens Liedern
 Nicht mehr Wonne zittern in allen Gliedern —
 Ist es schlimmer dann nicht mehr zu seyn? —
 O gelassen, ruhig will ich sterben!
 Noch mit dieser kummerlosen Brust!
 Diesem Kopfe voll von weiser Lust! —
 Könnten heitrer Kopf und reine Brust
 Nach dem Tod' ein Paradies erwerben,
 Würd' ich warlich mir auch eins ersterben!
 Aber ach! daß Würmer diese süßen,
 Lachenden Gedanken essen müssen!

Die Gedanken von verblühten Flüssen,
Vollen Busen, Rosenlippen, Küßen! —
Alle Lieder des Anakreon!
Alle Weisheit der Bacchidion!
Jedes Bad in diesen frischen Lauben
Und den Saft von manchen Nektartrauben!
Diesen Himmel, diese heitre Flur!
Jedes Bild der reizenden Natur!
Meines Tomelli Melodieen,
Die steinharte Herzen nach sich ziehen!
Diesen Busen, wo nur Liebe schlägt,
Der den ganzen Himmel in sich trägt!
Ach daß Würmer alles essen müssen,
Nach unüberwindlich starken Schlüssen.
Young und Plato eurer Schwärmeren
Stimmt man nur mit dem Munde bey! —
Und was wird aus deiner Seele werden,
Wenn du * * nun gestorben bist?
Wann ein Wurm an diesen Fingern ist?
Das Gehirn verwandelt ist zur Erden?
O wo wirst du dann o Seele seyn?
Rehrest du wohl bey den Teufeln ein? —
Kan ein Wesen, das in Millionen
Sonnentwelten viel Centillionen
Thiere zum Genuß der Lust gemacht,
Und zum Leiden keins hervorgebracht,
Wohl für seinen Lieblich Höllen schaffen?
Wer bestraft ein Vögelchen mit Quaal,

Das ein Stückchen süßen Zuckers stahl?
 Könnt ihr dieſesthun ihr ſchwarzen Pfaffen?
 Gott iſt weiſe. Gott iſt kein Tyrann.
 Gütig iſt er — kan er mich verdammen?
 Können Fehler ſeine Rach' entflammen,
 Die kein Fleiſcherner vermeiden kan? —
 Teufel, ewige, quaalenvolle Hölle
 Finden wohl in Gottes welt nicht Stelle. —
 Wann der Erdkreis ſich um mich bewegt
 Und vor meinen Augen Sonnen hüpfen
 Wann die Lebensgeiſter mir entſchlüpfen
 Und das letzte Leben in mir ſchlägt —
 Soll ich bald nun mit dem Tode ringen —
 Will ich mit dem weiſen Chaulieu ſingen,
 Noch von Funken dieſes Feuers warm,
 Das verwelken machet dieſe Roſe:
 Ruhem werd' ich doch in deinem Schooſe
 O Natur, wo nicht in Gottes Arm.
 Hier in dieſem dichterischen Thale
 An der Stelle, wo zum erſtenmale
 Ich und Chloe uns entzückt umpfiengen —
 Buſen an Buſen wallte, Lippen hiengen
 An den Lippen, wie die ſeelgen Bienen,
 Wenn der Lenz vom Himmel iſt erſchienen,
 An den Nektarreichen Blumen hängen,
 Wo die Nachtigallen um uns ſangen —
 An der Stelle ſoll man mich begraben.
 Dieſe werde von Mädchen mit Roſen bepflanzt!

Von Verliebten, wenn sie blühen, umtanzt!
Auf mir soll ein Stein die Aufschrift haben:

+
+ +

Ich lebte, der du dieses liest,
O Erdenbürgerchen. das ist:
Ich aß und trank das beste,
Was ich erhalten konnte, küßte
Die schönsten Maedchen auf Moose mit Rosen bestreut,
Trank Nektar schon in dieser Zeitlichkeit!
Ich scherzte mit Maedchen und Freunden,
Die selten mit mir weinten.
Ich opferte den Charitinnen
Und ihrer Goettin Hyaeen und allen Pierinnen!
O Erdenbürgerchen!
Kannst du nichts bessers wohl im Leben dir ersehnen,
So magst du gleich von dannen gehn,
Du seyest von Armen oder Reichen!
Und leben so, und thun desgleichen. —

Leichentext.

Du schwimmst in der Zeiten Raum,
Wie auf Stroemen leichter Schaum,
Kannst du nicht so bald zur Erden,
Wie der Schaum zu Wasser werden!

+
+ +

Doch dort seh ich in den iungen Linden
 Chloen wandeln, sich durch Zweige winden,
 Wie die Rosen blühet ihr Gesicht!
 Reizender ist wohl Aglaia nicht.
 Sie umfließet eine Athmosphäre,
 Ach wenn ich entzückt darinnen bin,
 Strömt die Wonn' in ieden offenen Sinn,
 Und mir ist's, als ob im Himmel ich wäre —
 Nicht in Dantens neunter Himmelsphäre —
 In Elisum nach der Griechen Lehre!
 Komm' o Chloe, meines Lebens Lust!
 Küße ruhig die empörte Brust! —
 Jage Würmer, Tod und alle Teufel
 Fort von mir und ieden finstern Zweifel.

2.

An meinen Freund Dr: am Tage meiner Geburt
 Den 16^{ten} Februar 1767.

O du Natur, aus deren Schoos ich kam,
 Erklär' es mir, woher ich meinen Anfang nahm!
 Wie hast du mir dies Leben,
 Den Geist in meinen Leib gegeben?
 O Wunder! das uns Sydenham,
 Maupertuis, Löwenhoef nicht heben!
 Wie ich es einst — so Gott will — wissen werde,
 Erklären mir es nicht die Weisen dieser Erde. —

„Im dunkeln, ruffst du Freund, im dunkeln ist kein Licht!
 „Woher du kamst? o darnach grüble nicht!
 „Genug! du wurd'st im May empfangen,
 „Als in den Büschen Nachtigallen sangen,
 „Zur Zeit, wann die Rose die Knospe durchbricht,
 „Wann Amor herrscht, und Herzen Feuer fangen!
 „Auf einem Bette von Floren
 „Aus weichen Blumen gemacht, im Februar geböhren.

* *

„Die Grazien sandten deine Seele
 „Aus ihrem Himmel herab in deines Leibes Höhle!
 „So sanft, wie der gelindeste Ton
 „Der zärtlichsten Philomele
 „Flog sie herab in deines Vaters Sohn!
 „So kamen Kleist und Gleim, Anakreon,
 „Petrarch und Wieland, Lessing und Voltaire
 „Und Hagedorn, Chaulieu und Uß auf unsre Sphäre.“

* *

— Freund! laß es immer uns gestehn!
 Aus unsrer Erde wachsen unsre Geister.
 Sie haben ferne Himmel nie gesehn!
 Sie wachsen aus der Erde, spricht Galen,
 Der größten Aerzte Meister,
 Ihn widerlegt kein Haller und kein Heister!
 Aus dem Saft der Trauben von feuerreichen Reben
 In jungen Herzen gekocht wird geisterreiches Leben.

* *

Mit Schrecken seh ich in das Labyrinth
 Verlebter Tage hin! die schwache Seele nährte
 Mit Vorurteilen sich! die Zähre rinnt
 Vor Wuth die Wang' hinab! man lehrte
 Mich Unvernunft bis man mich ganz bethörte.
 Man peitschte mich verlassnes Kind,
 Hielt ich nicht ruhig stille,
 Zu sehen durch der Alten Brille.

* *

So wird von aufgeschwollnem Strome fortgerissen
 Der junge Rosenstrauch!
 Halbtod, nach vielen Hindernissen,
 Schwimmt er an's Land und trinkt den süßen
 Und schöpferischen Zephyrs Hauch,
 Wie seine Brüder auch,
 Wenn ihn der milde Strahl der Sonn' in's Leben küßt
 Und er nicht ganz ersäufet worden ist.

* *

Nie gabst du, wie man sagt, unseelges Vorurtheil
 Dem menschlichen Geschlechte Heil!
 Es stürmte deine Wuth der Landesväter Thronen,
 Zerrüttete die himmelgleiche Zonen,
 Mit Krieg und Fluch und Beil
 Ermordetest du ganze Nationen!
 Dein Anblick gleicht Medusen
 Und wo du bist, da fliehen alle Musen.

* *

Ich stieg aus diesem Schlamm empor,
 Erblickte Welt und sah voll Freude
 Das Licht nun wieder, das ich gleich verlor,
 Und trug, da mancher Geß mich Armen verabscheute,
 In mein Gehirn sehr reiche Beute —
 Ich wurde wenigstens ein kleinrer Thor!
 Selbst Zeus hat keine Winternacht
 Zu einem Frühlingstag gemacht.

* *

Und o! wem dank ich es? dir weise Chloë! dir —
 Nehmt sie in euer Chor ihr Charitinnen!
 Sie kan den Jüngling, wie den Greiß gewinnen!
 Barbaren folgen ihr!
 Und Helden macht sie spinnen! —
 Du Chloë, nur du lehrtest mir,
 Des Lebens mich zu freun und mich zu quälen nie!
 Die seeligste Philosophie!

* *

Hoch flog ich über alle niedern Sphären
 Biß in die Himmel hinauf! wann ich die süßen Lehren
 Von deinen Lippen trank!
 Von Wonne taumelnd oft an deinen Busen sank
 Durch den die Grazien selbst schöner wären. *)
 Hier wein' ich dir voll Zärtlichkeit den Dank!

*) Wenigstens in verschiedenen deutschen und französischen Gemälden und Kupferstichen.

O sähest du die süße Zähre
Im Auge schwimmen dir zur Ehre.

* *

Wohin sind sie? wohin die schönsten meiner Tage?
Der erste Frühling meiner Lebenszeit?
In Unschuld floß er hin! noch unentwehrt
Von Gram und Traurigkeit!
Und ohne Krankheit, ohne Plage!
Nie rufet ihn zurück die bängste Klage!
Im Busen schlug wollüstiges Getümmel!
Und alles auffer mir war Mahomedischer Himmel.

* *

Noch hab ich dich o Freund, den mir die Sympathie
Und lange Treue gab! laß die Philosophie
Uns führen, die des Lebenspfade
Mit Rosen überstreut! was nach dem Götterrathe
Uns dort bestimmet sey, das suche nie
Tief auszuspähn! es wäre Schade
Um die verdorbne schnelle Zeit!
Wir armen wissen nichts von einer Ewigkeit!

* *

Heil denen, die die Götter sahn,
Die Epikur, wie Hottentotten, schlafen
In ihren Himmeln läßt! possierlicher als Affen
Ist Zeus und seine Frau beyhm Spötter Lucian!
Und andre Götter sind gerade — wie ihre Pfaffen!
Nie will ich mich den heiligen Rätselfn nah!

Ein Weiser findet doch Glückseligkeit beim Zweifel.
Der Narren Gott ist bald ein Gek und bald ein Teufel.

* *

3.

[Stammbuch=Eintrag für Joh. Friedr. Schalling.]

Ja! warlich unser Leben
Läuft wie ein Wagenrad,
Und der hat nicht gelebet,
Der nicht getrunken hat!
Was helfen Gram und Sorge?
Wir sind der Zeiten Raub.
Wir sterben, und im Grabe,
Liegt dann ein wenig Staub.
Auf Erden ist dem Weisen
Ein Gläschen und ein Ruß,
Sein bester Wunsch, so lange
Bis er von hinnen muß.

Jene [!] den 4. Merz Hochedelgebohrner Herr
1768.

Erfüllen Sie meinen schönsten Wunsch, und erinnern Sie sich meiner
mit Vergnügen. Zweifelnd Sie nicht, daß ich beständig seyn werde

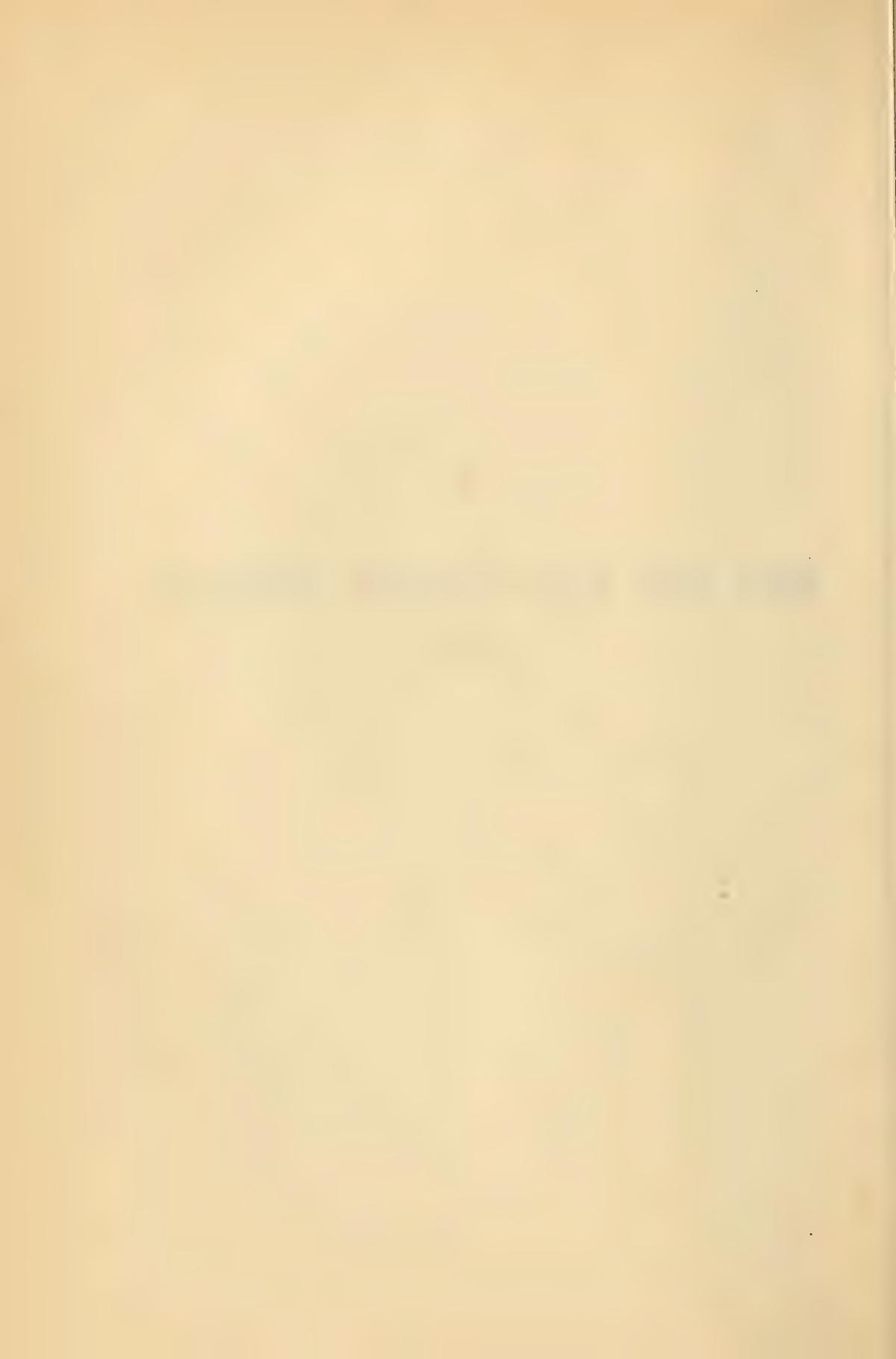
Ihr aufrichtiger Freund und Diener
J. J. W. Heinsse. aus dem Schwarzburg.
der schönen Wissensch. Besiß.





Aus dem Thüringischen Zuschauer

1770





4.

Auf ein hochmüthiges Mäddgen.

Du bist sehr reich, noch Jungfer, iung und schön!
Denn niemand leugnet es, wer dich nur angesehen!
Allein du lobest dich zu sehr
Und bist nicht reich, nicht schön,
Nicht iung, und keine Jungfer mehr.

5.

Widerlegung der vorherbestimmten Harmonie auf einem Masquenballe.

Wie wunderbar! dein unverhüllt Gesicht
Verberg die Seele mir!
Jetzt da's die Larve deckt, verbirgst du sie mir nicht,
O wirf sie weg! sie schadet dir.

6.

Auf das Gedicht Musarion.

Die Griechen! o die Griechen! ia die Griechen!
Die waren weise Leute nur!

Bey ihnen sahe man die reizende Natur
 In Mädgen, Jünglingen und Quell und Hayn und Flur.
 Die Griechen! o die Griechen! ia die Griechen!
 Die waren weise Leute nur!
 So ruft uns ieder Thor, um auch gelehrt zu seyn
 Bey seinem Hesiod; so ruf' ich auch, allein
 Nur beyrn Anakreon
 Homer und Sophokles und — bey Musarion.

7.

Auf Thraxen.

Thrax schläft am Tag, und wacht
 Die ganze Mitternacht!
 Du denkst er wird in Büchern lesen?
 Nein! er ist's so gewohnt, er ist ein Dieb gewesen.

8.

An einen Freund.

Verscheweche Freund aus deinem Busen
 Der Sorgen Schwarm und sing entzückt!
 Dich haben Grazien und Musen
 Mit süßem Sanyenspiel beglückt!
 Dem Weisen ist kein Schicksal strenge,
 Sich freuen ist die größte Pflicht!
 Der Patriarchen Lebenslänge
 Erreichen wir nun warlich nicht!
 Wir leben nicht so lang, als Eichen,
 Wir leben wie die Rosen blühn!

Und alle Menschen sind die Zeugen,
Daß unsre Jahre bald entfliehn
Wie Blitz und leichte Wolken fliehn,
Dies ist dem kurzen Menschen eigen.
Wir wollen nicht in Wüsten schleichen,
Laßt uns auch gleich beym Pöbel seyn,
Wir können uns des Lebens freun.
Und haben alle Menschen Mängel,
Wie oft ein finstrer Cato spricht,
Gequält von Steinweh oder Gicht:
So machen manchen sie zum Engel;
Uns gab die gütige Natur
Die Nerven voll hüpfender Geister nur!
Erebtten wir nicht Geld und Würde,
So gab sie uns auch keine Bürde.
Horaz besang in feurgen Oden
Die Feinde, die Augusten drohten;
Und kein Monarch war glücklicher!
Ihm brachten nicht verhaßte Boten
Die schreckenvolle Nachricht her
Von Varus harter Niederlage,
Augusten traf allein die Plage.
Er sang entzückt im süßen Ton,
Auf seinem kleinen Barbiton,
Augusten auf des Kaisers Thron,
Den liebenswürdigen Mäcen
Und alle seine Kalagen,
Sing du den Donner der teutschen Jagd,

Und fehlen deinem Lied Mäcene,
 So hast du manche wilde Schöne,
 Die sich in deinen Wald gewagt;
 Ein Kuß von ihnen ist so schön
 Und reizet mehr, als ein Mäcen!

9.

Rechtfertigung der Vorsehung.

Freund! schweige still mit deiner Klage,
 Und wünsche nicht die allgemeine Sprache!
 Ach tadle mir die Vorsicht nicht,
 Weil Britte, Franzmann, Mohr und Türk besondre spricht!
 Hätt uns die Vorsicht nicht verschiedene gegeben,
 Wie, Freund; wie könnten denn die Übersetzer leben?

10.

Luz.

Du wunderst dich, daß Luz, der immer zum Erbarmen
 Auf seiner Kanzel steht, so schön vom Himmel spricht!
 So reizend ihn uns mahlt! verwundre dich nur nicht!
 Denn vor der Predigt lag er Lottgen in den Armen.

11.

An meinen Freund am Tage meiner Geburt.*)

Ich athmete zuerst dies Leben,
 Ihr nur allein, ihr Götter, wißt es! wie?

*) Der Verfasser bittet den Leser ihn wegen einiger harten Ausdrücke nicht zu verkümmern; er will hier bloß Philosoph seyn, er weiß auch, was in der

Warum ihr mir es habt gegeben?
 Wir arme wissen dies Geheimniß nie!
 Der große Plato muß, wie wir, in Zweifeln schweben,
 Ihm lüget seine Phantasie!
 Und Sokrates weiß weniger davon,
 Als bey dem Becher Freund Anakreon.

* *

Ich sah die Welt und grüßte sie mit Thränen,
 Bald war sie Wüste mir und bald Elysium!
 Ich ward, ich weiß es nicht, warum?
 Vielleicht um nur den Plan der unbegreiflich schönen
 Natur zu sehn! zu seyn der Gottheit Ruhm!
 Ihn zu verkündigen in meines Lebens Scenen!
 Verirrter kühn gewagter Blick
 Die Nacht ist nicht für dich! zurück!

*

Heil denen! die die Götter sahn,
 Die Epikur, wie Hottentotten, schlafen
 In ihren Himmeln läßt! — posierlicher, als Affen,
 Ist Zeus und Mars bey dem Spötter Lucian!
 Und andre Götter sind gerad — wie ihre Pfaffen.
 Nie will ich mich den dunkeln Räthseln nahn!
 Der Weise findet Glück und Ruh bey seinem Zweifel,
 Der Narren Gott ist bald ein Geck und bald ein Teufel!

*

Offenbarung steht, und ist von Herzen froh darob! er will hierdurch ihre
 Nothwendigkeit einigermaßen zeigen.

Mit Schrecken seh ich in das Labyrinth
 Verlebter Tage hin — die Zähre rinnt
 Vor Wuth die Wang hinab — die schwache Seele nährte
 Mit Vorurtheilen sich! man lehrte
 Mich Unvernunft, bis man mich ganz bethörte
 Man peitschte mich verlaşnes Kind,
 Hielt ich nicht ruhig stille,
 Zu sehen durch der Alten Brille.

* *

So wird vom aufgeschwollenen Strome fortgerissen
 Der junge Rosenstrauch,
 Halbtodt nach vielen Hindernissen •
 Schwimmt er ans Land und trinkt des süßen
 Und schöpferischen Zephyrs Hauch,
 Wie seine Brüder auch,
 Wann ihn der milde Strahl der Sonn' ins Leben küßt
 Und er nicht ganz ersäufet worden ist.

* * *

Nie gabst du, wie man spricht, unselges Vorurtheil
 Der Menschen Glück und Staaten Heyl!
 Es stürmte deine Wuth durch alle Zonen,
 Erschütterte der Kön'ge Thronen!
 Und mit Gericht und Fluch und Weil
 Zerrüttetest du Nationen!
 Dein Anblick gleicht Medusen,
 Und wo du lebst, da fliehen alle Musen.

*

Ich stieg aus diesem Schlamm empor
 Und guckte in die Welt! und sah voll Freude
 Das Licht nun wieder, so ich erst verlor!
 Und trug zu der Pedanten Leide
 In mein Gehirn sehr reiche Beute,
 Und ward doch wenigstens nun schon ein kleiner Thor!
 Denn sagt: wer hat so schnell die finstre Nacht
 Zum unbewölkten Frühlingstag gemacht?

* *

Und o! wem dank ich es? dir weise Chloe! dir —
 Nehmt sie in euer Chor, ihr holden Charitinnen!
 Sie kan den Jüngling, wie den Greiß gewinnen!
 Barbaren folgen ihr,
 Und Helden macht sie spinnen! — —
 Du Chloe nur du lehrtest mir
 Die reizende Philosophie
 Des Lebens mich zu freu'n und mich zu quälen nie!

* * *

Hoch flog ich über alle Sphären
 Und alle Himmel auf! wenn ich die süßen Lehren
 Von deinen Lippen trank!
 Von Wonne taumelnd an den Busen sank,
 Durch den die Gratien selbst schöner wären! —
 Hier Chloe! wein ich dir voll Zärtlichkeit den Dank —
 Sieh! diese bange süße Zähre
 Im Auge schwimmt dir zur Ehre!

*

Wohin sind sie? wohin die schönsten meiner Tage?
 Der erste Frühling meiner Lebenszeit?
 In Unschuld floß er hin! noch unentweyht
 Von bitterm Gram und Traurigkeit!
 Und ohne Krankheit, ohne Plage!
 Nie rufet ihn zurück die bängste Klage!
 Im Busen schlug wollüstiges Getümmel!
 Und alles auffer mir war Mahomed'scher Himmel!

* *

Noch hab ich dich, o Freund! den mir die Sympathie
 Und lange Treue gab: laß die Philosophie
 Uns führen, die des Lebenspfade
 Mit Rosen überstreut, was von der Götterrathe
 Uns dort bestimmt sey? das suche nie
 Tief auszuspähn! es wäre Schade
 Um die verdorbne schnelle Zeit
 Wir Arme wissen nichts von einer Ewigkeit!

* *

Uns gab das Glück nicht Schätze dieser Erden!
 Ich leugne nicht, daß dies ein Uebel ist!
 Allein — kan Epikur bey Wasser glücklich werden,
 Apell, wenn er Campaspen küßt,
 Anakreon, wenn er Rosinen ißt —
 Was wollen wir? o Freund! wir haben viel Gefehreden!
 Man braucht nicht viel um glücklich hier zu seyn,
 Der Rosen wachsen viel den Weg uns zu bestreu'n!

12.

An einen Philosophen.

Du suchst der Liebe Kraft und Wesen auszuspähn!
 Im Winkel fliehen dich die Gratien und Musen!
 Sieh her! Herr Philosoph! willst du ihr Wesen sehn,
 So fühle sie, wie ich auf einer Chloë Busen.

13.

Auf Baven, als er ein Sinngedicht gemacht hatte.

Bav springet Ellen hoch und wiehert, iauchzt und lacht!
 Ruft seine Köchin her, und schreyet lache! lache!
 „Ey, ey! was haben Sie gemacht?“
 Du kleiner Teufel du! hör nur die lustige Sache,
 Und höre sie und lache nicht! —
 Drauf lacht' er ihr ein langes Sinngedicht.

14.

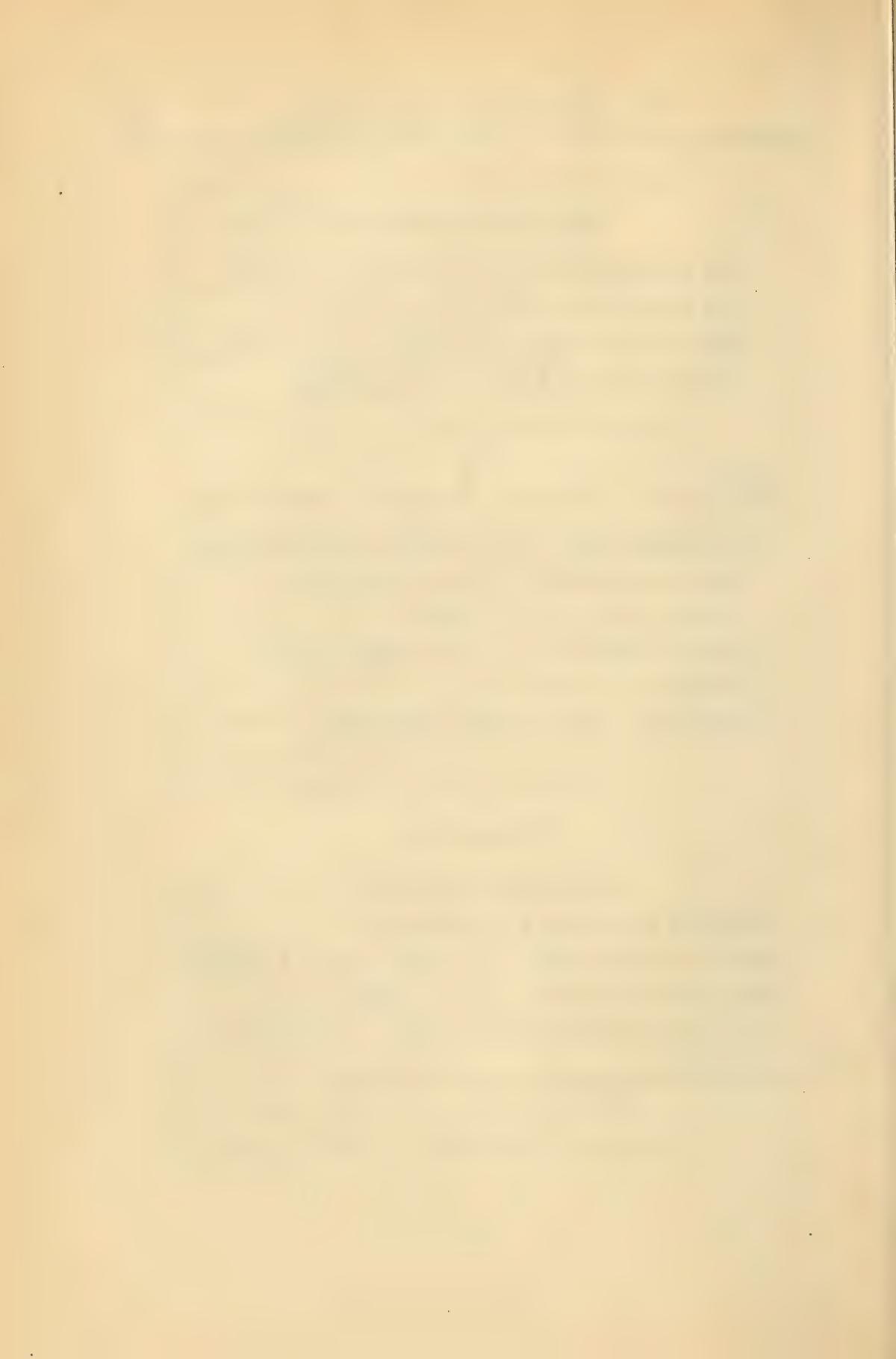
Sinngedichte.

Auf Petrarchen.

Wie zärtlich singt Petrarch im Elegien Ton!
 Ich weinte bald mit ihm! — Doch wär es warlich Schade,
 Denn ganz allein erschlich er Lauren einst im Bade,
 Sie spritzt ihn schalkhaft voll*) und er? — er lief davon!

*) Siehe italiänische Biographien 1. B. unter Laura.

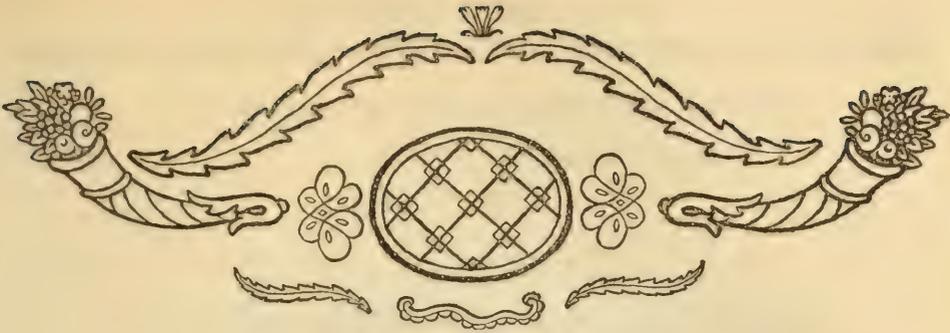




Sinngedichte

1771





15.

An Chloen, als sie am Bache lag und ihr Bild betrachtete.

Du braune Chloë, glaube mir!
Du denkst, du siehest dich?
Die schönste Nymphe sieht nach dir,
Und sie bewundert dich!

16.

Auf die Satyre des Boileau wider das Frauenzimmer.

Gerecht sey Boileau mit seinem Satyr immer!
Doch glitscht' er wenigstens einmal aus ebner Bahn.
Ihn hactt' (Ihr wißt wohin) ein kalekut'scher Hahn
Und er bestraft — das Frauenzimmer.

17.

An Chloen.

Um Acidalien zu malen,
So reizend, wie Apell sie einst den Griechen gab,

Braucht sieben Grazien nicht zu bezahlen,
Dich nur, o Chloë, mal' er ab!

18.

Auf eine schöne Gegend, nach dem Dü Bos.

O welch ein heitrer Himmel fließet
Rund um mich her!
Thal, sey du mir gegrüßet!
Hier werd' ich mehr,
Als Wieland seyn;
Die Grazien seh ich in Reihn
Und Lorbeerkränze brech' ich ab!
Wenn Klima ganz allein
Die Grazien uns gab!

19.

Auf Amalien, nach dem Griechischen.

Der Grazien sind vier'!
Und wißt! der Musen zehn'! und zwei Göttinnen
Der Liebe! — glaubet mir!
Amalia kann Weisen Herz gewinnen,
Jünglinge, Männer und Greise laufen nach ihr,
Und gaffen und staunen sie an! stehn starr, nicht wie bey Medusen
Nein starr, wie Agathon einst bey dem Gesang der Musen!
Und der Syrenen stand! bey dem Triumph der Danaë! —
Ist sie nicht Venus? Muse? Grazie?

20.

An Gunilden.

Der Maler kömmt, Gunilde! —
 Geschwind die Schminke vom Gesicht!
 Sonst trifft er deine Züge nicht,
 Und malt ein Bild von einem Bilde!

21.

An Chloens Sperling.

Du bist der glücklichste von allen deinen Brüdern!
 Fast glücklicher, als ich, bist du!
 Du pipst zu Chloens Liedern,
 Trinkst Nektar, nimmst Ambrosia dazu!
 Und wann sie ihren Leib enthüllt —
 Dann — Sperling! — siehst du gar, was Götter mit Wonne füllt.
 Was fehlet dir? was siehst du mich so schwachtend an?

Der Sperling.

Ich wäre gern der Leda Schwan!

22.

Auf Baven.

Der Psalmen Dichter Bav, der allen heilig schien,
 Flucht ist: es ist kein Gott! warum? — es hungert ihn.

23.

An meinen Arzt.

Du sprichst: „Freund! trinke keinen Wein!
 Er wird dir tödtlich seyn.“ —
 Sehr wohl, mein Freund, es tranken
 Wohl deine Kranken
 Fast alle Wein?

24.

Auf eine unwissende Schöne.

Halt deinen Stolz im Zügel!
 Schön bist du! Niemand leugnet's dir,
 So schön, wie Eulenspiegel
 Gedruckt von Elzevier.

25.

Auf den plauderhaften Barbill.

Man sagt: Barbill sey im Duell geblieben;
 Ich glaub' es nicht, er hätt' es mir geschrieben.

26.

Auf den badenden kleinen Damon.

Vom lustigen Gewand entladen
 Wirft sich der kleine Damon in den Bach,
 Die Wellen hüpfen lachend nach,
 Das wunderschöne Kind zu baden.

Doch schnell springt er — ein nackender Adon —
 Ans Ufer hin und lauft davon
 Zu Chloen und zu Lalagen
 Und spricht: „Wollt ihr den Amor sehn,
 So seht in Bach von jenem Rosenhügel!
 Da schwimmt er auf dem Rücken ohne Flügel.“

27.

Franz der Erste noch als Graf von Angouleme und Maria,
 die schöne Gemahlinn des alten Ludwigs des Zwölften.

Franz.

Maria! — schildern kann ich deine Reize nie!
 Nur fühlen kann ich sie!
 Ach Engel, einen Kuß von dir!
 Erlaube nur zu küssen mir!

Maria.

Verwegner Jüngling, flieh!

Franz.

Ey! Ey! mit diesem Graziengesicht
 Sprichst du der Liebe Hohn?
 So liebst du mich — mich tapfern Prinzen! — nicht?

Maria.

Prinz wiß! ich liebe dich! sonst — raubt' ich dir den Thron!

28.

Auf einen Schauspieler, der in Krügers blindem Ehemanne
Den blinden Ehemann machte.

Auf Kenntniß eigener Mängel bleibt jeder immer Kind!
Der denkt, er macht den Blinden? und ist doch wirklich blind.

29.

Auf ** in **.

Dein Busen ist von Holz und dein Gehirn von Bohnen,
Und was darinnen denkt, der dümme der Dämonen.
Du schimpfst den Shakespear und fluchst dem Moliere,
Anakreon gefällt dir nicht,
Du hörst nicht gern von Grazien die Lehre;
Und Lächeln kam dir nie ins mürrische Gesicht —
Die M** nahm bey dir wohl an des B** St**
Das dümme E*** so wie B** P**!

30.

Auf eben diesen ** in **.

Du Freudenhässer du, in Himmel kömmt du nie!
Warum? dort liebt man sie.

31.

Auf den nämlichen ** in **.

In deine Hölle wünsch' ich mich!
Hin! zu den göttlichsten Genien!

Hin! wo die schönsten Mädchen blühen!
Und dann — in deinen Himmel dich!

32.

Bav und Ich.

Bav.

Ich zeche dir — thu's nach! — hier sechszehn Flaschen leer!
Und bin nicht trunken!

Ich.

Narr! ein Esel säuft ja mehr!

33.

Die Wünsche.

Kaz wünschet sich ein Rittergut
Mit Fluren, Wäldern, Bergen voll von Reben.
Dann trüg' er einen Federhut
Und hätt' ein herrlich Leben.
Ein Weibchen wünscht er sich, jung, mit Cytherens Mienen,
Wie sie auf Paphos trat, schwarz, weiß und rosenroth,
Und noch, wie Salomo, drehundert Concubinen.
Dann wünscht er sich zuletzt ein Stückchen — Käs und Brod.

34.

Auf Bav.

„Dies Werkchen hab ich wohl verdaut!
Wie wichtig ist es nicht!“ — ruft Bav — — nun lacht er laut —

Bav lüget nicht, sein Kopf verdauet wie sein Magen,
 Was da das niedlichste Gericht
 In wenig Stunden wird — das schickt sich nicht zu sagen —
 Und so verdaute Bav das witzigste Gedicht.

35.

Luß weinet sehr um seine zwote Frau.

Luß weinet sehr, er läßt die Frau begraben,
 Mit der er Tag und Nacht
 Im Zank und Streite zugebracht,
 Warum? er will dadurch nun schon die dritte haben.

36.

An Chloen, als sie krank war.

Du denkst an das Grab?
 O Chloë, zittre nicht! ich hat Cytheren
 Die Kunst zu lieben dich zu lehren,
 Und meinen Wunsch mir zu gewähren,
 Geschah es, daß sie dir die kleine Krankheit gab!

37.

Schliems.

Seht nur! wie Schliems die Stirn voll Runzeln macht!
 Den Finger um die Nase biegt!
 Die Augen in sich zieht! — was hat er wohl gedacht?
 Herr Schliems hat euch den weisen Schluß gemacht
 Daß jede Frau den Mann betrügt.

38.

An Herr Schlapsen.

Man nennt dich grausam, hart und unempfindlich,
 Den ärgsten Geizhals gar! wahrhaftig! das ist sündlich!
 Du liebst den Feind, erfüllst die strengste Pflicht,
 Die uns das Evangelium befohlen,
 Und sammlest dem, der täglich flucht und spricht:
 Dich möchten alle L** holen!

39.

Auf den Herrn Büstrich.

Ach seht den reichen Büstrich, der allen Waisen raubt,
 Seht! bey der vierten Bitte! wie tief beugt er das Haupt!

40.

An Chloen, als ich ihr zum neuen Jahre eine frische
Rose gab.

Sieh! wie an süßen Düften reich
 Noch igt die Rose blüht!
 Dein Alter sey der Rose gleich,
 Die noch im Winter blüht!

41.

Necen und Hartburg.

Hartburg.

Beruhe doch, o göttlicher Necen!
 Mit einem gnädigen Blick mich einmal anzusehn!

Mecen.

— Der war doch gnädig genug? Nun könnt ihr wieder gehn!

42.

Luß und Lisette.

Luß sprang zum Bett' heraus, getäuscht vom Mondenschein;
 Er dachte voll Sorgen,
 Es wäre lichter Morgen;
 Und ließ Lisetten nun allein.
 Raum war er fort, so sah Lisette,
 Daß ihn der Mond getäuscht hätte,
 Da fluchte sie dem Mondenschein
 In ihrem leeren Bette.
 Luß kam die andre Nacht — schon war es heller Tag,
 Als ihn der Glocken frommer Schlag
 Und Nachtigallen Gesang
 In kaum entschlafne Ohren drang.
 Er wollte fliehn, allein
 Lisette hielt ihn, schrye: es ist ja Mondenschein!

43.

Eine Beschreibung.

Bald Geist, bald Nichts und Punkt, im Anfang steckt's in Tonnen,
 So klein, daß man's nicht sieht; am End' erschafft es Sonnen.
 Und ist sitzt es in einer Höhle,
 Wohl gar in einem Sumpf! Es ist und trinket nicht,
 Und lebt von Speis' und Trank! Es hört und sieht, und spricht,
 Und hat doch keinen Sinn! Was ist's? — der Weisen Seele.

44.

Bav.

Bav spricht: ich wollte mehr, als Wieland Klopstock seyn!
 Wollt' ich mich nur den Mufen weihn.
 Er flucht und schwört: bey meiner Seel!
 Hier wohnt Dichtergeist! hier tobt er in der Stirne! —
 So trug den Engel Raphael
 Ein Mann von Waldheim im Gehirne.

45.

Si fractus illabatur orbis
 Inpavidum ferient ruinae.

Fällt der ganze Himmel ein,
 Will die Welt vergehen,
 Wird ich doch nicht furchtsam seyn,
 Zagen und zitternd stehen!
 Starr von Wonne, den Busen voll Freudengetümmel
 Seh ich dann der Wunderdinge Gewimmel
 Im zerbrochnen Himmel.

46.

Auf die Perraults.

Der Mond verbirgt mit seiner dunkeln Scheibe
 Uns eines glänzenden Gestirnes Licht,
 Das durch die Wolken brennt. Verdenkt es nicht
 Ihr Weisen, einem alten Weibe!

Denn dieses glaubt gewiß,
 Es wäre Sonnen- und nicht Erdenfinsterniß. —
 Allein, was seyd ihr mehr, ihr Perraults unsrer Zeit?
 Euch ist Homer bisweilen nicht gescheut?
 Ihr seht, wie's alte Weib, das reine Sonnenlicht
 Vor einem Monde nicht!

47.

Die Kinder.

Ich sah ein Kind,
 Das gab einen Nasenstüber
 Dem Bilde Voltairs!
 Ich sah ein häßliches Kind,
 Das beguckte sich im Spiegel
 Und bewunderte sich!
 Ich sah ein Kind,
 Das biß und schug den Busen,
 Indem er es säugte!
 Ich sah ein Kind,
 Das wählt' aus ächtem Golde
 Und Silber und Flittergolde
 Das Flittergold,
 Und zerzaußt' es dann,
 Und sah das andre nicht an!
 Ich sah ein Kind,
 Dem spielte Damon
 So zärtliche, süße Lieder —

Indem er aber sang,
 Zerriß ihm das Kind
 Mit seinen Händen die Locken
 Und verstörte ihn!
 Ich sah ein Kind,
 Das k** in die Stube
 Und zeigte die schöne That
 Dem, den es sah,
 Und lächelte fröhlich darob!
 Die Amme belehrte das Kind,
 Dann fieng es an zu schreyen,
 So jämmerlich zu schreyen,
 Daß es die Kinder der Nachbarschaft
 Auch mit zum Schreyen schrye!
 Wie bey den Hunden,
 Wenn einer bellet,
 So bellen die andern nach — —
 Bis izt sind solche Kinder
 Die mehrsten Journalisten *).

*) Man beliebe sich zu erinnern, daß in Deutschland Kunstrichter und Journalisten einerley Bedeutung haben; denn ein Kunstrichter muß jährlich, wenigstens! dreyhundert und fünf und sechzig, und wenn ein Schaltjahr ist, dreyhundert und sechs und sechzig Bücher recensiren. Ich werde manchen Kunstrichter hierdurch auf meine Seite gebracht haben, denn wahrhaftig! viele wissen noch nicht, wie sauer das Handwerk eines Journalisten ist! Man wird mir diesen kleinen Kunstgriff nicht verdenken! Was thut nicht die Eigenliebe? Jeder ist sich selbst der nächste! Ein Sperling in der Hand, ist besser, als eine Taube auf dem Dache; sagt Sancho Pança.

48.

An einen Freund, welcher mir aus Scherz schrieb, er habe
sich zu einer Parthey von Kunstrichtern gesellet.

Wer? du? du, du willst journalisiren?
Du Hasser der deutschen Kritika?
Wie? wie? du könntest journalisiren?
Du alter Hasser der Kritika!
Ach! sie versteinert, gleich Medusen,
Die Seel' im Kopf! das Herz im Busen!
Weißt du denn nicht, was Gerstenbergen geschah?
Du alter Hasser der Kritika?
Er recensirte — da flohn
Ihm Grazien, Amor und Musen,
Cythere und Bacchus und Chloë davon!
Und säng' er ihnen tausend Lieder,
So lieben sie den Kritiker nicht wieder!

49.

An eine Biene, als ich und Chloë frisches Honig gegessen
hatten.

Du der Insekten Mensch, wie in der Unschuld Stande
Besingen Dichter ihn in einem Blumenlande!
Du Seelenräuberinn der Blumen und der Blüten!
Du der Lebendigen glücklichste!
Im Nektargeiste hast du meiner Chloë Küsse
Gebadet, Biene! nie so süße

War mir dein Honig! nie so unaussprechlich süße!
Die Wollust sog ich ganz in jedem ihrer Küsse!

Du wärest mehr als Mensch, wenn in der kleinen Stirne
Geist wohnete! — doch, wie des Cartes spricht,
So haben Thiere Seelen nicht,
Nur im fünfspündigen Gehirne
Besitzt der Mensch sie ganz allein.
Drum Biene mußt du sterblich seyn!
Vielleicht ist dein Gehirn zu klein!
Vielleicht, beym Zeos! ist's gar zu fein!
Doch tröste dich! du hast dein Gutes hier genossen!
Für dich ist süßer Geist aus Rosen oft geflossen!
Und wächst dein Geist nicht einst zu einem Weltssystem,
Wozu noch wachsen soll der Geist des jüngern Böhlm —
Hoffst du kein Himmelreich in deiner kleinen Zelle,
So fürchtest du auch keine Hölle.

50.

Bey dem Anblick eines ungewöhnlich schönen Mädchens.

O seht den Busen steigen, fallen,
Und Blendung in die Augen wallen!
Noch einen Blick! — verschwunden
O Chloë bist du mir!
Ereulos in zwo Secunden
O Chloë werd' ich dir!
O wie der Mund so lieblich spricht!
Welch Lächeln in dem Angesicht!

Petrarcha dächt' an Lauren nicht
 Bey diesem himmlischen Gesicht!
 Anakreon betheuerte: Sie wäre
 Die Göttinn von Cythère!

51.

Auf den unweisen Accoucheur Vulkan.

Welch Glück, wenn einst der Mann, der, die der Schaum gebahr,
 Der Donnerkeile Schmidt, flug, wie Maupertuis, war!
 Zu jener Zeit, da er das patagonische Haupt
 Des Zeus*) zerhieb, woraus die Göttinn unsrer Weisen,
 Die, gleich der Eule, nur das schöne Dunkle preisen,
 Gewaffnet sprang — Welch Glück hat uns Vulkan geraubt! —
 Zu jener Zeit, da hätt' er Seele können sehen!
 Ein Glück, warum noch ist viel große Weisen flehen!
 Die brauchen ist nicht Patagonen
 Zu suchen da, wo keine sollen wohnen**).

*) Ein Kopf, der so groß wäre, wie das Bäuchlein eines schwangern Dämchens, möchte wohl schon so groß seyn, wie der Kopf eines Patagonen. Nun phantasiere man sich den Leib einer Riesendame vor, die mit einem Kinde, so groß wie ein mannbares Mädchen schwanger sey; und nun den Kopf des Zeus, in welchem die lange homerische Pallas völlig bewaffnet steckt! — man muß sich nach und nach ein Ideal von diesem Riesenkopfe machen! auf einmal sich so was ungeheures vorzustellen, möchte nicht wohl möglich seyn. Seele hätte Vulkan gewiß da sehen müssen, wenn er Augen gehabt hätte!

*) Maupertuis machte, wie bekannt ist, zur Verbesserung unserer Seelentheorie, den Vorschlag: „man sollte zusehen, wie man einen von den großen Riesen, den Patagonen der unentdeckten Südländer bekäme, und diesem den Kopf abschneiden

52.

Auf Chloen. Nach dem 126sten Sonett des Petrarcha.

In welchem Himmel, welchem Sonnenlichte,
 In welcher heitern, milden Himmelsflur
 War wohl zu diesem reizenden Gesichte
 Das Muster für die bildende Natur?
 In welchem sie hierunten zeigen wollte,
 Was sie dort oben in dem Himmel kann!
 Die Grazie*), das Himmlische, das Holde,
 Das Beste, Schönste, was sie je erfann!
 In Haynen welche Göttinn? und in Flüssen,
 Welch eine Nymphe läßt so schönes Haar
 So golden glänzend in die Luft hinfließen.
 Wo ist ein Herz, das niemals hingerissen,
 Der Sammelplatz von jeder Tugend war?
 Ist gleich dadurch mein Leben in Gefahr
 Der hat vergebens himmlische Schönheit erblickt,

und hinein gucken; da müßte man nicht allein die Seele, sondern auch alle Ideen sehen können.“ Der weise Maupertuis hatte nicht unrichtig geschlossen! Man würde sie ganz gewiß sehen, allein — sie nicht sehen können.

*) Wer nicht so glücklich ist, fühlen zu können, was Grazie ist! der beliebe es in den Grazien unsers Wielands zu erlernen.

Ich glaubte immer, unbeschreiblich wäre die Grazie; allein, bis zum Entzücken fand ich sie in diesen delicias der schönsten Geister beschrieben. O die Unglückseligen, welche sie nicht empfinden können! O die Unglückseligen, welchen die Natur nicht vergönnte, die Grazie lebendig in einer Musarion, Danae, Laura — Chloë und Bacchidion anzustauen?

Den ihre Augen haben nie entzückt!
 Der nie gesehn, wie lieblich sie solche bewaget! —
 Der weis nicht, wie die Liebe Wunden schläget
 Und wieder heilet — ach das weis der nicht,
 Der nie gehört, wie himmlisch süß sie spricht! —
 Wie süß sie seufzt! — gesehn nie im Gesicht,
 Wie süß sie lächelt! — ach, das weis der nicht!

53.

Auf einen schönen Tag im May.

Aus ihren Knospen schwellen igt die Rosen,
 Und Zephyr wallte mit verliebtem Flügel
 Die jungen Däfte vom beblünten Hügel
 In laue Thäler Nymphen zu lieblosen.
 Es schloß Gott Aeol nun mit gnädgem Riegel
 Der Stürme Kammer, sammt dem Reif und Schlossen,
 Da schlich im blütenvollen süßen Hayne
 Ich meiner Ehlo' in Blumenpfaden nach,
 Und fand — o Wonne! sie am Rosenbach
 Schon halb entkleidet — schüchtern — ganz alleine!
 Die Sonne strömte Strahlen her von oben,
 Durch Laub und Blüten! leichte Weste hoben
 Die schwarzen Locken von dem Busen ihr!
 Es sang die Lieb' im Lied der Philomene
 Den Brand in meine aufgeschäumte Seele! —
 Da steht sie! — willst du mehr von mir?

54.

An Chloen im Mannskleide.

Wär' ich ein Mädchen! — o Chloe!
 Ich weinte — die ganze Nacht,
 Daß nach dem Huart*) dein Vater
 Dich nicht zum Knaben gemacht!
 Ist aber bin ich ein Jüngling,
 Und werd' in Himmel entzückt,
 Da ich dich — wie Bathyllen
 Anakreon — angeblickt!

55.

An einen Freund, der die verschiedenen Beweise für die
 Unsterblichkeit der menschlichen Seele sammlete.

Mein lieber Freund, o zähle
 Nicht tausend leere Nullen du!
 Noch fehlet eins bis ist dazu!
 Sag' erst, was ist die Seele*!)

56.

An Chloen.

Du warest arm, ich liebte dich!
 Voll Zärtlichkeit empfiengst du mich,

*) Man beliebe diese vortreffliche Kunst sich in Huarts Prüfung der Köpfe bekannt zu machen.

*) Man beliebe zu mehrerer Deutlichkeit hierbey die Predigt des Herrn Diogenes, vom Mann im Monde, nachzulesen!

Rein Glück war unsrer Liebe gleich!
 Nun bist du reich,
 Und fliehst mich!
 Den Schmetterlingen bist du gleich,
 Die fliehn das Blatt,
 Das sie als Wurm ernähret hat.

Chloens Antwort darauf.

Noch immer lieb ich dich!
 O Freund, bedaure mich!
 Ja! fliehen, hassen soll ich dich! —
 Noch immer eil' ich dir, am klaren Bach'
 Im Hain, in jenen blütenvollen Linden,
 Die sich zur stillen süßen Dämmerung winden,
 Doch leider nur im Traume nach!
 Ich küsse dich! und lieg auf weichem Moose
 In deinen Armen, Freund,
 Vom rheinischen Nektar berauscht, bekränzt mit blühender Rose! —
 Wie oft hab' ich nach diesen Träumen, Freund,
 Das Schicksal, das uns trennt, beweint! —
 Ihr Liebesgötter, Grazien, Cythere,
 Seht her! und rächet diese bittre Zähre*).

*) Zur Ehre dieser Chloe setz' ich zugleich diese Antwort mit hieher; Ich fühle zwar Feuer in meinem Gesichte glühen, da ich sie abschreibe, allein —
 Ove sia, chi per pruova intenda amore,
 Spero trouar pietà, non che perdono.

57.

Auf die Leda der Griechen.

So simpel waren wohl die griech'schen Damen nicht,
 Wie sie uns Rousseau malt! Sie konnten auch betrügen!
 Und wenn es nöthig war, bisweilen artig lügen.
 Ein Zweifler sehe nach, was jede Chronik spricht,
 Wo griech'sche Damen sind genau beschrieben worden!
 Die Eyerlegerinn, der schönsten Frauen Preis
 Frau Leda machte gar dem armen Manne weiß —
 Vielleicht gehörte sie zu Parthenaiens Orden*)!
 Sie habe jüngst Herr Zeus im Bad' als Schwan belegt,
 Sie habe ist davon zwey Eyerchen gelegt,
 Im legen wären sie gefallen und zerbrochen! —
 (O saget! konnt' es noch wahrscheinlicher wohl seyn?
 Denn welche meynet wohl, sie käm mit Eiern ein?)
 Und daraus wären dann vier Kinderchen gekrochen. —
 Der großen Ehre froh freut sich der gute Mann,
 So sehr er sich nur freuen kann,
 Umarmt und küßt die schönen Kinderchen. —
 Ach hätt' ich nur gesehn,
 Spricht er, eh sie herausgekrochen,
 Wie groß ein Zwillingsey
 Von meiner Frau gewesen sey!
 O Leda hättest du nur eins mir nicht zerbrochen**)!

*) Man sehe im vierten Bande des Dict. von Bayle unter dem Titel: *Duel: Ienee*, wie sie diesen der Unfruchtbarkeit wegen gerichtlich anklagte, und die vor-
 trefflichen Anmerkungen des weisen Bayle dazu.

***) Dies ist keine Ironie meine deutschen Damen und Herren! es ist lauter Einfalt

58.

Uebersetzung der 27sten Ode des Petrarcha.

O helle, frische Quelle!
 Und ihr sanftmurmelnden, beblümten Wasserfälle!
 Da sanken einst die schönen Glieder
 Von der, die mich allein bezaubern kann —
 Mit Seufzen denk ich dran! —
 An diesem schönen Bäumchen nieder.

Chiare, fresche, e dolci acque,
 Ove le belle membra
 Pose colei, che sola a me par donna;
 Gentil ramo, ove piacque
 (Con sospir mi rimembra!)
 A lei di fare al bel fianco colonna;

und guter Glaube. Rousseau hätte sagen sollen, die Männer bey den Griechen wären — was die Ehestandsachen betrifft — simpel gewesen, und nicht die Damen! Er würde mir zwar gleich mit der geduldig leidenden Kallirhoe angezogen kommen; allein ich, als ein Jüngling, wollt' ihm gern ein Licht in diesem Begebenheiten anzünden.

Uebrigens verwundre man sich nicht über die Einfalt der damaligen Zeiten, wo diese Begebenheiten, als Glaubensartikel geglaubt wurden; Man hat ja nach der Zeit viele Jahrhunderte lang, vielmehr geglaubt, als daß eine Frau Eyer legen könne.

O Prometheus, hast du nicht vorher sehen können, wie sehr man die Gutherzigkeit und den leichten Glauben deiner Menschen mißbrauchen würde?

Das leichte Kleid, o Laub und Blüten ihr!
 Den englischen Busen noch verbargt ihr mir!
 O heilge, heitre Luft in dir
 Floß Amor — Welch ein süßer Schmerz! —
 In ihren Blicken in mein Herz!
 O laßt euch alle meine letzten Klagen
 Mit heißen Zähren und mit Seufzen sagen!

Ist es des Schicksals Schluß,
 Und will der Himmel es nicht wehren,
 Daß dieses Auge sich in Zähren
 Verschließen muß;
 So nehmt mitleidig noch den Leib in euren Schooß
 Indes der Geist von seinen Fesseln loß
 Zu seiner alten Heymath fähret.

Erba, e fior, che la gonna
 Leggiadra ricoverse
 Con l'angelico seno;
 Aer sacro, sereno,
 Ov' Amor co' begli occhi il cor m'aperse;
 Date udienza insieme
 Alle dolenti mie parole estreme!

S'egli è pur mio destino
 E'l Cielo in ciò s'adopra,
 Ch' Amor quest' occhi lagrimando chiuda;
 Qualche grazia il meschino
 Corpo fra voi ricopra,
 E torni l'alma al proprio albergo ignuda.

O schlaf' ich nur mit dieser Hoffnung ein,
 So wird der Tod mir nicht so schmerzlich seyn.
 Der müde Geist verläßt, ganz abgehärmt von Quaal,
 Den Körper dann in diesem stillen Thal',
 In diesem ruh'gen Hafen;
 Und läßt ihn — wie ein Kind die Pupp' auf Blumen — schlafen.

Noch kömmt vielleicht die Zeit,
 Da diese wilde Schöne,
 Die vorge Sprödigkeit
 In diesem Thal bereut!
 Dann sucht sie mich an diesem Orte, da,
 Wo sie zuerst mich sah,
 Hier wird sie voll von Liebe stehn

La morte fia men cruda,
 In questa spe me porto
 A quel dubbioso passo:
 Che lo spirito lasso
 Non potria mai in piu riposato porto,
 Nè'n piu tranquilla fossa
 Fuggir la carne travagliata, e l'ossa.

Tempo verrà ancor forse
 Ch'all' usato soggiorno
 Torni la fera bella, e mansueta;
 E là ov' ella mi scorse
 Nel benedetto giorno,
 Volga la vista desiosa, e lieta,

Nach mir verlangen — und dann sehn —
 O Schmerz! wie Staub an diesem Ort
 Ich unter einem Stein geworden!
 Der Anblick wird sie dann zur Lieb' entflammen,
 So zärtlich seufzet sie für mich um Gnade dann,
 Daß, wär der Richter ein Tyrann,
 Und wollte mich in Ewigkeit verdammen,
 Er keinen Augenblick verdammen kann!
 Und trocknet nun die Schöne
 Mit ihrem Schleyer eine Thräne —
 Dann weint der ganze Himmel! —
 Gewalt thut sie ihm an!
 Dann weint der ganze Himmel!

Hier sah ich einst von diesen schönen Zweigen,
 Wie Flocken Schnee, so sanft herunter steigen
 Die Blüten in ihren Schoos — Erinnerung voll Entzücken!

Cercandomi: ed, o pieta!
 Già terra infra le pietre
 Vedendo, Amor l'inspìri
 In guisa che sospìri
 Si dolcemente, che mercè m'impetre,
 E faccia forza al Cielo
 Ascìugandosi gli occhi col bel velo.

Da' be' rami scendea,
 Dolce nella memoria!

Die Seele floß auf sie in Wonn' in meinen Blicken! —
 Demüthig saß sie da,
 Als ich in dieser Pracht sie sah,
 In Herrlichkeit bedeckt ganz
 Von des verliebten Regens Glanz.
 Die Blüte fiel ihr auf das Mäntelchen,
 Und die auf's blonde Haar,
 Das wie polirtes Gold und Perlen anzusehn
 In diesem Tage war.
 Und die vermählte sich mit Rosen
 Und jene eilte der Quelle liebzukosen.
 Und diese wallte sanft, als ob
 Sie in den Lüften hängend bliebe,
 Verliebt in Wirbeln um sie herab
 Und schien zu sagen: Hier herrscht die Liebe!

Una pioggia di fior sovra'l suo grembo;
 Ed ella si sedea
 Umile in tanta gloria,
 Coverta già dell'amoroso nembo
 Qual fior cadea sul lembo,
 Qual sulle treccie bionde,
 Ch'oro forbito, e perle
 Eran quel dì a vederle.
 Qual si posava in terra, e qual sull' onde;
 Qual con un vago errore
 Girando pareva dir: Qui regna Amore!

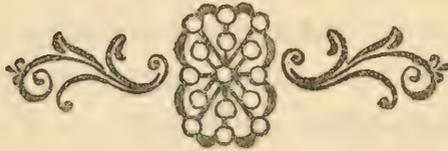
Wie oft in Erstaunen verlohren
 Rief ich damals: gewiß!
 Die wurd' im Paradies —
 Im Himmel wurde sie geboren!
 Ganz von der Erd' entrückt
 Und in den schönsten der Himmel entzückt
 Ward ich von ihrem Sang'! — sie gieng gleich den Göttingen! —
 Von dem Gespräch, und vom Gesicht
 Und von dem süßen Lächeln drinnen.
 Im Himmel war ich! da war ich nicht,
 Da, wo ich wirklich war. Hier rief ich seufzend: wer?
 Und wann? wann bracht' er mich hieher?
 Seit ich nach dieser Zeit aus diesem Thale kam,
 Floh auch der Friede mich; empfieng diese mich Quelle,
 Und grüßten mich die holden Wasserfälle,
 So floh mich auch der Gram!

Quante volte diss'io
 Allor pien di spavento,
 Costei per fermo nacque in Paradiso!
 Così carico d'oblio
 Il divin portamento
 E'l volto, e le parole, e'l dolce riso
 M'avevano, e sì diviso
 Dall' imagine vera;
 Ch'i' dicea sospirando:
 Qui come venn'io, o quando?
 Credendo esser in ciel, non là dov'era.

Da indi in qua mi piace
Quest' erba sì, che altrove non ho pace.

Se tu avessi ornamenti, quant' hai voglia*)
Potresti arditamente
Uscir del bosco, e gir infra la gente.

*) Diese drey Verse sind nur für die Italiäner schön, und Petrarcha konnte sie mit Zug und Recht für schön halten, in dem Jahrhunderte, in welchem er lebte. Mir aber sind sie unüberseßlich.



Zerstreute Gedichte

I

59.

An Bachidion.

Bachidion! Die Rose,
Die du sanftlächelnd brachst,
Dann schüchtern, nimm sie Jüngling!
Entzückend zu mir sprachst —
Die erste deiner Rosen,
Die Rose will ich singen!
Sie duftete der Seele
Zehntausend Himmel ein!
Die Rose unter den Rosen,
Die Rose will ich singen!
Von deren Saft wir trancken,
Als du Bachidion
Den ersten Kuß mir küstest —
Die schnellen Stunden flohn
Als hätten sie Flügel an Füßen,
Bey unsern ersten Küßen!
Die Rebe die in Rhingau
Uns diese Traube gebahr,
Bey deren Saft wir küsten,
Zum erstenmal uns küsten,
Die lebe tausend Jahr! —
Sie pflegte der Küsten Sohn
Der Gott des Anakreon,
Der Gott der einst mit junger Rose
Befränzt, den Ganges bezwang!

Den Winkelman in Prose
 Und Wieland in Versen besang!
 Der Schöpfer neuer Geister —
 Du kennst ihn, Bacchus heist er,
 Der pflanzte diese Rebe!
 Sie wachse, sie blühe, sie lebe!
 Es müssen
 Bey ihren Trauben sich
 Jüngling und Mädchen entzücken!
 Und, wie du Bacchidion mich,
 Und wie ich Bacchidion dich,
 Bey unsern ersten Küßen,
 So müssen sie mit den Seelen sich
 Nicht mit den Augen erblicken!
 Von allen Mädchen die die Erde
 Vor Zeiten auf Blumen wandeln ließ,
 Von allen Mädchen die Cythere
 Vor Zeiten zu uns aus Paphos wies,
 Von allen Mädchen die die Dichter
 Anakreon, Ovid,
 So schön uns besungen haben,
 Von diesen schweigt mein Lied.
 Denn Keines hob den Dichter
 Ins neunte Himmelreich,
 Und holt ihn wieder herunter
 Auf unser Erdenreich!
 Keins machte daß ein Dichter
 Kühn in die Himmel flog!

Keins machte daß er wieder
Zu uns herunter zog!
Keins war, daß je den Dichter
Mit ihren Reizen zwang,
Daß er die Grazien Platons
Uns Leimensöhnen sang!
Die Danae, die Psyche,
Den weisen Ugathon!
Gepriesen seyst du Doris!
Ich singe Musarion.
Und dann, erlaub' es o Doris!
Dann sing ich Bachidion,
Denn dich zu erst zu singen
Befahl mir Bachidion!
 Von allen Geniussen
Die seit dem Vater Homer
Den Sterblichen die Vorsicht
Von oben sandte her —
Ich singe Gleim und Wieland,
Allein im höhern Ton!
Den Sokrates der Deutschen!
Der Deutschen Anakreon!
Und dann — der Deutschen Wieland,
Und dann der Deutschen Gleim!
Es war der alte Tejer
Die Helffte nur von Gleim!
Nie brausten seine Lieder
Im starcken Kriegeston,

Der Krieg zerriß die Saiten
 Auf seinem Barbhton!
 Und dann — der Deutschen Wieland!
 Denn nie hat Griechenland
 Von seinem Sokratese
 Gedichte je gekant!
 Er sang als Knabe Gedichte
 Wie Rom Lucrez sie sang,
 Bis er als Jüngling in Himmel
 Auf Flügeln des Blißes drang!
 Dann flog er wieder herunter
 Auf diese Unterwelt,
 Und sang uns, was im Himmel
 Erhabnern Geistern gefällt!
 Der Schönheit Ideale
 Sang er Raphaelen vor,
 Und schwingung sich über die Menschheit
 Zu höhern Geistern empor!
 Dann sang er uns entzückend
 Den weisen Agathon! —
 Den Paris — und den Idriß,
 Und dann, Musarion!
 Die Grazien wurden geböhren,
 Die Weisesten staunten sie an,
 Und wünschten dem Torso der Psyche
 Ein Köpfgn und Füßgn daran!
 Jetzt reißt er im Lande der Zeiten
 Wie bey Lebendgn herum,

Und spricht mit den größten Weisen
Im grauen Alterthum.
Er weis wer Zoroaster
Und wer Confucius war,
Orpheus, Lykurg und Solon,
Und den die Amme gebahr,
Wer Xenophon und Plato
Und wer Diogenes war. —
Den Tlantlaquacapatli
Kent er in Mexiko gar —
Er kent die grosen Weisen
Von jedem Alterthum,
Und reist im Lande der Zeiten
Wie bey Lebendgen herum!

Sing Pindar immer Waser,
Du Geiziger dein Gold!
Ich singe Wein und Rosen,
Mir ist Cythere hold!
Ich singe meinen Wieland
Und meinen Anakreon —
Dann sing ich meine Liebe —
Rein erst Musarion! —
Dann sing ich meine Liebe,
Dich schönste Bachidion!
Sing immer Waser Pindar!
Wein singt Anakreon.

60.

Auf einen Neider Wielands im Jahre 1770.

Er las den Ganymed und den Endimion,
 Und schwoll vom Neid empor; er las die Wahl des Paris,
 Da schwoll er höher noch; er las den Agathon,
 Da schwoll er höher noch; er las Musarion,
 Da schwoll er höher noch; den Abulfaovariz,
 Da schwoll er höher noch; er las den Diogen,
 Da schwoll er höher noch; er las die Grazien,
 Da schwoll er höher noch; — wird er den Amadis sehn,
 Der schönsten Ritter ersten —
 Dann muß er warlich bersten!

61.

Auf einen Arzt, der das Gedicht Musarion
in einer Zeitung baß tadelte.

Er haßt Musarion? ihr fragt: warum? — o wißt,
 Weil diese Charitin ein wenig weiser ist,
 Als er! dann fragt er nicht nach Danaen und Leben!
 Die Mädchen achtet er nur in den — Kindesnöthen!

62.

Flüchtige Übersetzung des Flaminischen *Vmbrae frigidulae*.

Könnt ihr Musen und Charitinnen keine
 Kühle Schatten und Grotten, blumenvolle
 Wiesen, Bäche, die sanft darüber murmeln

Blühnde Lauben daran voll Nachtigallen,
 Bergerac und Elisen und Aglaien —
 Könnt ihr Musen und Charitinnen nicht mehr
 Tempe geben — wie einst dem alten Tejer
 Euren Dichtern der Freude Tempe geben?

Seht! da fränkelt der arme Gleim von Dhmacht
 Voll und jammert „Vergönnten doch die Götter
 Ach vergönnten doch meine Charitinnen
 Mir ein Dertchen voll Unschuld, Ruh und Freude!
 Einen Tempel, wie sie ihn Chaulieu gaben! —
 O dann wollt' ich mein Leben ganz der Freude,
 Ganz den Musen es weyhn, und singen allen
 Menschenherzen, die Freud' empfinden können
 An den Quellen zur Zeit, wann Weilchen blühen
 Und in Blüthen die Nachtigallen schlagen,
 Unter Schatten im Kühlen bey der Erde —
 O dann wollt' ich, ihr Musen, singen allen
 Menschenherzen, die Freud empfinden können,
 Und Valet jeder alten Sorge sagen,
 Bald auf Blumen mit Psammis Kindern scherzen,
 Bald in Schatten ein Honigschläschen schlummern,
 Bald in Lauben mit frischer Milch mich legen!

Welch ein Leben ihr Götter! seelig wollt ich
 Und allgütig wie ihr im Himmel leben!
 Selbst vergessen den Athamas, die Maske!
 Ach ihr Musen und Charitinnen reißt mich —
 Immer hab' ich euch ja geopfert! — reißt mich

Vom Geräusche der Stadt los! von den Acten!
 Von den Fesseln der Seele! Treibt den Gift aus
 Meinen Nerven, der allen Geist verzehret!
 Treibt den Dámon des Limon aus dem Leibe!
 Und vergönnet mir Grazien und Musen
 Doch ein Dertchen zur Ruh und weisen Freude!“
 — Hört ihr holden Góttinnen nicht das Seufzen
 Eures lieben Anakreon? — Ihr hört es:
 Werdet nun ihm ein Tejisch Tempe geben.
 Laßt ihn leben, wie Solon einst gesungen,
 Frey vom Joche der Aemter nun sein Leben.
 Gieße Góttin von Paphos Lieb' in seinen
 Busen! Schaffe du Bacchus in die Nerven
 Wonnehüpfende Geister! Singet Wieland
 Und Jacobi und Schmidt ihm süße Lieder! —
 Gleim verdiente zu leben, wie im goldnen
 Spiegel Psammis, den Abend seines Lebens;
 Teutschland singet nur seine Lieder, seine
 Thaten kennet nur der, den er beglückt.
 Spalding, Kammler und Karschin kennen selbst sie
 Gleich gefallenen Engeln Gottes Thaten. —
 Geister schweben um mich und lispeln: Amen!
 Gleim soll seelig wie Psammis künftig leben! —
 Schauer stiegen durch mich — sind Michaelis
 Jähns und Kleist nicht die Geister, die hier schweben?

63.

An Herrn Kriegssekretär Schmidt.

In Elysium wurd' ich hingezaubert*)
 Minnasänger — in jene wonniglichen
 Uebertempischen Gärten — in die Auen,
 Wo die Quellen der Charitinnen glänzend
 Sterniglich in den Bach der Jugend hüpfen,
 Der durch Hayne von Myrthen dann sich schlängelt
 Und durch Rosen, wo die Laiden, Leden
 Und Aspasien mit Alcibiaden
 Und Bathyllen und Herkuleßen wandeln —
 Mit den Göttern der Phidiase leichter
 Rosenröther hinschweben zum Entzücken
 Als die Grazien nach Horazen tanzen —
 Minnasänger in meiner Lais Himmel,
 Wo dein süßestes Wonningliches sich ver-
 lieren würde, wie ein Accentchen sänftlich
 Hingeflötet zu jenen Melodieen,
 Womit Danaen Ugarhone fesseln —
 In Elysium wurd' ich hingezaubert —
 Auf des Mannes der jüngsten der Huldinnen
 Auf des Gottes der Träume Schwanenrücken
 Sant ich flüchtig hinüber augenblicklich.

Träumend reiset man schneller als in Rutschen
 Von den Pferden der Engel selbst geflogen:

*) Diese Beschreibungen werden denen andern, die dieses etwa lesen und nicht völlig verstehen werden, binnen kurzer Zeit verständlicher seyn können.

Jetzt ist man in dem Bette, jetzt im Himmel.
 Der kann Lavatern fragen, wer dran zweifelt. *)
 Unausprechlich und unbeschreiblich ist das
 Was Laidion dir nicht hat beschrieben,
 Kein Sinn hat dir da Weile zum Aufschreiben
 In's Gedächtnis, er muß zu viel genießen —
 Denn kann Paulus der Allesprachentwiser
 Selbst unmöglich empfindlich machen, was kein
 Menschenauge gesehn, kein Ohr gehöret
 Nicht gekommen ist noch in's Menschenherze —
 Kurz! was keiner gesehn im dritten Himmel.
 Caspar Lavater will's zwar noch beschreiben
 Aber wird er St. Paulus Lügen strafen?
 Kurz! was einer gesehn im dritten Himmel
 Kann er sich nur beschreiben, denn verständlich
 Und empfindlich ist's keinem, der nicht da war.
 Mein Elysium war zwar nicht der dritte
 Himmel, aber es ist doch auch ein Himmel,
 Ob er gleich nicht von Gold und Silber stroget
 Und wie Sonne das Auge rund um blind blizt;
 Folglich vieles auch schwerlich zu beschreiben,

*) Dessen Seele, ein ens simplex, das ist ein Ding, das gleichsam etwas,
 sonst aber nach dem Ausspruch grundgelehrter Weltweisen nichts ist — im
 Huy sich durch alle Neun Danti'sche Himmel und seine selbst gemachten dazn
 ausdehnen und alle Monaden darinnen sehen, hören, schmecken, riechen und
 fühlen und mit einigen Millionen andern Sinnen, von denen wir subluna-
 rischen Geschöpfe leiden! noch nichts wissen, schon hier empfinden und be-
 schreiben kann.

Wenn man vollends im Traum es nur gesehn hat.

So viel weiß ich gewiß, ich sah die Musen

Und die Grazien und noch hundert Dichter

Und darunter war Kleist und Michaelis.

Lächelnd scherzte nun dieser neugebohren

Aufgeblüht mit Horazen und mit Sternen,

Hagedornen und Kleisten, Ariosten

Und noch vielen, die wir nicht unten kennen,

Arm geschlungen in Arm wie Du, Jakobi,

Gleim und Er mit einander oft gegangen —

Sprechen hätt' ich mit allen sollen, mit den

Charitinnen und Leden und Laiden,

Denn der Herr Gott der Träume wird sobald nicht

Dahin über mich flugs so wieder tragen

Und der Mühe wär es wohl werth gewesen

Doch es ist nicht geschehn, warum? weiß selbst nicht.

Schneller als wie der Blitz war ich in einer

Rosenlaube bey Kleist und Michaelis

Und trank Nektar von ihrem Chiernektar.

Gleim soll seeliger leben, hört' ich, als der

Weise Salomo, glücklicher, als Solon,

Und glückseeliger, als die Großen alle,

Die den Himmel verschließen können wollen

Und eröffnen, auf Erden und im Himmel

Leben werden, so soll er seelig leben

Zum Entzücken der Besten auf der Erde —

Herz und Geist ist ihm schon purgiret worden,

Heiter Blut ist in Adern, und im Kopfe

Ist kein Simon zu hören und zu sehen.
 Und das wißt ihr und bringt kein Opfer euren
 Charitinnen dafür? Nimm meine Flöte —
 Eben wollt' ich den Mund aufthun und reden
 Und vertheidigen uns — und ich erwachte.
 Schneller lag ich in meinem Bette wieder
 Als ich war in den Himmel hingetragen,
 Träumte wachend nun das was ich gesehen
 Und vertheidigte, daß wir nicht geopfert
 Für die Wiedergenesung unsers Vaters.

Vor Entzücken vergaßen wir das Opfer
 Und ergöbten uns an dem aufgehellten
 Wolkenlosen Gesicht' und an Gesprächen,
 Die, wie lechzende Blumen Thau erquicket,
 Und wie Honig das Säumlein seines Mähmchens
 Wenn die Scherze der Ninon es umflattern —
 Unsrer Geister mit Wonne ganz erfüllten,
 Und an Augen aus denen Liebe, Weisheit,
 Wie aus Veilchen der süße Dufft, sich gießet —
 Vor Entzücken vergaßen wir das Opfer
 Charitinnen zu bringen und den Musen;
 Denn wie Lesing in der Dramaturgie be-
 weist, muß man bey schönen Werken nicht nach
 Ihren Schöpfern erst fragen, sondern fühlen
 Und die Schönheit des Werkes nur empfinden
 Und Meropens Verfasser nicht citiren.
 Kalte Köpfe nur Journalisten fragen
 Ob sie Hand an das Kind der Musen legen:

Wer hat es denn gemacht? und wo? und warum?
 Aber Opfer den Charitinnen laß uns
 Minnasänger nun bringen, daß sie uns den
 Dreywahl göttlichen Mann, der Freude wieder
 Und den Scherzen, der Freundschaft wieder gaben —
 Opfern wollen wir nun den Charitinnen
 Und den Musen — und Manifeste, Bullen
 Und ein Bibliothetchen von Journalen
 Lichterloh in die Höhe brennen lassen
 Und vergnügter, als die Leviten bey den
 Feisten Opfern von Kindern, Lieder singen,
 Welche Grazien, Amor und die Musen
 Gleimen haben gesungen und Jakobi.

64.

An den Kurfürsten von Maynz.

Im May, wann alle Bäume Liebe blühen,
 Und Blumenwindchen in die Sinnen wallen,
 Hör' ich im Hayn oft alte Nachtigallen
 Entzückend junge zum Gesang erziehen:
 An Chloens Busens hör' ich Melodieen
 Der süßen Unschuld dann die Kinder lallen —
 Der jungen Lust — die übertreffen allen
 Gesang von ihren göttlichsten Genieen.
 So sollten in des Frühlings Abendröthen
 Die Gleim' uns auferziehn im blühnden Hayne
 Uns dichterische Knaben zu Poeten:

Gern säng' auch Gleim uns vor — schenk nur vom Rheine
Uns die Carthaus'*) o Bromius!***) Bey Flöten
Und Lauten singen wir zu deinem Weine.

*) Die Carthause zu Mainz hat die Aussicht in die schönste Gegend am ganzen Rheine.

***) Der jezige Kurfürst Emmerich trinkt täglich 18 Maas rheinisch alten Rudesheimer und Hochheimer; bisweilen oder oft 24.

Aus der Halberstädter „Büchse“
1774

65.

Zur bösen Stunde habt ihr Krähen und ihr Eulen
Euch in der Musen Hahn gewagt!
Apollo ladet ein zur Jagd,
Die Köcher werden schon gefüllt mit scharfen Pfeilen.

66.

Wie so listig der Gott der Diebe doch den
Alten Nifel den Kettenhund zum Schweigen
Brachte! Leckere Bissen von der Götter
Tafel steckt er dem Knurrer in den Rachen,
Lockt ihn hinter sich drein, entfernt ihn von den
Feisten Kindern Germaniens, und bringt ihn —
O der Gauner — so gar bis in den Himmel.
Aber übel empfangen ihn die Thiere
Des Olympus, der Rater, Junons Liebling,
Und der Esel Silens, und der Minerva
Eule machten Parthey, und fielen an den
Knurrer, und es entstand ein solcher Lermen
Daß die Musen erschrocken inne hielten —
Hiß denn Romus mit einem Besenstiele
Den er unter dem Tische fand, den Nifel
Vom Olympus zu seiner Stätte fegte.

67.

Auf einen Kunstrichter.

Wie, seines hohen Amtes voll,
Er, durch sein Fensterchen am Zoll,

Mit ernſten Viſitator-Mienen
 Auf kleine Freuden-Götter paßt,
 Und, weil er nie geſcherzt, an ihnen
 Die lachenden Geberden haßt!

Die Götter ſehen, ſtill und heiter,
 An ſeinem Zoll, den ernſten Mann;
 Sie ſtoßen nur einander an,
 Und freuen ſich, und gehen weiter.

den 8ten Januar 1774.

68.

Hinweg, hinweg mit dieſen Ruthen!
 Die feigen Marſyaße bluten.
 Ihr Knaben! eilt hinaus,
 Und reiſet neue Diſteln aus.
 So bald an dieſen Ruthen,
 Die ſonſt Apollo ſelbſt im frommen Eifer hebt,
 Der erſte Tropfe nur des ſchwarzen Blutes klebt,
 So bald entehren ſie die Hand
 Die goldnes Saitenſpiel für Grazien beſpannt.

den 15ten Januar 1774.

69.

Antiquitäten nennt der Eſel ſein Geſchnier?
 Dergleichen dumme Sudelen
 Ward nie gemacht, iſt unerhört und neu;
 Beſoffen war der Stax in Fuſel oder Biere!
 Wer ſah noch je ſo ſehr geſchändete Papiere?

70.

Die Kunstrichter.

Wie stolz sie thun, die Herren allzumahl,
 Auf ihrem hohen Tribunal
 Von lahmen Bretter-Bänken!
 Und wie sie nicht daran gedenken,
 Daß ihre Häute noch einmal —
 Nicht etwa in dem schwarzen Saal
 Den Stuhl des Rhadamantus decken:
 Wie könnten sie wohl einen Richter schrecken?
 — Allein daß einst, im Reich der Todten,
 Mit ihrer Haut die Höllen-Bothen,
 Zur eignen Lust herum spazieren,
 Und selber sie darinn citieren.

71.

O Bafedow in diesem Stück
 Bist du fürwahr noch klug gewesen;
 Du machtest doch dein Werk so ungeheuer dick,
 Daß nur ein Duns es wagt, ein Achtel durchzulesen?

72.

Ihr Grazien zu hart seyd ihr dießmahl gewesen!
 Bloss für ein Kompliment, das ihm entschlüpfet war,
 Muß Wieland — wißt, ihr sezt sein Leben in Gefahr —
 Ach! einen ganzen Band der allgemeinen lesen.

73.

Unter den Kopf des Homer vor der
allgemeinen deutschen Bibliothek.

Auf diesem Unger könnt ihr Krähen und ihr Raben
Und Wespen ieder Zeit vollauf zu schmausen haben;
Kommt nur getrost hierher, wenn euch der Hunger brennt!
Zum Mahle ladet euch hier dieser Todtenknochen,
Dem Meister Nickel selbst, daß ihr es finden könnt,
Die Augen ausgestochen.

74.

Jerusalem und Spalding, ach
Wo sind denn eure schönen langen Bärte,
Wovor man euch als Majestaeten ehrte,
Worinn ein Schatz von Zaubereyen stach? —
„Leibnizens Maske hat sie abgerissen —“
O weh! ist's zu verwundern, daß
Die grossen Heil'gen immer baß
Die Maskeraden schimpfen müssen!

75.

Der Marktschreyer.

Daß sie zu seiner Bude laufen,
Und seine Mordgeschichten kaufen;
Daß Mann, und Weib, und Kinder gaffen
Und sich erstaunt am Ermel ziehn:
Das alles thut sein Harlekin:
Und siehst du nicht den kleinen Affen?

76.

An Klopstock.

That nennest du, was schon beschlossen ist?*)
 Bey Sünden muß ich es den Priestern Gottes glauben —
 Allein bey dem Guten bin ich, wie du selber bist,
 Beständig einer von den Tauben.**)
 Es müßten denn die Dardanellen ein
 Genommen seyn —
 Und ich in Griechenland an Quellen unter Myrthen
 Befränkt mit Rosen, sanft berauscht von Cyperwein
 Der Völker guten Hirten
 Pindarische Gesänge weyhn,
 Wozu die Heben in Gesträuchen irrten
 Und über mir verliebte Tauben gurrten.

77.

Als der größte der Helden aller Zeiten,
 Der gewaltige Roland, den Bireno,
 Der Olimpia Leben, aus den Klauen
 Des Tyrannen Cimosco reißen wollte,
 Und verrätherisch dieser, ihn zu fangen,
 Seinen Räubern befahl, da spießte Roland
 Einen, fürchterlich lächelnd, nach dem andern
 Leicht, als wären sie Pfefferkuchenmänner,
 Durch die Herzen an seine starke Lanze —
 Sechse hiengen daran wie eingefädelt,

*) In seiner Dedication an den Kaiser.

**) In einem seiner Epigrammen.

Als der siebente so davon getroffen
 Wurde, daß er die Seel' in's Grüne hinspie.

Hätt' ein Gott mir die Stärke dieses Ritters
 Doch auf einige Zeit gegeben! — nicht den
 Großen Damen in Wien, Paris und andern
 Städten wollt' ich damit Alkmenennächte
 Machen — flehentlich bät ich einen Zauberer,
 Mir die Kritiker Deutschlands doch an einen
 Ort zusammen zu bannen — Euch Gefindel,
 Euch ihr Räuber der Tempel untrer Musen,
 Euch Algierermatrosen, die ihr alles
 Schöne schändet, und um das Leben bringet.

O du Nibel, in dessen Busen eine
 Kröte Gift in die Adern geifert, und durch
 Dessen Schädel sich eine Hyder schlängelt —
 O du Nibel durch deine Kröte sollte
 Meine Lanze zuerst gestochen werden.
 Angebetetes Krokodyll, du Göke
 Solltest Nibeln darauf von seiner Stelle
 Weiter stossen; und dann du schwarzer Ziegra
 Diesen weiter; und Mauvillon, du Schmähler,
 Diesen weiter; und Schirach, o du Kläffer,
 Diesen weiter; und Mangelsdorf, du Uffe
 Diesen weiter — und du Antiquitäten
 Schmierer so noch getroffen werden, daß du
 Dein armseeliges Leben in das Grüne
 Speyen müßtest — Noch einmal sah ich
 An die gräßlich verzogenen Gesichter,

Aufgerissenen Mäuler, starren Augen —
 Sah die Hände den Tod umklammern, die der
 Musen Namen an Galgen eifrig schlugen —
 Würf die Lanze hinweg, ergriff die scharfe
 Durindana, wie junge Dornen sollten
 Dann die übrigen Gassenjungen durchgehauen werden und Teutschland Ruhe haben.

Könnst' ich einen Einbalsamierer dann noch
 Finden, der mir die durchgespießten Schreyer
 Unverweslich an meiner Lanze mächte —
 O dann sollten in einem Karitäten
 Zimmer ewig zur Schau die Marshaße
 Hängen, Dunsen und Kritikern zum Schrecken.

Hängt denn, weil mir des Körpers Stärke fehlt, an
 Diesen Hendekasylben, wie an Rolands
 Spieße jene Barbaren hiengen, o ihr
 Foltrer unserer Musen, hänget ewig
 Euch zur Schande daran, den andern Duben
 Zum Exempel, ihr Schänder unsrer Jugend.

Die Gespenster verspott' ich — schon als Knabe,
 Wann Gewitter am Himmel auf der Werra
 Eichenwälder sich tösend lagerten, und
 Meine sanften Gespielen zitternd weinten,
 Daß die Blitze die tausendjäh'ge Nacht erhellten,
 Sah ich sie an, als wären's Brüder,
 Hört' ich Jubelgetön in ihren Donnern;
 Und zum Jüngling herangereifet, sollten
 Mich Irrewische noch furchtsam machen können? —

Welch ein Eitel durchschauert meine Nerven!
 Laßt, o Musen, mich dieses schwarze Blut im
 Aganippe verbaden — dann ein reines
 Opfer euch und den Charitinnen bringen.

Verzenhet mir, geliebte Charitinnen!
 Ich bet' euch ewig an.
 Ihr aber könnt mit Huld die Teufel nicht gewinnen —
 Versöhnt euch! laßt mich eurem Tempel nahn!
 Ich hielt euch für der Unschuld Rächerinnen —
 War eu'r Apostel nicht auch Lucian?
 D zürnet nicht, es soll in meinem künftgen Leben
 Nie wieder Drachenblut an meinen Händen kleben!

79.

Moral in Jocus eingehüllet
 Erlaubt die heil'ge Critica?
 Und doch verdamt sie meine Kirschen da.
 Die Hure die hat Nikels Balg kaum ausgestillet
 Gleich ist ein anderer wieder da.
 Wär nicht Madamens Kopf mit Grüze angefüllet
 So säh die garst'ge Hure ja
 Im Kirschen auch, Moral in Jocus eingehüllet.

80.

Dumm ist Nikel, daß ist gewiß; doch merkt er
 Sich bisweilen was kluges. Jener Sultan,

Der so gerne die Flaschen Chier leerte,
 Rief bey jeder, so bald er sie eröffnet:
 Lieber Mahomed drück die Augen zu! — Das
 Hörte Nikel und sagte zu sich; was den
 Türken Mahomed ist, das ist Homer den
 Musensöhnen; und da doch leider! deine
 Bierzig Bibliothekenleute grosse
 Sünder sind, und die Weisen keine Tage:
 Löhnerdienste dir leisten werden, und du
 Doch die Dummen ein wenig plündern mußt, um
 Wohlzuleben, so willst du ihre Sünden
 Gleich im Anfang den Weisen nur gestehen,
 Daß sie dir das Profitchen gönnen mögen —
 Willst den Kopf des Homerus mit geschlossnen
 Augenliedern auf alle Theile setzen,
 Zum Geständniß, daß keiner von uns allen
 Sich erkühne, von ihm gesehn zu werden.

Wär in Nikeln der Hoffahrtsteufel nicht ge-
 fahren, hätt' er die Weisen nicht gelästert,
 Und bey seinem Profitchen sich bescheiden
 Aufgeführt, so würden sie noch immer
 Durch die Finger ihm sehen, da doch die Junft der
 Journalisten zu jeder Zeit aus armen
 Dummen Tröpfen bestanden, und die Weisen
 Selbst veralberten, wenn sie sich zu ihrer
 Junft verirrten — und jetzt noch Nikel werden.

81.

Um noch einmahl ein Kästchen voll Pistolen
 Aus Böhmen und aus Östereich zu hohlen
 Wird jetzt daselbst der Gott der Schelmeren
 Das Nifelchen, den albernen Gesellen,
 Und einen Mönch, als ob er Wiener sey,
 Zu dem Messias unsers Klopstocks stellen —
 Im Messgewand stellt er das Efelein
 Und Dechsklein vor mit Gott dem Herren sein.

82.

Wir halten hier ein feyerlich Gericht
 Ihr Journalisten über eure Sünden
 Und davon appellieren könnt ihr nicht!
 Die Musen haben uns Gleminden
 Und Friederiken hergesandt,
 Zwo sanfte Priesterinnen
 Der Charitinnen,
 Und sie zu Oberrichterinnen
 An ihren Platz ernannt.

83.

Nikels Grabschrift.

Hier lieget Nikel, den der lieblichste Gesang
 Der schönsten Muse nie im Leben konnte rühren;
 Gewißlich wird er auch Eloas Harfenklang
 Am jüngsten Tage nicht in seinem Grabe spüren,

Willst du Beelzebub ihn in die Hölle führen,
 So muß ein Janitscharen Chor
 Von deinen Teufeln ihn zuvor
 Mit Trommeln, Klapperblechen, Dudelsäcken
 Und Ragenstimmen auferwecken.

84.

Wie gern läßt doch die Dumheit sich
 In einem schwarzen Rocke tragen,
 Wie gern verbirgt sich listiglich,
 Betrügeren im weissen Kragen,
 Wie gern der Schalck ins Heugelchen,
 Wie gern der Neid in die Parüque,
 Wie gern im großen Ermel Lücke
 Und Heuchelen im Mäntelchen.
 Wollt ihr dies Goetzenbild im Schwarzen Rock verehren?
 So geht nach Hamburg es zu sehen und zu hören!

85.

Petronius ins deutsche übersezt?
 Mein Gott wer ist denn das gewesen,
 Wird denn solch Zeug noch abgesezt
 Und noch gelesen?
 Du Naseweis von Erlang oder Dresden,
 Petronius schrieb für gesunden Geist
 Nicht für verfaulte Herz und Nieren,
 Warum läßt denn du Heidenbeist
 Dich von dem kleinsten Scherze rühren!

Aus einem Briefe.

O laß in seinem Pleißathen
 Herr Garben doch sein Näschen rümpfen
 Und auf der Freuden Dichter schmähn —
 An Aphroditen alles schimpfen
 Und nur den völligen Poppo
 Allein betrachtungswürdig preisen —
 Die Schönheit suchet er in Kreisen
 Von Zirkellinien, und so
 Rechtwinkelmässig eingeschlossen,
 Daß sie allein der Zahlenmann
 In ungeheueren Kolossen
 Und Pyramiden finden kann.
 Was selbst Anakreon gesungen,
 Ist abgeschmakt und klein für ihn.
 Laß immer ihn mit den Schmelfungen
 Wie Hudibras zu Felde ziehn
 Und mächtiglich die Trommel rühren
 Und feyerlich sein Steckenpferd
 In Leipzig rund herum trottieren —
 Schmelfunge werden nie belehrt;
 Die hohe Schönheit zu empfinden,
 Dazu gehört ein eigener Sinn,
 Der muß sich schon im Herzen finden
 Sonst rührt es keine Charitin.

87.

Der Ochsenhüter Böke streitet
 Für seiner lieben Teufel Schaar;
 Und Zürchens Jakob Böhme reutet,
 Wie ein besoffener Husar
 Auf Sankt Johannis Hypogryphe
 Mit sieben Köpfen, voller Zorn,
 Aus seinen Welten in die Tiefe
 Der Erd' herab, und bläst in's Horn
 Und fordert jeden zum Tourniere
 Der ihm nicht glauben will heraus —
 Wir lachen den auf seinem Thiere
 Und den mit seinen Teufeln aus,
 Warum uns mit den Narren balgen?
 Schlägt doch ein Nifel in Berlin
 Der Musen Namen an den Galgen
 Und Wieland sieht's und — lobet ihn.

88.

Wenn Hermanns edle Völker streiten,
 Und seine Varden, kühn,
 Den Schwerdtschlag mit Gesang begleiten,
 Wem sollte deutscher Geist nicht in den Adern glühn?
 Wenn aber, unsern Modezeiten
 Ein seltnes Schauspiel zu bereiten,
 Der Musen Sohn den alten Varden spielt,
 Und nach dem Eichenfranze fühlt,
 Ob dieser fest auf seinem Haupte stehe,

Benezt mit Römer-Blut;
 Indeß ich ihm den Alltags-Hut
 Auf schön gelockten Haaren sehe
 Dann, wahrlich! dann gedenk ich mir,
 Sein Waffenträger müsse schier,
 Wie vormals Sancho Pansa lachen,
 Als Don Quirott', im ewigen Turnier,
 Mit Heyenmeistern und mit Drachen,
 Dem guten reisenden Barbier
 Das hingeworfne Becken raubte,
 Und einen goldnen Helm sich auf der Stirne glaubte.

89.

Babel.

Ein Völkchen hatte Lust, allmählich, im Vertrauen,
 Sich einen hohen Thurm zu bauen,
 So hoch, daß auch der Musenberg,
 Mit ihm verglichen, nur ein Zwerg
 Der ganzen Erde scheinen sollte.
 Doch was geschah? Des Pindus erster Gott,
 Der solch ein Völkchen nicht zum Nachbar haben wollte,
 Betrachtete das Werk, und hatte seinen Spott;
 Denn alsobald verwirrte sich
 Die Sprache gar erbärmiglich;
 Ein jeder folgte seinem Dünkel,
 Ein jeder fieng, im eignen Winkel,
 Zu mauren an, zu mahlen und zu weißen,
 Zu stützen, oder einzureissen;

Die Männer allesammt verstanden sich kein Wort;
Und dennoch bauen sie bis diese Stunde fort.

90.

Von Klozens Satyr nennst du einen Affen ihn? —
Die Affen scheinen doch etwas dabei zu fühlen
Wenn sie Komödien von unsern Thaten spielen.
Dein Gleichniß ist zu groß, zu dichterisch, zu kühn
Vergleiche lieber ihn,
O Freund, mit Papageyen,
Die ungestümm ein jedes Wort,
Das sie gehört, in einem fort
Dhn' einigen Gedanken schreyen.

91.

In Teuschland ist die Weisheit ganz erloschen;
Da führen euch die Kritiker
Den Hungrigen die Garben her,
Die sie — Gott sey's geklagt! vorher rein ausgedroschen.

92.

Du gute Göttin Kritika
Birst von den Teutschen schlecht behandelt!
Was einst der Griech' an dir von ernster Grazie sah,
Ist in Pirronische Karrikatur verwandelt;
Wie Voltairs Messalina stehst du da,
Und hältst zur Schau ein Blat in deiner Rechten,
Worauf der langen Nikel Namen stehn,
Die dich am stärksten schwächten,
Und sprichst: dergleichen hab' ich nie gesehn!

93.

Ich werde flott — rief einst ein Schiffspatron,
 Als aus dem Kammertopf, den durch ein Schalk gestossen,
 Ein wenig von der Braut in's Bette war geflossen —
 So rief auch jüngst ein Beck: es ist ein Agathon
 An Kolorit, an Ausdruck, und an Risse;
 Nothanker ist ein Wunder von Roman! —
 Es sah der arme Tropf ein wenig Seelenpisse
 Auch so fürs grosse Meer des Lebens an.

94.

An Wieland.

Und könntest du, wie Gott den Teufel, ihn betrachten,
 So würdest du ihn doch noch nicht genug verachten.

95.

Und wär Homerus blind
 Und bettelarm gewesen,
 Wie wir in den Legenden lesen;
 So war er glücklicher, als deutsche Dichter sind.
 Er sang in Griechenland; da wußte jedes Kind,
 Daß bey der lieblichsten Musik
 Die Hunde heulen.
 Bey uns hingegen halten dieß bisweilen
 Die Weisen selbst für treffliche Kritik.

96.

Die Erbsünde.

An Herrn Kost von Pastor Amor.

Zween Knaben sah ich einst — in's Wäldchen gieng der eine
 Zur Abendzeit und hört in süßer Ruh
 Verliebten Nachtigallen zu;
 Der andre schlich ihm nach, und warf nach ihnen Steine.
 Und hatt' er nun der Sängerrinnen eine
 Getödtet, oder doch ihr Nest
 Zerstöret — o! so war's ein Fest
 Für ihn, als wär' er ganz berauscht in süßem Weine.

Der hohlte Thymian darauf bey'm Morgenroth
 Für seine Bienen von den Hügeln; —
 Und dieser drückte sie in jungen Blumen todt,
 Und biß das Honig von den Flügeln.

Der pflanzte Blumen in das Land
 Und zog die Bäumchen an's Geländer; —
 Und dieser riß sie aus: Wenn jener Kränze wand
 Fürs Schwesterchen — zerschnitt der ihm die Bänder,
 Und spritzte Roth auf's weißgewaschene Gewand. —

Wenn jener von dem Quellteiche
 Ein Ränchen frischen Wassers trug
 Zu tränken matte Rosensträuche, —
 So schnitt sie der mit samt den Knospen ab, und schlug
 Mit ihren Dornen die Gespielen,
 Daß sie von Blut bespritzt zu seinen Füßen fielen.

Und in der heitern Nacht sah der der Sterne Heer,
 Als ob er da vorher gewesen wär',
 Eh' er auf diese Welt gekommen,
 Mit sehnsuchtsvollen Blicken an,
 Und merkte sich der schönen Venus Bahn —
 Indes der andre was dem Roche weggenommen
 Weswegen er das Mahl nicht recht bereiten kann.

Der eine war ein Kind mit lieblichen Gebehrden,
 Sein Auge war, wie seine Seele, rein,
 Wie Beilchenthau im Sonnenschein —
 Den Grazien wird er dereinst — Ja ko bi seyn,
 Und jener muß — o Gott! — ein Nikolai werden.

O Herr! wir sehen hier auf Erden
 Nie deiner Weisheit Tiefen ein.

97.

Der Adler und der Esel.

Der Esel.

Warum versteigt ihr euch doch in so hohe Höhen?
 Warum, Herr Adler? — Lehrt es mich!

Der Adler.

Um deine Brüder nicht zu sehen,
 Und eure ganze Welt nicht grösser mehr, als mich.

98.

An den Mahler Leontidas, der den Teufel mit Horn und
Schwanz gemahlt hatte.

Freund Leontidas, willst du mir den Teufel
Mahlen: halte dich fein zur Mode! Horn und
Schwanz sind abgeschafft! Seit das wackre Männchen
Herr Magister geworden, ist sein Wappen
Ein Homeruskopf, mit gehöhlten Augen!

99

Gespräch bei einer Pariser Puppe.

„Schön ist die Puppe! schön
Bis zum Entzücken!
Nun möcht' ich doch einmahl die Puppe von Athen
Von der Aspasia gebildet sehn.“
„Madam, die können Sie noch zu Florenz erblicken,
Da soll sie unverändert stehn.“

100

Über einen Kunstrichter der Damenbusen; Kirschen;

„Ich weiß ein Mädchen, schöner ist“, u. s. w.

Die Maske nur allein macht seine ganze Größe;
Wie häßlich würd' er da von ihr beraubt stehn!
Deswegen scheut er sich den ersten Schein der Blöße
So gar bey Grazien zu sehn.

101.

An die Kunstrichterinnen der Schönplästerchen meiner
Daphne.

Ihr nennet Daphnen stolz? und ich, sie zu bescheiden:
Damit die Sonne könne nicht
An ihr der reinen Schönheit Glanz beneiden,
Macht sie zwei Flecken selbst in's himmlische Gesicht.

102.

Die dreyfache Sonnenfinsterniß an einem Tage.

Das kalte, dunkle Ding der Mond kann ohne Schein
Der Sonne niemals sichtbar seyn,
Und doch verdunkelt er bisweilen ihre Strahlen,
An einem Tage hab' ich jüngst zu dreymahlen
Ihr glänzendes Gesicht von ihm verlöscht gesehn —
— Es konnten meiner Daphne Strahlen
Vor ihrem Manne nicht in meine Seele gehn.

103.

Eine, etwas ungetreue, Uebersetzung der 19 Elegie des
zehnten Buches der Phantasieen des Fernando Herrera;
unmittelbar aus dem Spanischen.

Ach! wo bist du hin, o goldner Friede,
Meines Lebens Genius, geflohn?
Herz und Seele sind des Krieges müde;
Kehre wieder, Charitinnen-Sohn,

Eh' ich meinen letzten Geist verweine!
Führe mich zurück in jene Hayne —

Jene Hayne, wo die Nachtigallen
Meines Lebens ersten May geweckt!
Zwischen Bächen, die von Hügeln fallen,
Lag ich unter Myrthen hingestreckt;
Gleich den Liebesgöttern schwanden Träume
Bey dem ersten Blicke durch die Bäume,

Die voll leisbewegter Blüthen hiengen,
Sanft erröthend in dem Rosenschein
Von Auroren. Mit verliebten Schwingen
Spielten Turteltauben in dem Hahn;
An den Blumenufern klarer Dellen
Legten Rehe sich an frischen Wellen.

Voll von Bonneschauern, mein Entzücken
Singend, gieng ich nun hinab in's Thal,
Frische Mayenblumen abzupflücken.
Schon erschien der reinen Sonne Strahl
Und berauschte sich in frischen Düften —
Nachtigallenlust war in den Lüften.

Da ich pflückte, flogen plötzlich Töne
Süßer, als ein Amorettenbliz
Mir in's Herz; die lieblichste Syrene
Sang ein Lied auf einen Blumenstiz —

Unter Blüthen, in dem Sonnenscheine
Göttlich glänzend, saß der Musen eine.

Blumen in das blonde Haar geflochten,
Das in Locken auf den Busen fiel.
Alle Pulse meines Geistes pochten
Hestig, vor entzückendem Gefühl.
Von den hohen Reizen hingerissen
Lag ich schüchtern da zu ihren Füßen,

Lehre mich doch deine Lieder singen!
Küßt' ich Knab' auf's zarte Händchen ihr;
Jeden Morgen will ich Blumen bringen
Frisch gepflückt, o Göttin, dir dafür!
Jeden Morgen will ich Blumen bringen,
Lehre mich doch deine Lieder singen! —

„Kleiner Schmeichler — sprach sie lächelnd — höre
Zu dem Liede, das ich singen will!“
Und sie sang. Es schwiegen alle Chöre
Der verliebten Frühlingsfänger still.
Philomele lallte nur dazwischen
Heimlich ein Accentchen in den Büschen.

Taumelnd sank ich ihr im Schooße nieder,
Allzuvoll von Götterseeligkeit;
Feuerschauer wallten durch die Glieder,
Herz und Seele wurden eingeweyht,

Ihre Gottheit würdig zu empfangen,
Mit der Liebe Zähren auf den Wangen.

Sing' es nun mir nach, du kleiner Lieber —
Hob sie mich an ihre Brust, und gab
Mir ein Küßchen, und mit ihm hinüber
Schlich ein Liebesgott in's Herz hinab.
Von dem brennend heißen Sonnenfunken
Wacht' ich auf an ihre Brust gesunken. — —

Sie verschwand, wie Sonnenlicht verschwindet.
Zitternd vor Bestürzung stand ich da,
Wie ein Kind die Mutter nicht mehr findet,
Die es erst in Blumen spielen sah —
Alles wurd' an mir zu leichten Flügeln,
Ich verließ das Thal mit seinen Hügeln —

Nachtigallen sangen in den Ohren,
Lauter Himmel war die Phantasie.
Wie zu einem neuen Gott gebohren,
Sang ich ihres Liedes Melodie;
Sichtbar wurden alle Pierinnen,
Liebesgötter, Venus, Charitinnen.

Defter ist sie mir darnach erschienen
Manchen Abend in der Einsamkeit;
Unter Rosen saßen wir im Grünen —
Ach! dieß war des Lebens goldne Zeit.
Jede Wonne hab' ich da empfunden!
Tag' und Nächte waren kurze Stunden.

Diese Laube war Tibullens Laube,
 Jene Grotte Platons Heiligthum.
 Hier entriß ich Stolzer mich dem Staube;
 Dort erblickt' ich ein Elysum
 In den Haynen, auf beblünten Wiesen,
 Voll Adonen, Heben und Elisen.

Jene Quelle war Petrarchens Quelle.
 Raum empfand ich damals, was er weint —
 Ach! jetzt fühl' ich selbst, da nicht so helle
 Mir die Sonn' am Jugendhimmel scheint,
 Mehr als er die Schmerzen in mir wüthen,
 Wenn die Lauren, sie zu fliehn, gebieten.

Irren möcht' ich, wie er, auf Gebürgen
 Tag und Nacht, von allen Menschen fern,
 Wo die wilden Thiere sich erwürgen.
 Weinend findet mich der Abendstern,
 Daphnens Blicken gleichen seine Strahlen,
 Und vergrößern meiner Liebe Quaalen.

Keine Weisheit kann mir Trost gewähren,
 Keiner Göttin Auge blickt so süß!
 In ihm glänzt ein Licht von höhern Sphären,
 Wo es leuchtet ist ein Paradies.
 Seelig sind, die's ewig sehen können,
 Und von keinem andern Feuer brennen.

Will ich schlafen — o! dann steigt im Herzen

Eine neue Sonn' empor, und macht
 Allen Sinnen Morgen — meiner Schmerzen
 Stärkstes Feuer fühl ich erst die Nacht.
 Ach! ihr Bild läßt meinen Augen keinen
 Schlummer fassen, die sich brennend weinen.

Dort hab' ich ein Köstchen ihr gegeben,
 Und Drangschzenblüthen gab sie mir.
 Wie im Himmel saß ich in der Neben
 Kühlem Schatten scherzend da bey ihr.
 Himmel wäre Hölle mir gewesen,
 Hätte Zeus mich hier dazu erlesen.

Jedes Wörtchen floß aus ihrem Munde
 Süßer, als ein Nachtigallenton.
 Schlag es gleich dem Herzen tiefe Wunde,
 D! so rann doch Süßigkeit davon.
 Wen er küßt, wer an die Brust sie drücket,
 Wird im Himmel höher nicht entzücket,

Wenn auch Venus ihm die goldne Schaale,
 Während ihm Apollo Hymnen singt,
 Voll Unsterblichkeit am Göttermahle
 Liebeblickend an die Lippen bringt;
 Und die Musen mit den Charitinnen
 Ihm zu Ehren einen Tanz beginnen.

Raum enthüllten Rosenknospen gleichet
 Herz und Geist unschuldig im Gesicht.

Wen ihr süßes Lächeln nicht erweicht,
 Wenn hervor die Thrän' in's Auge bricht —
 Hat der was davon, daß ihm das Leben
 Gott in eines Menschen Leib gegeben?

Wer Jomellis reizende Snyrenen
 Und Galuppi's Musen hat gehört,
 Wird nach ihnen überall sich sehnen,
 Wo kein solcher Ton die Seele nährt.
 Selbst der schönste Geist vermehrt mein Leiden,
 Er erinnert mich an süße Freuden.

Möchte doch ein Gott mich jetzt vernichten,
 Und das Leben wiedergeben mir,
 Wenn er sie in jene rosenlichten
 Tempe zaubert — dann mich hin zu ihr
 Wiederbringen, wo nur Wonne weinet
 Und beständig Mayensonne scheint.

Ach! wo bist du hin, o goldner Friede,
 Meines Lebens Genius, geflohn?
 Herz und Seele sind des Krieges müde!
 Leite mich, o Charitinnen-Sohn —
 Alle meine Klagen sind vergebens —
 In die ersten Scenen meines Lebens.

Lauter Frühling war da meine Seele,
 Lauter heitre Freude mein Gefühl.
 Leicht, wie der Gesang der Philomele,

War die Liebe mir ein Jugendspiel.
 Jedes Blümchen konnte mich erfreuen,
 Alle größte Wonne prophezenen,

Legte sich die Sonn' in Rosen nieder
 Wenn in Blumen ich bey Chloen lag;
 O! so priesen unsre frohen Lieder
 Schon den andern schönern Frühlingstag.
 Alles war für unsre Herzen Weide!
 Jeder Pulsschlag ein Genuß der Freude.

104.

Übersetzung eines Madrigals aus dem Gongora;
 auch unmittelbar aus dem Spanischen.

Bey einem Abschiedsbillet.

Da liegt mein armes Herz, und zittert,
 Wie ein verlassnes Kind in einem Walde liegt,
 Wenn um es her der Himmel wittert,
 Und schon der Blitz um seine Schläfe fliegt.

In Blumenfesseln hat es meine Daphne nieder —
 Ach! welche Grausamkeit! — hieher für mich gelegt;
 Und daß es gleich ein heisser Strahl erschlägt,
 Wenn es in meinen Busen wieder
 Zurückkehrt —
 Hat sie wohl tausendmahl von ihm gehört.

105.

Aus dem Sicilianischen des Keni bey dem Kusse eines
Mädchens, das nicht seine Geliebte war.

Süß war des Mädchens Kuß! ich athme wieder freyer —
Allein was hilft's! mein Herz ist nun in dieser Welt
Ein siedendes Gefäß auf ewig glühndem Feuer,
In das bisweilen noch ein kühler Tropfen fällt.

106.

Aus dem Italiänischen eines Virtuosen auf der Flöte, als
er von einer Faustina sich entfernen mußte.

O ewig, ewig Daphne fliegt
Mein Geist dahin, mit nie gesenkten Flügeln,
Wo unter lauen Frühlingshügeln
Die Hälfte meines Herzens liegt.
Ach! niemals wird es wieder Ruhe fühlen!
Zu heftig ist der Schmerz, der mich im Busen quält,
Nun ist's ein Instrument, wozu das Mundstück fehlt,
Und keine Muse kann darauf ein Stückchen spielen.

107.

An einen Dichter, den die Journalisten canonisirten.

Wenn für die Geister einst ein heller Tag erwacht,
Dann sieht es übel aus, mein Herr, mit Ihrem Stolze —
Ihr göttliches Genie gleicht einem faulen Holze —
Es leuchtet in der Journalisten Nacht.

108.

Ueber die Scribenten, von denen man nichts mehr wußte,
so bald ihre Leichencarmina verbraucht waren.

In unsern Himmel kam ein flammend Meteor;
Doch währt' es wenig Stunden,
Als sich das dunkle Feu'r in düstern Schein verlor,
Und endlich war es ganz verschwunden.
Durch alle Himmel blitzte Sirius
Die Strahlen nun bis in das Wesenleere.
So kömmt's, daß manches Ruhm sehr schnell vergehen muß,
Indeß wie Sirius
Mit eigenem Lichte glänzt der ewige Voltaire.

109.

Wenn Platos Geist, vom Leibe losgewunden,
Aus diesem Erdennebel schlüpft,
Und — wie die Sonn' in Morgenröthe hüpfet —
Das höchste Schöne von ihm wird empfunden —
Wenn alles süßer Blick in seinem Wesen ist,
Und über jeden Blick der Sonne Zähre fließt —

Und wenn Praxiteles, vom Geiste Chier Neben,
Und Phrynens Kuß noch sanft berauscht, erwacht,
Und um ihn himmlische Gestalten schweben,
Und jede reizender, nach ihr ihn lüstern macht —

Wenn Damon den Gesang verliebter Nachtigallen

In Mädchenkehlen lockt, daß im Syrenenton
 Die Lieder des Anakreon
 Bey Tag und Nacht davon
 Im Herzen der Bathylle wiederhallen —

Wenn seine Melodie den Füßen Seelen giebt,
 Und in den Koischen Gewändern
 Empfindung schwimmt und jede Falte liebt,
 Und sich nach ihr die Leidenschaften ändern:
 Indessen Aristipp auf Rosen Flamme wird,
 Und von den Reizen allen hingerissen,
 Wie Vater Zeus nach einer Leda Küssen,
 Bey seinem Klazomener girt —

Und wenn Kampaspe, die Syrene,
 Wie Venus Anadymene
 Aus einem Quellenbade steigt
 Und dem Apelles, der in Myrthen sie verlohren,
 So kindlich schüchtern sich im Jugendglanze zeigt,
 Als wäre sie den Augenblick gebohren,
 Mit Augen, deren Blick die erste Gottheit träumt,
 Und blondem Haar, woraus sie lauter Zauber schäumt —

Und nun Apelles sich um ihren Busen windet,
 Und mehr, als Götterseeligkeit empfindet
 Und Amoretten leis um sie herum
 Sich lauschend auf den Zweigen wiegen —

Dies sind Personen aus Elysium

Wenn sie Apelles mahlt, noch taumelnd vor Vergnügen,
In Gegenden, wo rosenfarbnes Licht
Durch Paphos Dämmerungen bricht.

110.

Elysium, eine Elegie an meine Minna an jenem Abend
geschrieben, da Venus, Jupiter und Luna den Erdenkindern
das lieblichste Trio am Himmel machten.

Als sanft umschlungen ich an deinem Busen lag,
Worinn die Liebe mir mit schnellerm Herzensschlag
Verkündigte, wie sehr ich dich beglückte;
Und Küsse von dem Munde pflückte,
Der sie freywillig mir, wie reife Früchte, gab:
Da schien's, wenn ich gen Himmel blickte,
Als säh' aus jedem Stern ein Genius herab,
Von süßer Schwermuth voll, daß er in seine Sphäre
Verbannet sey, und nicht so selig wäre. —

So selig hat uns manche Sommernacht
In jenem Nachtigallenhahn gemacht!
Da hab' ich ganz des Lebens Glück genossen!
Die Wonne hatte sich an unsre Brust geschmiegt,
Und lag, wie kühler Thau auf warmen Rosen liegt;
Die Herzen waren in Empfindungen zerflossen,
Die Seelen hatten in einander sich ergossen,
Das Denken schwieg, die Sprache wurde stumm —

Ist höheres Entzücken in Elysium
 Ihr Götter? ach! mir war die Freude damals höher,
 Als Kaspar Lavater, der große Geisterseher,
 Die ihm geoffenbahrte Welt
 Mit seinen tausend Sinnen hält.

Allein Elysium ist jetzt darauf verschwunden;
 Von dir, o Chloe, fern
 Vermiß ich jedes Glück, das ich vorher empfunden,
 Ein Refich ist sie mir. Nun seh' ich jeden Stern
 Vor einem Gnid, als einen Pharos leuchten;
 Und meine Phantasie eilt zum Voraus dahin,
 Und sieht — was ihre Flügel nie erreichten
 Zurückgehalten von zu sehr entzücktem Sinn —
 Von Millionen Sonnenwelten
 In jeder ein zukünftig Paradies,
 Worinnen unsre Seeligkeiten gelten —
 Wo der Nepenthe, den Helene pries,
 Die Herzen ewiglich berauschet —
 Petrarchens Liebesgott in süßer Schwärmeren
 Verlohrne Grazien belauschet —

O Götter, steht mir Armen bey!
 Laßt mich zu dieser Seeligkeiten
 Entzückenderm Genuß,
 Indessen Chloe noch hier unten schlummern muß,
 In jedem Himmel ihr ein Götterfest bereiten,
 Und wählt mich dann zum Genius,
 Dieß Wunder zu euch zu begleiten. —

O Chloë! sieh! so such' ich diese Gluth,
 Die mir das Herz verzehrt, zu lindern;
 Mein geträumte Fluth
 Kann niemals wirklich Feuer mindern.

Und dieser Mann, der wie die Suada spricht,
 Dem jede Muse Lorbeeren slicht,*)
 Will diesen Schattentrost noch meiner Seele nehmen?
 Ich muß — ich muß mich ja zu Tode grämen.

III.

Herkules und Hebe.

Als Herkules mit seiner Keule Schlag
 Die Welt von jedem Ungeheuer,
 Das im Verborgenen und an den Wegen lag,
 Erlöst — und in die Harmonie der Leyer
 Die Mädchen wieder in dem Myrthenhain
 Den Charitinnen Lieder sangen,
 Und, ohne Furcht vor Räubern und vor Schlangen
 Die Sommernacht im Mondenschein,
 Das Haar geschmückt mit Rosenkränzen,
 Wegzaubern konnten unter leichten Tänzen —

Da fuhr sein Geist aus Flammen, wie der Blitz
 Des Zeus aus einem Donnerwetter
 Weit durch die Himmel fliegt, zum Sitz
 Der grossen Götter.

Aus seinen Augen strahlt die Glut von Adlerblicken,
 Und aus den Muskeln tritt hervor die Wunderkraft,

*) Voltaire.

Die Geryonen der Verwegenheit bestraft,
 Und fähig war, die Löwen zu erdrücken.
 „Willkommen im Olymp!“ — sprang Zeus von seinem Thron —
 Und drückt' ihn an die Brust — „Willkommen, o mein Sohn!“ —
 Und das Entzücken schwebt von ihm in alle Wesen
 Bis in die tiefste Nacht des Tartarus — — —
 „Die Gottheit fließ' in dich mit diesem Vater Kuß!
 Wir alle haben dich zum Bruder auserlesen.“ —

Ein süßes magisches Verlangen zieht
 Die Götter all' und die Göttinnen
 Zum Nektarhaine hin, der über Rosen blüht,
 Wo klare Bäche durch die Blumen rinnen.
 Der kleinen Amoretten Schaar
 Kam vor der Liebesgöttin hergeflogen,
 Und Juno wurde von dem schönsten Pfauenpaar,
 Als Himmels Königin, wie im Triumph gezogen.

Minerven und Dianen sah
 Man zärtlicher, als sonst, erscheinen,
 Die Musen kamen von des Pindus Lorbeerhainen,
 Apollo, Bacchus, Mars — und jeder Gott war da.

Run führt ihn Zeus an seiner Rechten
 Zu den versammelten Olympus Mächten
 Und nimmt den Becher voll Unsterblichkeit —
 „Dies ist der junge Jupiter der Erde!
 Mit dieser siegenden Gebehrde
 Trat ich in diesen Busch nach der Giganten Streit —
 Er soll wie wir den Nektarbecher leeren.“ —
 Er spricht's, und reichet ihn dem Sohn

Und steigt auf seinen Thron,
 Und wirft, indem er trinkt, zehn Donner durch die Sphären
 — Bis in die letzten Pole schmetterte der Ton
 Und hallte jubelnd wieder. —

Nun kniete Hercules vor seiner Feindin nieder,
 Ergriff die zarte lilienweiße Hand
 Und küßte sie, und sprach: „iezt irrt' ich unbekannt
 Vielleicht am stygischen Gestade
 Und seufzte bey den Furien um Gnade,
 Wenn du mir nicht als Kind schon Drachen zugesandt,
 Um meine Brust mit diesem Muth zu stählen,
 Die Löwenkämpfe, statt der Wollust zu erwählen.“

Kalliope gab ihr den Lorbeerkranz
 Und Juno wand mit sanftbeschämten Wangen
 Und holdem Lächeln ihn um's Haupt voll Götterglanz,
 Indes die Musen seine Thaten sangen.
 Die Götterfüße wurden alle Tanz
 Und jeder eilte den Helden zu umpfangen.

Aus seinen kühnen Adleraugen flog
 Ein brennend Feuer in die Herzen der Göttinnen,
 Das sie an seinen Busen zog;
 Minerva suchte selbst den Helden zu gewinnen.

Die Knospe des Entzückens gieng —
 Und jeder Göttin Seele bebte —
 Mit Venus Lippen auf, dieß süße Lächeln schwebte
 Um ihren Mund, das immer Herzen fieng.
 Ihr Auge war benezt mit dieser Spur von Thräne,

Mit dieser seelenlichten Feuchtigkeit,
 Worinnen Unschuld schwimmt, und reizet Lüsterheit —
 Jetzt blickte Paphia, jetzt Anadyomene.
 Schon ist ihr Sieg gewiß; kein Blick geht fehl, und trift
 Getränkt in diesem süßen Gift
 Den Mittelpunkt von dieses Helden Herzen,
 In dem ihr Mars, Adon und Zeus vereinigt schien;
 Doch, während über ihn
 Die Liebesgötter scherzen
 Und jede Göttin zürnt, kam aus der Myrthen Grün,
 Worinn um sie die Nachtigallen sangen,
 Mit Psyche Hebe hergegangen —
 Auf ihren Rosenlippen schien
 Der erste Traum von Küssen zu entstehen,
 Als sie den neuen Gott gesehen.
 Vom grossen Donnerschlag ward sie herbeygeführt.
 Sie war gewohnt in himmlischen Gesilden
 Herumzuirren, und die Geisterchen zu bilden
 Von denen jede Welt dereinst regieret wird.
 Jetzt eben hatte sie mit Platos Geist gesprochen
 Mit ihm vereiniget den des Anakreon,
 Und beyde hatten ihr ein Köschen abgebrochen,
 Der in das blonde Haar, der auf des Busens Thron.
 Noch keinem Gotte war es im Olymp gelungen
 Und keinem Sterblichen, daß von Begierden warm
 Sie sanft um ihn den Charitinnenarm
 Im Taumel seiner Schwärmeren geschlungen,
 Der Sinnen Liebe war ihr ein verächtlich Spiel. —

Empfindungen von höherem Gefühl,
 Als er empfand bey seinen Dejaniren,
 Die nicht verschwinden nach genossner Lust,
 Nur in ein Meer von Wonne sich verlieren,
 Entstanden in Alcidents Brust —
 „O möchtet ihr, o Zeus und Juno! Heben
 Mir doch zur ewigen Gespielin geben!
 Ich kann nicht ohne sie in eurem Himmel leben.
 O Hebe, laß mich doch mit einem süßen Blick
 Der Götter höchste Seeligkeit empfinden! —“
 Auf ihren Wangen blüht sein Glück
 In Rosen auf, und Zeus und Juno winden
 Umflattert von der Liebesgötter Schaar
 Mit Blumenfesseln sie zusammen —
 In einen Kuß zerrann des Himmels schönstes Paar,
 Und um sie bligten lichte Liebesflammen —
 Der ganze Himmel war bey ihrem Sieg erfreut;
 Der Schönheit Blüthe gab, zum Lohn für ihre Tugend,
 Die nie ein Nektarbacchanal entweyht,
 Das Schicksal die Unsterblichkeit,
 Und setzte sie zur Charitinn der Jugend.

Ihr schönsten Kinder der Natur
 O laßt euch doch durch keinen Schwur,
 Durch keines Gottes Zauberey verführen
 Den höchsten Reiz, die Unschuld, zu verlieren!
 Ach! ihn ersetzt der Venus Gürtel nicht;
 Die Rose welkt, und wenn die schönste Hand sie bricht.

D seht! Dort wandelt er mit Heben in die Myrthen,
 Der Sohn und Held von einer Wundernacht,
 Der die Göttinnen seufzen macht
 Daß sie für Heben mit ihm in die Schatten irren.

112.

Die Schöpfung Elysiums.

Amor, la tua virtute
 Non e dal mondo intesa.

Pietro Bembo.

Der Gott der Liebe flog vom Himmel einst herab,
 Und ließ in Blumen sich dort auf dem Aetna nieder,
 Wo seinem abgematteten Gefieder
 Ein Pommeranzenhahn den kühlsten Schatten gab.

Die Erde sah er hier zu seinen Füßen liegen,
 Den schönsten Theil von Asia,
 Europa, und von Africa;
 Und sprach mit innigem Vergnügen
 In seiner Gottheit seeligstem Gefühl:
 „Die Menschen, die hier glücklich leben,
 Sind es durch mich, und durch den Gott der Reben,
 Und durch der Musen Saitenspiel.
 Laßt uns den andern auch doch diese Freuden geben!
 Durch Liebe soll ihr Geist zum Himmel sich erheben.
 Cimmerien soll bald ein Nachtigallenhahn,
 Und jede Wüsteney den Göttern Tempe seyn.“

So sprach der kleine Gott, erquickt von süßen Düften,
 Und faßte den Entschluß, sein schönstes Werk zu stiften;
 Als plötzlich unter ihm der Grund
 Erbebte bis an Aetnas Gipfel —
 Auf sprang er, flog auf eines Baumes Wipfel,
 Und sah durch einen weiten Schlund,
 Beym Schimmer rother Schwefelflammen,
 Den Höllengott ein Schattenheer verdammen,
 Und schon die Furien, mit Schlangen in dem Haar,
 Die zitternden Verdammtten quälen,
 Den Rhadamanthus einer Schaar
 Von Henkern Martern anbefehlen —
 Er sah den Cerberus
 Mit aufgesperreten Rachen
 Nach Bissen lecken, und das Höllenthor bewachen,
 Und jeden Höllenfluß
 Durch Klippen und durch Dornenruthen
 Hinwälzen seine Feuerfluthen —
 Er sah ein weites Reich in wilderhellter Nacht
 Voll Schrecken und voll Grausen
 Belebt von Zischen und von Brausen —
 Welch ein Tyrann, sprach er, hat dieß hervorgebracht! —
 Daß es besteht, gereicht den Göttern nicht zur Ehre.
 Und aus dem Herzen trat in's Aug' ihm eine Zähre —
 Vernichtet das Geschöpf, das erst durch solche Quaal
 Vollkommen werden soll!

Wie hier in den Gefielden
Siciliens die Hayne blühen im milden

Durch frische Meeresluft gekühltem Sonnenstrahl,
 Von dessen Flammen oben alles fahl
 Und oede steht; so muß man auch die Geister bilden,
 Mit Liebe, nicht durch Quaal.

Hier legt' er einen Pfeil auf seinen stärksten Bogen,
 Den er in Quintessenz von Nektar eingetunkt,
 Und, wie ein Strahl, war er bis in den Mittelpunkt
 Des Tartarus, in Plutos Herz geflogen.
 Ein Schauer überlief den Styx und Acheron,
 Und Pluto sprang herab von seinem Thron,
 Und rüstet sich zum Streit — und Amor fliegt davon.

In einem Thal an Aetnas Fuß,
 Wo Ceres in den süßesten Gefühlen
 Des Himmels, unter Lieb' und Kuß,
 Das erste Lempe schuf, zu ihrer Tochter Spielen
 Lustwandelten zugleich in dieser goldnen Zeit,
 Da noch die Freundschaft der Göttinnen
 Der Eris Apfel nicht entweihet,
 Dian' und Pallas in Vertraulichkeit
 Mit Aphroditen und den Charitinnen.
 Die ersten trugen weder Helm noch Spieß
 Ein weibliches Gewand umfloß die schönen Hüften,
 Das manchen Reiz den Zephyrn überließ;
 Und wo sie giengen war Entzücken in den Lüften.

Mit ihnen gieng Proserpina;
 Ein Mädchen, das die Welt nur unter Rosen sah,

Dem Erd' und Himmel schon bey der Geburt gewogen,
 Das jede Muse sich, und jede Charitin
 Und Venus selbst, die Zauberin,
 Zur Freundin auferzogen.

Sie pflückten Blumen ab — entzückend war's zu sehn! —
 Die Locken und die Brust einander zu bekränzen,
 In diesem Sanssouci des Lenzen
 Wo Rosen an den Quellen stehn,
 Und ewig lind die Winde wehn,
 Und Sonn' und Mond und Sterne heiter glänzen.

Die Bienen sumsten um sie her,
 Die Nachtigallen fangen in den Büschen,
 Und Phöbus stieg jetzt eben in das Meer,
 In Thetis Schooß sich wieder zu erfrischen —

Als plötzlich sich der Aetna theilt,
 Und Flammen an den Himmel schlagen,
 Auf einem Liegerschnellen Wagen
 Proserpina gerissen, fortgetragen
 Aus ihren Armen wird; wie in den Sommertagen
 Der Bliß aus einem Wetter eilt,
 Verzehrt, und wiederum verschwindet —
 Minerva springt nach Jovis Keil,
 Diana greift nach Spieß und Pfeil,
 Und jede zürnt, daß sie dafür nur Blumen findet.
 Die Grazien entfliehn — Doch Cypria
 Spricht lächelnd: fliehet nicht! Es ist Proserpina

Uns durch der Götter Huld entrisßen
 Und Amors That; zwar von dem Höllengott,
 Dem jede Pierinn und Grazie zum Spott
 Mit ihren Reizen dient; allein sie wird mit Küßen,
 Mit Launen und Gesang ihn bald zu zähmen wissen.

Es wird der Furien entsetzlich Schlangenhaar
 In goldne Locken sich verwandeln:
 Und Rhadamanth, der mehr Hyäne war
 Als Richter, soll gleich einer Nymphe handeln:

Und Schwefel, Pech und alle Höllengluth
 Soll aus dem Aetna sich in's weite Meer ergießen:
 Und Styx und Phlegethon in reiner Silberfluth
 Durch Lilien und Rosensträuche fließen.

Es werden bey der Dichter Saitenspiel
 Die Schäferinnen mit den jungen Hirten tanzen,
 Die Helden schießen nach dem Ziel;
 Und jeder Nachen wird ein neues Tempe pflanzen.

Und Ehier, und Gesang, und Liebe — keine Quaal —
 Soll hier die Seelen schöner bilden,
 Und Licht, wie hier der Abendröthe Strahl,
 Worinn der Himmel lacht aus seeligern Gefielden:

Und jeden Frühling wird aus diesem Reich ein Heer
 Von Musen, Grazien, von Dichtern und von Weisen,
 Und Künstlern in die Sterne reisen —
 Der Himmel ist Gesang und keine Sphäre leer —

Verlassen werden sie den Ort mit süßen Thränen
 Und seufzen: „Ach! Proserpina!
 In jedem Himmel werden wir nach dir uns sehnen!
 Dem Götterhimmel fehlt dein Herz Proserpina!

Saturnus Sohn — o gutes Mädchen weine
 Doch nicht! — und seine Macht ist nun dein Eigenthum.
 O bald besuchen wir in einem Myrthenhaye,
 Als Königin, dich in Elysium. —“

Der Gott betrat mit ihr entzückt des Orkus Schwelle,
 Aurora kam hinunter in die Hölle,
 Und der Göttinnenchor floh schnell bestürzt davon,
 Denn aus dem Aetna fuhr — der ganze Phlegethon.

113.

An Meister Schmidt.

Dein schneller Pegasus, mein lieber Meister Schmidt,
 Ist von Petrarchen schon sehr weislich zugeritten,
 Du führst den Zügel wohl, er geht dir jeden Schritt —
 Doch meiner ist ein Ross, das keinen noch gelitten.
 Von Flammen wurd' er an dem Caucasus erzeugt,
 Und eine Löwin hat das wilde Thier gesäugt,
 Er läßt von keinem Sporn sich in die Seiten stechen;
 Gewaltfam trägt er mich jetzt bis zu Jovis Thron,
 Und stürzt dann, wie ein Pfeil, herab zum Acheron
 Und weder Macht noch Kunst kann seine Wildheit schwächen,
 Nicht Astolfs Hypogryph und nicht Bucephalus

War je so ungestüm — Ich fechte nur zu Fuß! —
 O wolle doch mit mir jetzt keine Lanze brechen.

114.

An den Abendstern.

Vergebens blickst du, o Venus, auf uns nieder,
 Wir Deutschen schreiben nur; die Griechen sangen Lieder.

115.

Lais an einen unschuldigen schönen Jüngling
 an seinem Geburtstage.

An diesem Tage gab die Parce dir das Leben —
 Die Seele will ich dir mit diesem Kusse geben.

116.

Die teutschen Grazien und Musen an den Apollo.

Für unsre Blumenflur und unser Myrthenthal
 War Ops, Morgenroth; der ersten Sonne Feuer
 Warf Wieland, Ux und Gleim. Wir kränzten unsre Leyer
 Und priesen sie bey jedem frohem Mahl.
 Darauf entstehen Klopstocks Donnerwetter,
 In Fruchtbarkeit blüht Flur und Hahn.
 Wir sehen wieder Gleims und Lessings Sonnenschein
 Der Regenbogen wird Gresset Jakobi seyn —
 Für alles danken wir dir schönsten Gott der Götter.

Zerstreute Gedichte

II

117.

Der Seelenkrieg.

Auf Rosenwölkchen sank der Freund der Liebe herab,
Schon sah ich seinen Stern in der Quell' in dunkeln
Sich sanft bewegenden Zweigen zärtlich funkeln
Und hörte zärtlich melodenen Philomelen —
Als Chloe mir ein Küßchen gab,
Nach welchem alle meine Seelen,
Wie Faunen nach einer Grazie, sprangen,
Ein Küßchen, das entzückender war,
Als alle, die Tibull,
Doid, Horaz, Katull,
Und Sappho, Johannes — der Dichter ganze Schaar
Von ihren Mädchen uns Enkeln besangen.

Da schlugen die himmlischen Seelen
Run mit den irrdischen sich,
Und jede schlug und keine wich —
O Götter! wie tobten die Seelen! —

Schnell sucht' ich Chloens süßen
Entzückenden Mund, um flugs mit tausend Küßen
Den Lärm zu stillen, aber ich fand ihn nicht,
Die Schlaue verbarg mir ihr Gesicht.
Da fingen die Seelen sich ärger an zu schlagen
Um diesen Kuß,
Bis endlich die thierischen unterlagen
Und stürzten in Tartarus.
Hier fiengen sie nun an zu wüthen und zu lärmern
Zu stechen, wie Bienen, wenn sie schwärmen.

Bald hätten sie mich ermordet gar,
 Wenn Chloe mir, mein Leben,
 Nicht noch ein Küßchen gegeben
 Das weit entzückender war,
 Als jenes das schon entzückender war,
 Als alle, die Tibull,
 Ovid, Horaz, Catull
 Und Sappho, Johannes, der Dichter ganze Schaar
 Von ihren Mädchen uns Enkeln besangen —
 Es war ein Küßchen voll Ohnmacht und Verlangen!
 Auf Rosenwölkchen sank der Freund der Liebe herab,
 Noch sah ich seinen Stern in der Quell in dunkeln
 Sich sanft bewegenden Zweigen zärtlicher funkeln,
 Und hörte zärtlicher melodien alle Philomelen,
 Als Chloe mir dieß Küßchen gab,
 Von welchem taumeln noch alle meine Seelen.

118.

[Im Namen Valentins von Massow.]

Jetzt bin ich sieben Jahr.
 O wär ich doch so gut und weise,
 Als noch kein Junker war
 In diesem Jahr
 Auf diesem Erdenkreise!
 Bin ich erst zweymahl sieben Jahr,
 Dann will ich's seyn, wie große Geister,
 Will reden, schreiben — tanzen gar
 So wie Papa, und seyn in allem Meister.

Bin endlich ich nun drey-mahl sieben Jahr,
 Dann komm' ich schon von Reisen
 Vom Vaterlande deines Ariostis
 Mamma zurück, vom Himmel meines Rosts,
 Ein Mädchen an Gestalt, an Weisheit gleich den Greisen.

O hofft doch nur auf diese schöne Zeit!
 Bald ist sie da! o zweymahl sieben
 Sind bald gezählt! Dann sollt Ihr mehr mich lieben.
 Bedenkt doch nur, daß Ihr — auch klein gewesen seyd!

Dann sollt Ihr mich an Euren Busen drücken,
 Dann will ich würdger Eurer Liebe seyn,
 Dann sollt Ihr zärtlich auf mich blicken,
 Euch herzlich freun,
 Dann soll der Tag, an dem der Himmel mich gegeben,
 Beynah der schönste seyn
 In Eurem ganzen Leben.

Seinem gnädigen Papa
 und
 Seiner gnädigen Mama
 an seinem Geburtstage
 geschrieben von
 Ihrem lieben Valentin.

119.

Gespräch zwischen meinem Genius und mir.

Der Genius.

Was irrst du in der Welt herum

Mein lieber Pflegesohn? Du findest kein Elysiun

Darinnen ohne Freund, und eine schöne Seele
 Die voll von Liebe dich an ihren Busen drückt,
 Und Götter Seeligkeit in deine Sinnen blickt
 Und singt mit einer Nachtigallenkehle:
 Auf diesen Wegen glückt
 Es dir gewißlich nicht so bald sie aufzufinden
 Und ewig dich mit ihnen zu verbinden
 Man sieht dich überall für einen Schwärmer an
 Und wärst du weise gleich dem Spötter Lucian.

Ich.

Das mag man denn! Auf Sophas niederlegen
 Sollt' ich gleich einem Perser mich,
 Und meinen Leib in träger Ruhe pflegen
 Indes des Lebens Lenz verstrich?
 Mein Herz empöret sich
 Mit schnellern Flammenschlägen
 Bey diesem Rathe wider dich!
 Italien und Griechenland entgegen
 Eilt längst mein Geist, der nie der Auster glich.

Genius.

Ich gebe dir zur Reise meinen Seegen,
 Vielleicht erwartet dich ein Archipelagus,
 Die Flotte von Athen und einer Lais Ruß.

Ich.

Dein Spott bekehrt mich nicht. Ein hispahanscher Garten
 Ist mir die Erdenwelt,
 Auf welche mich die Vorsicht hin gestellt
 Und wie ich glaube, nicht zum Gärtner, ihn zu warten.

Die Sonnenfinder sind dazu ernannt,
 In deren Geist ein Funken Gottheit brennt,
 Die Friederiche, Katharinen,
 Doch auch zu einem Sklaven nicht
 Ob's gleich der große Mufti spricht
 Den Gartenjungen auf den Wink zu dienen.
 Gleich einem Vogel will ich singend Baum von Baum
 Die schönsten Gegenden durchfliegen,
 Und hier und da in einem süßen Traum
 Mich selbst und Seelen voll Empfindung wiegen.
 Nicht einen Morgen Land will ich zum Eigenthum
 Und überall sey mir die Welt Elysiun.
 In einem Kefich sollt' ich auf und nieder hüpfen?
 Gleich einem Zeissig Wasser ziehn,
 Und aus dem Fenster nur die Fluren sehen blühen
 Mich ewig ängstigen Würghänden zu entschlüpfen?
 Genius.

O wie so lieblich doch die Bildersprache klingt!
 Da hüpfst mein Vögelchen von Baum zu Baum und singt
 Speist Kirschen, schlummert ein in dicht verschlungnen Schatten
 Und kann sich, wenn es will, mit einem Weibchen gatten.
 Doch wenn der Winter kömmt, wenn Boreas die Luft
 Mit Ogelfittichen durchschneidet
 Und Dachs und Wolf in seiner Gruft
 Des Todes Schmerz vor grosser Kälte leidet?
 Wie? wenn's in unsichtbare Schlingen fällt?
 Wenn ein Barbar es fest gefangen hält?

Ich.

In Worten ohne Zier! — ich würde schwerlich reisen,
 Um Herz und Geist glückselig mir zu sehn,
 Ich würde folgen Sokrates dem Weisen,
 Und meines Landes Früchte speisen
 Und seine Töchter als die schönsten Nymphen preisen,
 Wenn mich in einer Musenstadt Athen
 Ein Bürger sein Geschöpfe nannte,
 Zum höchsten Ideal darinnen ich erhöhn
 Die Phantasie in allen Künsten könnte.
 Den Männern würd' ich dann Themistokles,
 Den Damen Alcibiades
 Zu werden mich bestreben
 Und meine Vaterstade zum Thron der Welt erheben.
 Allein Demokratie
 Und Aristokratie
 Die Reiche der Genieen sind verschwunden,
 Des Geistes Flügel sind
 Mit Fesseln überall umwunden,
 Und meistens herrscht ein unerzognes Kind.
 Was soll ich um das Wohl der Narren mich bekümmern
 Und ihnen predigen die Kallotagathie?
 Wobey die Rasenden sich immer mehr verschlimmern.
 Ein stumpfer Sinn empfindet nie
 Den sanften Reiz der Charitinnen,
 Ein Nasernstoß kann nicht bey Zephyrsliedern Hauch
 Und Mayensonnenstrahl gleich einem Rosenstrauch
 Der Schönheit lieblichste Gestalt gewinnen.

Drum reis' ich in ein Land, wo jede Kunst geblüht,
 Das Virtuosen noch aus fremden Ländern zieht,
 Wohin der Griechen Meisterstücke
 Die Könige der Welt gebracht,
 Wo jedes Kabinett mit Bildern Seelenblicke
 Bezaubert, und den Geist voll Ideale macht,
 Wo Nachtigallen mit des Ariosto Stanzas
 Die Herzen schmelzen, und die Grazien
 Mit Musen in den Thälern tanzen
 Und Erd und Himmel lächelnd stehn
 Und ihre Reize voll Empfindung sehn.

Genius.

Bermuthlich hast du nie Voltairen
 Von diesem Lande reden hören;
 Der spricht in einem andern Ton,
 Und nicht aus dem Petrarch davon.
 Darinnen also willst du hin und wieder wandern?
 Die Schwäne hören an dem Po
 Und bey der Scill' ein Lied des Metastasio
 Und auf dem Aetna gleichen Alexandern?
 Wohin denn weiter?

Ich.

Dann? Zum Archipelagus
 Und zu den Töchtern der Circassen.

Genius.

Dann wirst du Secretär von irgend einem Bassen,
 Und endlich wird in einem Thal am Fuß
 Des Quellenreichen Kaukasus

Dich eine Charis in Georgien umfassen
 Dann wirst du dich entzückt von ihrem Kuß
 Bey Perserwein auf Rosen niederlassen
 Wenn aber dich vorher das Meer verschlingt?

Ich.

Dann bin ich todt, und werde nicht begraben.

Genius.

Wenn ein Verschnittner dich in einen Kerker bringt
 Und dich verwandelt in Combaben?

Ich.

Dann müßte seine Kraft mein Geist verlohren haben.

Genius.

Wenn Krankheit wie ein Wurm an deinem Herzen nagt
 Und Nichts Geliebtes dir Trost in die Seele sagt?

Ich.

Das kann mir auch in Teutschland wiederfahren
 Und kurz! ich kämpfe gern mit Trübsal und Gefahren.
 Das träge Leben ist mir eine große Last
 Die Ruh der Esel hab' ich schon als Kind gehabt.

Genius.

So aber wirst du nur die Oberfläche sehen,
 Das Wesen selten?

Ich.

Und wenn das mich glücklich macht?

Bis auf der Dinge Grund zu gehen
 Hat manchen schon um den Verstand gebracht.
 Mein lieber Genius, so ist es ohne Zweifel,
 Die Menschheit ist von aussen schön

Mit lieblichen Gebehrden anzusehn,
Allein im Innern sitzt der Teufel.

Genius.

Das Gegentheil ist wahr, dein Satz ist falsch und trügt,
Die Menschheit hat zum Grund das allerbeste Wesen.

Ich.

So ist es falsch, was wir in der Geschichte lesen,
Wo unter Blumen stets versteckt die Schlange liegt?

Genius.

Du irrest! Brutus ist hier immer eine Schlange,
Ein Pfaffen- und ein Dichtersfürst ein Gott
Und Sokrates ein Don Quischoth.
Allein wir schweifen aus und springen von der Stange.
Mit was für Träumen ist dein Köpfchen angefüllt?
Kind, deine Phantasie fliegt wie ein Adler wild
Im leeren Raum herum, und hier ist nichts zu finden.
Verlaß den Aether! komm' und such' in Hirtengründen
Dein Glück am Busen einer Schäferin
Und laß dein Haar von ihr mit Rosen schön umwinden
Und wirf das Zauberbild von fremder Wonne hin.
Des Lebens Nektar kann dein Herz nur hier empfinden;
D bleib' in deinem Vaterland'
Und setze dich in einen Stand
Worinn du deinen Brüdern nützen,
Die Tugend gegen Macht beschützen
Und glücklich leben kannst.
Du findest immer schöne Seelen

Die dich zu ihrem Freund erwählen —
Was kummert dich ein Abderiten-Wanst?
Durch kühle Schatten rinnet dann dein Leben
Gleich einem Blumenbache hin,
Es darf vor keinem Sturme beben
Und froher Muth begeistert jeden Sinn.
Am Abend singest du als Gärtner in den Lauben,
Die du mit eigener Hand gepflanzt,
Und deine Freundin reicht dir Most von Honigtrauben
Und wirfst von deinen Töchterchen umtanzt.
Was that dein Gleim? er sang zuerst der Griechen Lieder
Den Teutschen in das Herz,
Und Freude, Witz und Scherz
Belebte da der Hayne Nymphen wieder,
Die seit dem Minnelied nichts liebliches gehört,
Von jeder wurd' er als ein junger Gott verehrt;
Drauf sang er seines Friedrichs Helden Thaten
So stark, als er sie that, und alle Musen traten
Hinzu, und wanden ihm ums Haupt den Lorbeerkranz,
Und um ihn bligte da des Ruhmes schönster Glanz.
Doch was erzähl' ich dir, was er gesungen?
Wenn er im Adlerflug sich vom Olymp geschwungen
Dann hat er seinen Geist mit Acten abgekühlt
Und Unschuld und Genie vom Staub' emporgehoben
Und mehr dabey des Lebens Glück gefühlt
Als hätt' er sich auf Aetnas Kessel, oben
Im Himmel, unter seinem Fuß die Welt
Mit Strömen, Bergen, Städten, Oceanen

Als einen Globus von Homannen vorgestellt?
 Mein lieber Sohn verlaß verirrter Ritter Fahnen,
 Er sey dein Muster, strebe, was er ist,
 Auch einst als Mann zu sehn, von Grazien geküßt
 Von Musen schön bekränzt sitzt er im Freundschafts Tempel
 Und scherzt und singt und freut sich inniglich
 Den andern zum Exempel
 Und alles um ihn singt, und scherzt und freuet sich.

Hier hatte sich mein guter Genius
 Aus meiner Phantasie verlohren,
 Ich sah dich, Vater Gleim, und deiner Freunde Kuß
 Empfinden diesen Tag, an welchem du gebohren
 Für ihre Herzen warst, ich flog an deine Brust
 Und mischte mich in eurer Herzen Lust,
 Ich stieß mit Schulzen an,
 Mit Köpfen, Gleimen und Gleminden
 Und rief: es lebe, wie ein Gott, der Mann
 Des gleichen nie die Teutschen sahn
 Und niemals werden wieder finden.

Ein Jährchen werd' ich wohl nun diesen wilden Geist,
 Der unaufhörlich mich in's Land der Schönheit reißt,
 In Teutschland noch zurücke halten;
 Er soll in einem Myrthenhain
 Bey Rosen und bey Mosler Wein
 Ein Nuntius der Iris seyn
 Und dieses Amt bey Grazien verwalten.

120.

[Laurette.]

In einem Thal am Flusse des Vesuv,
 Wo die Natur entzückt, im süßesten Gefühle
 Des Himmels, sich ein neues Tempo schuf;
 Ganz Anmuth für der Charitinnen Spiele,
 Wohin sie oft gewandelt sind
 Und Blumen pflückten zu des Tasso Kränzen —
 In diesem Sanssouci des Lenzen,
 Aus welchem Aeols frechster Wind
 Sich scheuet, ihn zu stürmen
 Und wo vor Sommergluth ihn Lorbeerhügel schirmen —
 Darinnen wurd' ein Hebenkind,
 Bis daß aus seiner Brust die ersten Wünsche flogen,
 Und seine Phantasie der Liebe Träume sah,
 Laurette zur Aspasia,
 Die Tochter von der Mutter auferzogen.
 Von einem himmlischen Gesicht erwacht,
 Wovon die Wonne noch die Lippen lächeln macht,
 Gieng jetzt Laurette
 Nach einem Myrthenhain von ihrer Lagerstätte.
 Auroren sah sie hier so zärtlich aus dem Meer
 Als wäre sie die junge Venus, schwimmen,
 Und Nachtigallen um sie her,
 Als wollten sie ihr Herz zur Liebe stimmen.
 Sie sang in deren Harmonie
 Ein Charitinnenlied von Orpheus Metastafen

In Pergoleſis Melodie
 Und ſetzte ſich auf einen Blumen Raſen.
 Ein Lüftchen weht um ſie die Däfte von der Flur,
 Und wehte mit ſo zärtlichem Gefieder,
 Als wäre jeder Hauch ein Küßchen der Natur,
 Hervorzulocken ihre Lieder.
 Unſchuldiger Begeiſterungen voll
 Nahm ſie ein Blatt und ſchrieb an ein ätheriſch Weſen
 An einen Vaticanischen Apoll;
 Bald konnte ſie den Traum in ſchönen Verſen leſen,
 Als ihre Mutter kam
 Und ihr den Traum aus ihren Händen nahm.
 Sie lächelte, ſie war auch das, was ſie, geweſen.
 Sie wandelten nun in den Hahn
 Und ihre Mutter ſprach von dieſes Lebens Freuden:
 In jedem Stande kann die Unſchuld glücklich ſeyn
 Doch ſchwerer an dem Thron, als wo die Hirten weiden.
 Hier wiederholten ſie holdſeelig jede Kunſt
 Der Grazien: die Blumen nachzuſtücken,
 Wie Laura Herzen zu entzücken,
 Und durch der Tugend Reiz die Gunſt
 Von Männern und von Frauen zu erwerben
 Und — wie ein Mayentag im Abendroth zu ſterben.
 Als nun der Mittagsſtrahl voll Gluth mit Blüthen ſich
 Begattete, der Wind an Felsenquellen
 Vor ſeinen Flammen wich,
 Da führte zu den Waſſerfällen
 Des Lorbeerhahns die kleine Charitin

Den Vater in die Dämmerung der Lauben,
 Erfrischt sein Herz und seinen heißen Sinn
 Mit Ananas und Surrentiner Trauben
 Und singt ein Lied dabey gleich einer Nachtigall
 So zärtlich, mit so reinen Tönen,
 Und ihre Mutter mischt darein der Laute Hall
 So rührend, daß er in Entzückungsthränen
 An ihren Busen fliegt, sie und Lauretten küßt,
 Und seeliger als Zeus in Platos Himmeln ist.
 Laurette sah ein Bild von ihrem idealen
 Geträumten Leben hier, und sah es schmachkend an;
 Es hätt' Elysium den Kennern Lixian
 Aus dieser Laube zum Entzücken können mahlen.
 Der Nachmittag verstrich
 Und jeder Tropfen Zeit war wie ein Kuß empfunden
 Bis daß die Sonne wich;
 Gespräche machten Stunden
 Zu lieblichen Secunden. — — —

121.

Zu Braunschweig hat man jüngst was seltenes gesehn;
 Ein Hamster, eine Gans, ein Pfau und sieben Krähen
 Ein Esel und ein Fuchs, ein loser Pavian
 Ein Eulchen und ein Spaz und noch ein schöner Schwan
 Ein Budel und ein Bär und Kalekutsche Hähne
 Die alle plauderten zusammen auf der Scene
 Und hielten dann darauf ein friedlich Mittagsmahl.
 Es staunete darob das Volk der ganzen Messe

Ich aber nicht; ich sah schon das Original
 Zu diesem Possenspiel in einem schönen Saal —
 Die halberstädtische Noblesse.

122.

Der Mensch und der Adler.

Der Mensch.

„Was that es dir, das Reh, du Ungeheuer du?
 Es fraß nur Kraut und Gras, und flog aus den Gebüsch,
 Wenn's heiß ihm ward, zum Bach, sich wieder zu erfrischen,
 Und hörte seinen Vögeln zu.
 Was that es dir, du Ungeheuer du!“

Der Adler.

„Herr Mensch, ich seh's mit Lust in diesen Wäldern streichen,
 Wie du, so froh, so schüchtern jugendlich:
 Und seh dieß gern von allen Seinesgleichen;
 Doch igt, du Narr, gehört's für mich.“

Der Adler trug's mit mächtigem Gefieder
 Hin in sein Felsenest, und fraß es auf, und flog,
 Sich zur Verdauung, bis der Erde Riesenglieder
 Gestalt sich unter ihm zur runden Kugel bog,
 Und fühlte freudenwarm auch von Gewissensbissen
 In seinem Herzen auch nicht die geringste Spur —
 Ein Läubchen aß der Mensch, und dann von Kälberfüßen,
 Er brauchte just die Brunnenfur —

O heilige Moral, verdamme die Natur
 Samt ihrem Schöpfer zu der Hölle Finsternissen!

123.

Bey einer Landschaft von Claude le Lorrain.
 Bacchidion, dieß wär' ein Land für unsre Liebe!
 So voll von süßem Geist ist Busch und Bad und Thal
 Und Wald und Berg. O wär' ich hier mit dir! ich bliebe,
 Und käm ein Engel hundertmahl
 Mit Flammenschwerd. Ich rief, wir gehen nicht!
 Ich schläge mich mit ihm. Bey Gott! ich gienge nicht.

124.

Ueber die Madonna von Guido.

In diesem süßen Blick läßt Gott sich hier erblicken,
 Wie Sonn' in Luna's Schein. O Himmel! o Entzücken!
 Bis aus den Spizen strahlt's hervor vom blonden Haar.
 So kann's der Erdentöchter keine fühlen,
 Die nicht von Gottes Geist in taumelnden Gefühlen
 Mit Liebesfittichen einst überschattet war.

125.

Zum Beschluß.

Sie liegen ja schon in der letzten Noth,
 Ein Wetterstrahl ist gnug zu ihrem Tod'!
 Ich fürchte, daß von mehreren diese Drachen
 Wie beyhm Sanchoniaton auferwachen.

126.

Sie thun es nur, um zu versüßen unsre Blicke.
 Ein wenig Noth macht keine schlimme Zeit.
 Die schöne, sonnenwolkichte Perrücke
 Macht so bezaubernder auch ihre Heiligkeit.

127.

Auf einen Sinndichter 1770.

Der nennt ihn wohl den deutschen Martial,
 Der noch nicht wußte, daß er ihn bestahl.
 Und doch vielleicht hat der im Martial gelesen,
 Was das unwitzigste darinnen ist gewesen.

128.

Auf Chloen.

D seht, wie Chloe zürnt, in beyden Augen Gluth!
 D seht, wie um sie her die schnellen Blitze fliehen!
 Bald ist sie Schnee, bald Rosenblut,
 Und Stirn und Wang' und Busen glühen! —
 Was zürnt sie doch? was glüht sie so? —
 Dem armen Kind' enthüpft' ein kaum gefangner Floh.

129.

An Lottchen.

Wie gut ist die Vernunft! Da hängt es an dem Bein
 Das schöne Vögelchen nur wegen einer Beere!
 Sprach Lottchen — und verlor des Kranzes Ehre
 Zwo Stunden drauf bey einem Fläschchen Wein.

130.

Auf die Vermählung des Doge von Venedig.

D liebe Chloe glaub' es sicherlich,
 So wie der Doge von Venedig sich
 Vermählet mit dem Meere — so geschehen
 Auf unsrer ganzen Welt die Ehen.

131.

Apologie der Päbste.

Die Päbste stellen Petern vor,
 Und wahrlich gut! obgleich der ganze Chor
 Beweibter Priester widerspricht.
 Wenn sie mit Jesu Christ gezeißelt sollen werden,
 So rufen sie mit heidnischen Gebehrdn
 So gut wie Peter rief: den Menschen kenn' ich nicht.

132.

Die Apologie der Ehe.

Ein Fragment von einer Erzählung.

Es ist der Ehestand, wenn wir Adepten fragen,
 Der allerschlimmste Stand auf diesem Erdenrund,
 Er ist ein Labyrinth voll Plagen,
 Und macht für Geist und Leib die Sinnen ungesund.
 In diesen Stand sich zu begeben,
 Ist viel gewagt; wenn ihr glückselig leben,
 Und seelig sterben wollt, so meidet diesen Stand.
 Warum? weil unter Tausend Paaren
 Bey jedem Volk, wo Ehen waren,
 In diesem Quaalenvollen Stand
 Kaum Eins glückselig Leben fand.

Der Liebe ganze Seeligkeit genießen
 In diesem Stande könnt ihr nicht;
 Sie läßt sich nicht in Fesseln schließen
 Und bleibt nicht Liebe mehr wird sie einmahl zur Pflicht.

Verliebte laufen nach der Ehe, wie die Knaben
 Begierig springen hin nach einem Schmetterling;
 So bald sie ihn ersprungen haben,
 So ist er schon nicht mehr das allerliebste Ding.
 Die Purpurflecken sind den Augen nicht mehr süße,
 Sie schimmern nun nicht mehr im Glanz von Sonnenschein;
 Die Flügel sind zerknickt, abscheulich sind die Füße —
 Und endlich wird er nichts als eine — Raupe seyn.

Gemächlichkeit, das höchste Gut des Lebens,
 Das ist, zu machen, was ihr wollt,
 Sucht ihr in diesem Stand vergebens;
 Und einem Weisen ist sie mehr als alles Gold.

Die beste Freundschaft kann nicht neben ihm bestehen,
 Des Weibes Freund ist nicht des Mannes Freund,
 Und umgekehrt; und kurz; bey allen Ehen
 Wird beyder Freund auch endlich beyder Feind.

Das sind die kleinsten Uebel dieses Standes.
 Die Kinder nun, und nun die Kinderzucht,
 Der Puß der Frau, die Kosten ihres Tandes,
 Mit dem sie andern zu gefallen sucht,
 Die Sorgen nun für alles, was da lebet
 Im Hause, krank ist, sterben will
 Gestorben ist — „Herr Doctor gebet
 Euch so viel Mühe nicht, und schweigt ein wenig still,
 Wenn ich euch bitten darf!

Ein jedes Ding hat Seiten,
 Und diese sind sehr selten alle schön.
 Auch bey der Ehe sind, das will ich nicht bestreiten,

Nicht alle rosenroth und lieblich anzusehn.
 Und nennt mir einen Stand, der durchaus lieblich wäre?
 Vom Sultan Mustapha bis zum Diogenes
 Von Genf beseufzt in jedem Stand die schwere
 Ganz untragbare Last der stärkste Herkules."

133.

Gregorius von Nazianz.

Gregor, ein Heiliger, verbrannte
 Das Schönste, was Athen einst kannte,
 Was Griechenland hervorgebracht,
 Und zum Elysium der Welt es hat gemacht —
 Den Nektar für der Weisen Seelen,
 Gesänge von der Menschen Philomelen,
 Die Lieder des Anakreon,
 Die Wollust der Sapphoen und Erinnen
 Die selbst berauschten der Charitinnen
 Und ihrer Göttin Sinnen —
 So hat ein Eber auch ermordet den Adon.

134.

Qui Bavium non odit, amet tua carmina, Maevi!

Er soll mich loben, Er? Beim großen Einmal Ein:
 Hans Bunkels Pindar — der soll auch der meien sein?

135.

Wer nicht das Schwert behält hat keine Sicherheit;
 Der Große wird verfolgt heimtückisch von den Kleinen.
 Selbst unser Hermann fiel, der erste seiner Zeit,
 Der Retter seines Volks, ermordet von den Seinen.

136.

Die heutgen Staaten sind ein Meer
In Flaschen eingepfropft.
Bläst auch der Wind gleich noch so sehr:
Sie bleiben doch verstopft.
Nord, Ost und Süd und West treibt nichts aus seiner Stelle,
Die Menschheit rührt sich nicht, und denkt an keine Welle.

137.

Holder Mond, Gestirn der Liebe
Aller Augen süßes Licht,
Das nur wohl thut, und nicht sticht
Und beständig heiter bleibe
Wenn von uns dem Erdenvölkchen
Nicht aufstiegen finstre Wölkchen.

Leucht in meines Mädchens Auge
Leucht mir auf ihr Brüstlein hart
Leucht auf ihre Lippen zart
Weil ich Küße von ihr sauge.
Wirf auf alles deinen Schimmer
Trauter! Das vergeß ich nimmer.

Sieh! wir seufzen dir entgegen!
Eya! könnten wir bey dir
Seyn in Liebe für und für!
Oder auf gestirnten Wegen
Ziehen aus dem Weltgetümmel
Durch den freyen weiten Himmel.

138.

Ich will dich bestehlen dumme Hummel
 Bestehlen mir meinen Honig lernen!
 Den Stachel ins Herz dir dafür
 Ins Herz ohne Saft und Kraft.

Sonst kannst du ja nichts als summen brummen
 Um Menschen und Vieh damit zu quälen.
 Den Stachel ins Herz dir dafür
 Ins Herz ohne Saft und Kraft.

Die Blumen des Frühlings, Duft und Blüten
 Sind Jedermann da zum süßen Honig.
 Den Stachel ins Herz dir dafür
 Ins Herz ohne Saft und Kraft.

Kunstrichterlein o du dumme Hummel
 Ich will dich bestehlen mir meinen Honig
 Den Stachel ins Herz dir dafür
 Ins Herz ohne Saft und Kraft.

139.

Monarchie und Republik der Natur.

Wo einer herrscht, ist Tag; wo viele herrschen, Nacht.
 Wenn einer gleich der Sonne
 So Leben giebt und Wonne
 So seine Welt durchstrahlt und Brüder schwinden macht
 Und wie ein Gott erscheint in Frühlingsmorgenröthen,
 Doch dem Gewürm nur auf Planeten.

140.

Es lebe hoch, wer auf den Flügeln
Des Genius von deutscher Kraft geregt
Die Schönheit über Alpen trägt
Aus Welschland und aus Roms verfallnen Hügeln.

141.

Erdbeben Ungeheuer
Wirf alle Klöster um
Nur laß uns dieses Heiligthum
Der Insel Lipari entzückend trinkbar Feuer.

142.

Wer weiß, wo wir gewesen sind
Vorher im Mutterleib als Kind
Vielleicht weiß einer von dem andern
So wenig auch wenn aus der Welt wir wandern
Drum freuet euch der Zeit beym edeln Saft der Reben
Nur — deine Kunst wird ewig leben.

143.

Wer die Geschichte fühlt, der lebt in Rom,
Als wie ein Fisch in einem tiefen Strom.

144.

Selbst Glück ist ein Pedant, wenn er lehrt unwissenden Knaben:
Glück ist ein Geck, wenn er liebt jeden muthwilligen Schelm.

145.

Glück ist Pedant und Geck; nur nenn ihn nicht unwahrscheinlich,
Mit sich im Widerspruch, Meister, erkenne dich selbst.

146.

Alles muß in das Ganze sich fügen. Dieß ist die erste
Regel der Welt und der Kunst, Wirklichkeit, Wahrscheinlichkeit.

147.

Reich an herrlichen Schätzen wie ein Großmogul ist Göthe.
Wie Großmogul theilt er auch an Puppen sie aus.

148.

Niederträchtigers kann wohl nichts seyn als wenn ein Mensch sich
Brauchen läßt wie ein Hund, Freund anzufallen und Feind.

149

Ein Paar fürstliche Windspiele seyd ihr; Molossische Hunde
Nicht! vor Wolf und Bär zieht ihr den Schwanz ein, und kriecht.

150.

Un goût de passage.

Er ist einer von denen, von welchen schreibet St. Paulus:
Hätt ich studirt den Fuchs, Emanuel Bach, und Kirnberger,
Noten gelesen zum Blindwerden von Händel bis Mozart,
Componirt sogar mit Schallmayen, Trombonen, zehnstimmig,
Aber wenig Genie noch Geschmack*) — so wär ich nichts weiter,
Als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

151.

Seht, wie die Dürftigkeit prangt in dem Jesuitischen Reichthum!
Mehr als Horaz er sich dünkt selbst in dem Plunder der Kräh.

*) so modernisirt, glaub ich, Bahrd für die Schulmeister den antiken Ausdruck des Apostels:

Aber hätte der Liebe doch nicht —

152.

Richter der Kunst in Deutschland sind die elenden Scribenten,
Männer von Kopf verführt unter sie — Rachsucht und Neid.

153.

Seltner Fall, daß ein Lessing gerecht, selbst Meister, und Kenner,
Ruhm, abgewogen wie Gold, frey, gleich der Nachwelt, erteilt.

154.

Wer der Armenier sey? erfahrt denn des Schwaben Geheimniß!
Plan und Natur entrückt ist le diable amoureux.

155.

Welch ein Schicksal, für Deutsche zu schreiben! ihr Urtheil, wie Kindern
Man den Brey einstreicht, haben im Mund sie gepappt.

156.

Koryphären der Sachsenhäuser, wer könnt es auf Grobsenn
Wohl aufnehmen mit euch? ich überlaß euch das Feld,
Koryphären der Sachsenhäuser! auf Schärfe der Kunst kommt!
Wies dem Genius ziemt, edel der Tapfre auch fällt.

157.

Pfaff durchaus; seicht, boshaft und eitel, überall Gleisner,
Über Gott und die Welt, über Humanität—Pfaff!

158.

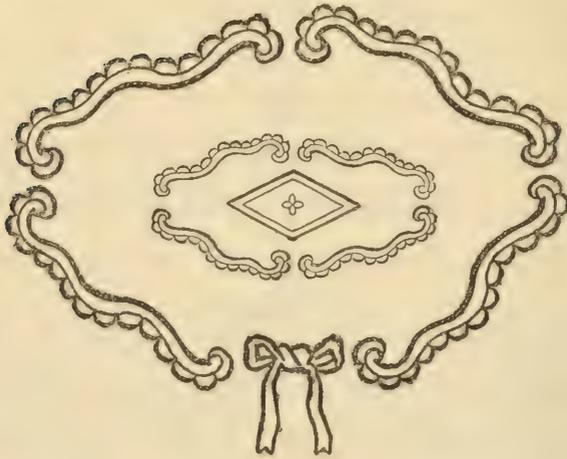
Würg sie nur alle heraus die grün und gelblichte Rachsucht!
Deiner Gebrechen selbst klage mich an! und genes.

159.

Wahrheit, lebendig gesagt, so daß die Worte verschwinden,
Zeiget jedem sein Bild, wie ein geschliffner Krystall.

160.

Schön und häßlich findet sich, so wie er ist, der Charakter.
Schelte den Künstler nicht, sondern erkenne dich selbst.



Profaische Aufsätze
Aus dem Thüringischen Zuschauer

1770

Vom Jagdgedichte.

Wie! vom Jagdgedichte im Thüringischen Zuschauer! vom Jagdgedichte? Ja! ia! vom Jagdgedichte, meine Herren, will ich handeln! Verwundern Sie sich nicht! es ist ganz und gar nicht wider den Plan, so wir zu unsrer Wochenschrift gemacht haben; wir wollen zuschauen nicht allein in der Kirche und Schule, in Gerichten, Caffees und Spielhäusern, nicht allein in der Stadt und auf dem Lande, sondern wir werden auch bisweilen in die Studierstuben unsrer schönen Geister, unsrer Genieen gehen und daselbst zuschauen! Es ist uns nie in den Sinn gekommen, diese Wochenschrift deswegen allein, die Vorurtheile des Pöbels auszurotten, zu schreiben; dies wäre wahrhaftig eine Arbeit, wo nicht größer, doch wenigstens eben so groß, als die Herkulesische, des Augias Stall, mit Erlaubniß! auszumisten! und die uns noch dazu nach aller möglichen Anstrengung unsrer Köpfe wenig Dank bringen würde! Wir werden uns auch bisweilen ein wenig zu erholen suchen und uns mit unsern thüringischen schönen Geistern ein Stündgen unterhalten. Wir bitten den Theil unsrer Leser, der so unglücklich ist, dabey nichts zu denken, uns dieses kleine Vergnügen nicht übel zu nehmen; wir werden auch noch auf die Studierstuben der Herren Juristen und Mediciner kommen! wie werden wir da zuschauen! dann werden die andern auch wieder etwas Seelenspeise für sich finden!

Die erste Frage, die ich beantworten muß, ist diese: Haben wir denn auch schöne Geister? Genieen in unserm Thüringen? einige von den Köpfen, welche die hierinnen sparsame Natur so selten zubereitet, und denen sie eine Portion von Göttlichkeit mit auf die Welt giebt, daß du ihnen zuschauen kannst?

Eine wichtige Frage! Aus der thüringischen Geschichte, wenigstens aus der, so wir wissen, kennen wir fast kein einziges von solchen Genieen; die Schwaben und Schweizer können hierauf stolzer seyn! denn dies ist ein wahrer Nationalstolz große Männer hervorgebracht zu haben! Wir kennen keinen großen Philosophen, Dichter, Tonkünstler, Staatsmann und Eroberer! die Geschichte giebt uns nichts, als Beyspiele von Barbarey, Verfinsternung in den Köpfen und Aberglauben! — Nichts von Wissenschaften? — Nein! Ha! Schwabe, du kannst stolz auf deine Minnesinger seyn und jetzt — du bist sehr unwissend, wenn du nicht weißt, worauf du stolz seyn kannst! Ach ich armer Thüringer! ich habe keinen Landsmann, auf den ich stolz seyn kann! o verwünschte Geschichte! Ganz voll von Patriotismus glaube ich jetzt wie Bayle, Hume und Voltaire: Thüringen hatte ohne Zweifel große Männer, nur die Geschichtschreiber waren zu nachlässig, zu fromm, um ihre Namen dem Jubel der Enkel zu überlassen! Wer durfte es wagen, in ienen finstern Zeiten die Talente zu zeigen, diese Portion Götlichkeit, die ihm die gütige Natur gab, wenn er nicht wollte verbrannt werden, oder auf seine ganze Lebenszeit unglücklich seyn. Das Genie läßt die Flügel sinken, wenn es nicht belohnt wird; wie Helvetius sagt: der Belohnungen sind gar vielerley und die wichtigste ist die Bewunderung von Weisen! Von wem wollte ein Genie sie damahls verlangen?*)

Aber haben wir denn jetzt in Thüringen Menschen mit Köpfen? O wer wollte daran zweifeln! jetzt kömt das güldene Sekulum für die Wissenschaften hieher von andern Gegenden des Erdbodens ge-

*) Ich werde dies in einem künftigen Kapitel unserer Wochenschrift weitläufiger ausführen, wenn ich die Geschichte der Dummheit erzählen werde.

wandelt! wir haben kein so rauhes Clima, daß sich hieher keine Muse wagen sollte! Die Nachtigallen singen in unsern lachenden Haynen; können Musenmädgen von solchen allzu zärtlichem Gefühle seyn, daß sie in Gegenden erstarren sollten, wo Nachtigallen singen? Thüringen hat die schönsten Hayne und Wälder von Teutschland und diese lieben sie ia!

O wir haben auch Dichter und Tonkünstler und mit den letztern versorgen wir halb Europa! Auf manchem der kleinsten Dörfer in Thüringen wird eine reizendere Musik gemacht, als in den größten Städten von Sachsen, Schwaben, Schweiz und Rhein; die guten Virtuosen leben in der Stille, sie spielen nicht für ihren Hochmuth, sondern um sich zu vergnügen! sie verlangen nicht Bewunderung und Pensionen, der Kuß einer niedlichen Dirne ist ihnen süßer! das Schmäzchen, so von ihren geküßten Lippen glitscht, ist ihren Ohren entzückender, als das lärmende Händeklatschen eines unwissenden Parterre! Ein empfindender Philosoph, ein Rousseau, würde mit einer wollustvollern Seele aus ihrer ländlichen Musik gehen, als aus der Oper zu Paris! Durch ihre süßen Flöten machen sie das Stillschweigen reden, gießen Empfindungen und Leidenschaft mit den eigendsten Accenten in den Busen und erschüttern die Herzen! Ihre Waldhörner tönen Freude und Wollust in die wiederhallenden Wälder und die Trompete und Pauke donnert Muth und Ahnenfeuer in die Seele! Die Musik liebt die waldigten Gegenden, sie wurde daselbst gebohren! Ein Hayn von Nachtigallen, ein Echo in einem buschichten Thale locket uns zu Liedern! wir müssen singen, wenn wir auch nicht wollen; und wie verschwifert ist hier Musik und Poesie! und wir sollten keine Dichter seyn? O wir haben auch Varden und vielleicht schon sehr grose gehabt, wie wir aus den

Ueberbleibseln sehen können, so noch von ihnen in dem Munde unsrer Jäger und Jägerinnen übrig sind.

Unsre Dichter wissen nichts von unsern Kunstrichtern! ohne Stolz, ohne die Sucht gedruckt und von den Kritikern anatomirt zu werden, verfertigen sie ihre Gedichte, lehren sie ihren Mädgen und singen sie mit ihnen auf der Jagd. Wahre Barden! Ich habe Jägerinnen und Jäger in unsern Wäldern Lieder singen gehört, die den Liedern Ugens, Weissens und Gleims an die Seite verdienen gesetzt zu werden. Im vorigen Frühlinge an einem heitern Morgen gieng ich in einen Hayn und lagerte mich in den Dufft iunger Birken und hörte Nachtigallen Duetten musciren, meine Seele schwamm in wollüstigen Empfindungen, als ich auf einmahl eine männliche volle Stimme noch dazu singen hörte:

Wo find ich dich du kleines Reh?
 In welchem stillen Thal?
 Auf welches fernen Berges Höh
 Trinkst du den Morgenstral?

Auf welchen Blumen schlummerst du?
 Ihr Blumen saget an!
 O hauchet süßern Dufft mir zu,
 Daß ich sie finden kann.

Du singest kleine Nachtigall,
 Ist sie vielleicht bey dir?
 Ich suchte sie schon überall
 Komm führ sie her zu mir!

Find ich sie an dem Bache nicht,
Will ich zur Aue gehn,
Find ich sie in der Aue nicht,
Will ich noch weiter gehn!

Bis ich sie seh, will ich nicht ruhn,
Durch Wald und Berge gehn!
Drey lange finstre Tage nun
Hab ich sie nicht gesehn!

Es hüpfet mein Herz, es wallt mein Blut
Und alles kocht in mir,
Und meiner heißen Lippen Glut
Lehzt Jägerin nach dir.

Und find ich dich, dann halt ich dich
Mit meinen Armen fest,
Laß dich nicht los, biß daß du mich
Dich feurig küssen läßt! —

Sie haben auch komische Jagderzählungen, die oft sehr artig sind, und von denen man nicht glauben sollte, daß sie in Thüringen wären gemacht worden; ich will nur von einer derselben den Anfang hies her setzen, man kann wenigstens aus dieser Stelle auf die übrigen schließen:

Ihr Mädgen, wenn ihrs noch nicht wißt,
Daß es nicht immer rathsam ist,
Wenn man nach alter teutscher Art
Die Küsse nur für künftge Männer spart,
So hört das Abentheuer an

Von Jehan und von Marcomann,
Und spiegelt euch daran!

In Hennebergs berufnen Wästeneyn
Wo Wolken größre Flocken schneyn
Und stärkre Blitze speyn,
Als sonst geschicht, stand ein berühmter Buchenhayn!
Seit Hermanns Sieg war er dem Teut
Dem Vater unsers Volks geweyht.
Hier stand sein Bild, gleich einem grimmen Bären
Und ewges Feuer brannt auf mystischen Altären,
Der Jhm und Werrastrand
Bis an der Eatten Vaterland
War seiner Gottheit unterthan.
Zween Barden dienten ihm und gaben früh und spat,
Dem Volk fürs Dpfer guten Rath;
Der eine war ein Greis von mehr als hundert Jahren,
Ein rechter Ehrenmann, in allem wohl erfahren,
Er kannte jedes Kraut und die geheime Krafft
Der Stern', und was noch mehr! die seltne Wissenschaft
Der edeln schwarzen Kunst war ganz bey ihm zu Haus,
Er machte Wind und Schnee, die Sonne löscht er aus,
Wenus ihm gefiel, und sang die besten Lieder
Im Lande, kurz er war der Calchas seiner Brüder,
Eins sollte man von ihm nicht in der Chronik lesen,
So wär er gar ein Philosoph gewesen.
Genug! nicht weit von seinem Aufenthalt
Stand unter andern auch ein iunger Birkenwald
In einer kleinen Au, die war seit kurzer Zeit

Der Sammelplatz von aller Lustbarkeit.
 Viel Stutzer lebten hier, nach alter teutscher Art,
 Gar niedlich anzusehn mit schön geloktem Bart
 Braun im Gesicht, mit rothgefärbter Wange,
 Im Laufen schnell und lieblich von Gesange.
 Den ganzen Tag war Fest, bald Wettlauf und bald Jagd,
 Bald Schiesen nach dem Ziel; und kam die stille Nacht,
 Da hätt euch einer erst den Lärmen hören sollen!
 Da gieng es zu, da gabs Concert und Ball!
 Hier sas ein Chor und zog den Wiederhall
 Mit Hörnern aus dem Wald. Dort tönnten Jägerlieder,
 Das ganze Thal war Fest und alles tönte wieder.
 Dies wundert euch? mich nicht!
 Denn wie die alte Chronik spricht,
 So wohnte hier ein Mädgen iung und schön,
 So niedlich wie ein Reh, gefährlich anzusehn!
 Ihr schwarzes Haar, das um den Nacken flog,
 Und lockigt sich auf ihren Busen bog,
 Ihr schalkhaft Aug, die weiße Stirn, ihr Hals
 War unvergleichlich schön, und hätten allenfalls,
 Wenn meine Chronik nicht gelogen,
 In's Netz der Sinnlichkeit den Plato selbst gezogen.

u. s. f.

Sie haben ferner auch eine Art von Jagdsinggedichten; sie sind von der Art, wie das Gedicht Comala von Oßian. Diese Jagdgedichte haben für mich unzählige Reize mehr, als die Schäfergedichte. Beym Schäfergedichte muß sich der Dichter erstlich in die

Scenen des guldnen Alters hinein träumen, hier wird er von der Natur ſelbſt begeistert! dort iſt nichts als Unſchuld in den Sitten, hier Handlung; dort fehlen die ächten poetiſchen Gemälde, hier ſind ſie zu mannichfaltig; dort iſt ein ewiges Einerley, welches auch ſogar im Theokrit und Geſner ermüdet, hier immer verſchiedene und abwechſelnde Scenen. Welche reizende Gegenſtände für einen Dichter, der mit einem feurigen Pinſel mahlen kann, ſind hier anzutreffen! Welche liebenswürdige und naive Wildheit kann er in den Handlungen der Jäger und Jägerinnen ſchildern! welche Mannichfaltigkeit an komiſchen, erhabnen und rührenden Scenen! Die Jagd giebt Stoff für jede Dichtungsart, ein erfindriſches Genie wird ſich hier niemals erſchöpfen!

Der Jäger iſt wild, aber liebenswürdig wild! ſeine Handlungen ſind ſchnell, kühn und voll Feuer! Die Jägerinnen ſind männliche Mädgen mit kriegeriſchem Geſicht und harten vollen Buſen! kurz alle, wie die Diane der Alten, ausgenommen die Sprödigkeit; o ſie wiſſen, wie süß die Liebe in der Dunkelheit kühler Hayne iſt! welche himmlische Wolluſt man aufs Moos gelagert am Buſen eines braunen Jünglings fühlt! doch iſt ihre Liebe nicht bloß thieriſch, Rouſſeau'iſch! ſie iſt menſchlich! halb platon'iſch und halb thieriſch! glückliche Vermischung! die Alten folgten wohl der Natur nicht, da ſie Dianen zur Göttin der Sprödigkeit machten; es iſt ein wahrer Widerspruch, Göttin der Jagd und Göttin der Sprödigkeit zu ſeyn! Habe ich nicht Recht, ſchöne Amazonen? o! ſchlagen Sie die Augen nicht nieder! lieben iſt ia keine Sünde!

Wir haben die Neigung zur Jagd von unſrer Nation ererbt! Wir freuen uns, wenn wir einen Wald ſehen! ein süßer heiliger Schauer zittert durch uns, wenn wir in die Nacht eines dicken Waldes kom-

men! jede erhabne Eiche erinnert uns an unsere tapfern Väter! an die alten Barden! an ihre Freyheit! Schade! daß dieser Anblick oft demüthigend ist!

O! hätten wir die alten Jagdgedichte unsrer Osiane! welch ein Verlust für uns! dies waren Originale! Gedichte! nicht nach andern vortrefflichen Gedichten gesungen und copieret! die Natur dictirte sie. Junge Geniees! macht es, wie sie! macht es, wie die griechischen Dichter, die Meisterstücke hervorbrachten, ohne Meisterstücke zu lesen oder Formen zu haben! Sie bildeten ihr Ideal vom Schönen, vom Vortrefflichen aus der Natur; macht es wie sie! studieret sie Tag und Nacht! dann werdet ihr den Wunsch der Patrioten erfüllen und Thüringen wird Genieen vom ersten Range haben. Ihr Edeln! die ihr in eurem Hirn etwas von diesem himmlischen Feuer brennen fühlet, das den Osian, Shakspear, Petrarck; Raphael, Correggio und Titian; Leo, Pergolese, Durante und Tomelli über andere Menschen empor hob und sie zu Lieblingen und Stolze ihrer Nation machte, empor mit den Seelenflügeln! Zerreiſet die Sclavenfesseln gewöhnlicher Menschenkinder! und fürchtet euch nicht mit Sonnenlichte die dunklen Augen eurer Nation zu blenden! Gehet aus euren Wäldern hervor, werdet der Stolz eurer Bürger und die Bewunderung der Nationen.

Wir haben die Erlaubniß erhalten, einige Briefe von zwei vornehmen Damen hier einzurücken; ihren Inhalt wird man wissen, wenn man sie gelesen hat:

Sie lernen jetzt gar Griechisch! liebste Schwester! o versinken Sie nicht in die Tiefen der Wissenschaften! denken Sie an die spöttische Kritik, so Sie jüngsthin von der gelehrten nordischen Königin gemacht haben! Ihre vielen Lucubrationen verringern die Rosenröthe von Ihren Wangen und erschöpfen die Lebensgeister. Die Natur gab Ihnen einen glüklichen Kopf und ein feurig Genie mit auf die Welt, Sie haben nicht nöthig, es aus dem Homer und Anakreon zu stehlen; überlassen Sie dieses Handwerk den gelehrten Dummköpfen!

Ich bin überhaupt gar nicht mit Ihrem brennenden Eifer für die schönen Wissenschaften zufrieden; was nützen sie dem Frauenzimmer? Ein Mädgen erhält dadurch in den Augen eines Mannes nicht mehrere Reize; alles, was die Männer von uns verlangen, ist Vermögen und ein schöner Körper; um die Seele bekümmern sie sich nichts; die platonische Liebe ist in Deutschland nicht anzutreffen. Ein Mädgen von einigen Tausenden mit schwarzen Augen und Haaren nach der Mode, zarter Haut, rothen Wangen und — kleinem Munde — laßt sie eine Schaffseele haben — ist ein Wunder.

Die Wissenschaften schaden sogar dem Frauenzimmer; die Männer fliehn uns, wenn wir mehr wissen als sie; und gestehen Sie es nur! Sie selbst würden keinen dummen Mann lieben können. Alles Frauenzimmer ist allezeit ein bißgen hochmüthig und spöttisch, und die gelehrteste Frau wird die Seelenfrauenzimmerheit so wenig ablegen können, als die körperliche.

Dies ist ohne Zweifel die Ursache, warum auch sogar die gelehrtesten Männer kein gelehrtes Mäddgen zur Frau haben wollen. Doch haben manche vielleicht noch eine nicht allzugerings Nebenursache, zumal wenn sie eifersüchtig seyn sollten, welches man aber selten finden wird, nämlich sie können sich nicht auf die ehliche Keuschheit eines Frauenzimmers verlassen, das den Rost, Greccourt und Crebillon und vielleicht gar — au weh! — den Mstr. Boccaz, Petron, Martial und Catull gelesen hat; wie würde es euch armen Gelehrten ergehen, zumal wenn ihr schwächlicher Natur wäret! wir können es ihnen also nicht verdenken, wenn sie einfältige, doch aber gute Hausthiere von Frauen heyrathen.

Wozu, liebe Schwester, soll Ihnen also die Gelehrsamkeit dienen? Sie werden niemals einen Mann bekommen, wenn Sie ins künftige immerfort sich mit gleichem Eifer auf die Wissenschaften legen werden! Wenn Ihnen also die Wohlfarth und Glückseligkeit Ihres Leibes an Herzen liegt, so stellen Sie sich wenigstens auf ein Paar Jahre ein wenig dumm und vermeiden Sie die Bibliotheken und gelehrte Gesellschaften. Man wundert sich oft, warum die gelehrtesten und artigsten Mäddgen sitzen geblieben sind, hier haben Sie den Schlüssel zu dem Räthsel. Die zärtlichste Liebe fast aller unsrer Mannspersonen gründet sich auf das physische Bedürfniß, Geld, Geiz und — auf Dummheit, oder nach der Sprache der Verliebten auf ein haushältiges Wesen. Sie können nun leicht selbst einsehen, welchen Gegensatz Wiß und Geschmack und eine aufgeheiterte Seele mit diesen Liebenswürdigkeiten machen! Die Dummheit ist ein gewisses Mittel sicher und glücklich durch die Welt und — Sie wissen, was ich im Sinne habe — zu kommen; der Grund von diesem Satze ist dieser, weil die meisten Leute dumm sind und die gescheiten nicht vertragen können.

Einen Einwurf muß ich machen, der etwas mehr sagen will. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß die gelehrtesten Männer die dümtesten Kinder hervorbringen; die Ursache ist natürlich, weil sie die besten Lebensgeister im Kopfe verbrauchen und folglich nur die elendesten, die Hefen davon zur Passage des menschlichen Geschlechtes in die Welt kommen. Nun geben Sie einem Manne von der Art noch ein gelehrtes Weib zur Gehülfin, ums Himmels willen! welche Mißgeburten werden entstehen! — Verhungert werden sie in die Welt gucken; wie ein frommer Wanderer, der durch eine Wüste gegangen ist!

Doch werden Sie nur nicht böse auf mich! meine Liebe, nein so hart will ich nicht seyn, daß ich Ihnen verbieten wollte, gar nichts mit den schönen Künsten und Wissenschaften zu thun zu haben; o! sie sind eine Zierde eines jungen schönen Frauenzimmers!

Ihr Wiß erheitert die Gesellschaften, wo Sie sich befinden, und wenn Sie auf dem Flügel spielen und dazu singen, so spielen und singen Sie die Schwermuth und den Gram aus allen Köpfen der Zuhörer heraus, und Wonne und Wollust wieder hinein. Nur dieses verbiete ich Ihnen, daß Sie nicht Tag und Nacht, wie ein Gelehrter von Profession über den Büchern sitzen und studieren. Die schönen Künste und Wissenschaften sollen eine Arznei, nicht Gift und Pestilenz für Ihren Körper seyn. Sie verfertigen Gedichte, die das Lob der Kenner erhielten, es war unpartheyisch, da sie nicht wußten, daß Sie Dichterin waren; was wollen Sie mehr? Ich halte die Schriftsteller für Thoren, die für die Nachwelt arbeiten und nicht für ihr Jahrhundert; das Lob und der Ruhm ist der Sporn des Genies und die Belohnung für Meisterstücke; das Lob der Nachwelt können wir nicht genießen, und folglich ist es keine Belohnung; der Name allein empfängt sie und mein Name ist nicht Ich! Sie werden sich

doch wohl nicht die Grille in den Kopf gesetzt haben, für die Nachwelt zu schreiben! Befehren Sie sich artige Sünderin und folgen Sie Ihrer

Sie zärtlich liebenden

u. s. f.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Schade; daß Sie Madame nichts auf das Lob der Enkel halten! meine Nachwelt wird Ihnen einst danken, daß Sie so zärtlich für meine Gesundheit zu ihrem Vortheil gesorgt haben!

Glauben Sie ia nicht, daß ich Tag und Nacht studiere! ich liebe so gern, wie andre Frauenzimmer die Bequemlichkeit, Ruhe und — ich bin aus sündlichem Saamen gezeugt — mein Bißgen Schönheit. Sagen Sie mir doch den bösen Mann, der den schönen Panegyricus auf meinen Fleiß hielt! die Nachtwachen hasse und — liebe ich eben so, wie andre meines Geschlechts; beruhigen Sie sich nur.

Ich kann in vielen Gedanken, die Sie mir zu schreiben die Gütigkeit hatten, nicht einerley Meinung mit Ihnen seyn; der erste davon ist: „Die Natur gab Ihnen einen glücklichen Kopf und ein feurig Genie, Sie haben nicht nöthig es aus dem Homer oder Anakreon zu stehlen.“ Ich weiß, wie sehr Sie die Wissenschaften lieben, ich darf also nicht befürchten, meine Untersuchung dieser Schmeicheley möchte Ihnen verdrüsslich seyn.

Wir armen Frauenzimmer sind übel daran, wir müssen uns von den Männern beherrschen und uns Gesetze vorschreiben lassen, ohne daß man uns um unsre Einwilligung fragt; die Seelenfähigkeiten, die wesentlichen Stücke, so uns von den Thieren unterscheiden, spricht man uns ab und sieht uns nur als thierische Maschinen an, wodurch das menschliche Geschlecht fortgepflanzt wird. Insbesondere giebt es

unter den Männern etliche, die sie große Geister nennen, welche uns alles Genie absprechen; ich will Ihnen einige davon anführen.

Der berühmte Hanns Jacob Rousseau sagt in seiner vortreflichen Epistel an den Hrn. *D' Alembert* mit ausdrücklichen Worten: Les femmes n'aiment aucun art, ne se connoissent à aucun, et n'ont aucun genie. Ce feu celeste, qui echauffe et embrasse l'ame, ce genie, qui consume et devore, cette brulante eloquence, ces transports sublimes, qui portent leurs ravissemens iusqu'au fond des coeurs, manqueront touiours aux ecrits des femmes; ils sont tous froids et iolis comme elles; ils auront tant d'esprit, que vous voudrez, iamais d'ame. Dahier haben Sie's! die Weiber haben kein Genie!

Rousseau nimmt diesen Satz ohne Beweis an, er denkt männlichen wird die Erfahrung gleich dabey einfallen. Mstr. Hanns Huart aber demonstrirt es uns, daß sie kein Genie haben können, in seinem Buche von der Prüfung der Köpfe, nämlich weil sie alle im ersten, andern und dritten Grad feuchter und kalter Natur wären. Ich weis nicht, was ich aus diesem Hanns Huart machen soll! Er muß manchmal ganz närrisch und manchmal sehr klug gewesen seyn; der Mann muß einen unbegreiflich großen Glauben gehabt haben; hier haben Sie nur einige Beispiele davon. Er sagt: ein Hund, ein Bär und ein Affe hätten drey Määdgen geschwängert und alle drey vernünftige Menschen gezeuget; dies ginge noch an; aber: „so gar ist ein Frauenzimmer, das am Ufer des Meeres spazieren gegangen, von einem Fische, welcher aus dem Wasser gesprungen, geschwängert worden“ u. s. f. und der gute Mann nennt die Leute sogar Pöbel, denen es unbegreiflich ist; dann spricht er wieder an einem andern Orte:

die Schönheit wäre allezeit ein Beweis, daß man dumm sey, oder wenigstens nicht viel Genie habe. Dieser Mann wird für eins, sogar von dem ältern Herrn Lessing für eins von den großen Genieen Spaniens gehalten; aber was halten Sie von einem Manne, der nur die angeführten Stellen im allen Ernste glauben kann? ist er zu widerlegen?

Rousseau stützt sich auf die Erfahrung, indem man kein Beyspiel von einem Frauenzimmer von Genie angeben könnte; allein der scharfsinnige Philosoph irrt sich; die Sappho nimmt er selbst aus. Aber wir haben noch andere; ich brauche Ihnen die griechischen Mägdgen nicht zu nennen, bey welchen die Philosophen ihre Weisheit holten, die Aspasten, Laiden, Phrynen, Leontien! Sie kennen die Cleopatra, Elisabeth, Lady Worthley Montague und statt aller unsre Karolin.

Baute Gott den Kopf der Weiber nicht eben so, wie den Kopf der Männer? wüthen in uns nicht eben die Leidenschafften, als bey ihnen? Rousseau muß die Weiber in der Welt wenig kennen, und von seiner Frau oder Aufwärterin auf alle schliesen, wenn er sagt: elles ne savent ni decire ni sentir l'amour meme. Auf diese Art wäre die Liebe ein Hirngespinnst.

Man sollte die Anekdotensammler nicht so sehr tadeln! o! die Anekdoten geben uns oft Sonnenlicht in die Schriften verschiedener Verfasser. Wer weiß, ob nicht der arme Rousseau aus dem nämlichen Grunde auf das Frauenzimmer zankt, als Boileau. Sie wissen es von dem letztern, daß er wegen gewisser Umstände kein Ehemann seyn konnte, und daß daher die berühmte Satyre auf die Weiber und sein Haß gegen die Jesuiten, welche zuerst die Kalekutschenhüner nach Europa brachten, herrührte. Es fällt mir eben ein Sinngedicht

ein, so ich neulich davon gelesen habe, ich will es Ihnen hersetzen, weil ich mich ein wenig dadurch deutlicher machen kann:

Gerecht sey Boileau mit seinem Satyr immer!

Er glitschte wenigstens einmal aus ebner Bahn,

Jhn hackt' — ich weis wohin — ein Kalekutscherbahn

Und er bestraft — das Frauenzimmer!

Rousseau hätte sich auch bestimmter und nicht so allgemein ausdrücken sollen: die Weiber haben kein Genie. Nach seiner Umschreibung spricht er ihnen das sublime poetische Genie ab; es giebt aber gar vielerley Arten von Genie, Newton hatte unstrittig ein andres, als Petrarck, und dieser fromme Dichter ein andres als Voltaire u. s. f. Wenn ich also unter dem Genie die Fähigkeiten begreife, die uns die Natur mit auf die Welt giebt, nach dem allgemeinen Ausspruche, da man sagt, das Genie wird uns angebohren, so ist es in der That eine Absurdität, es dem Frauenzimmer absprechen zu wollen. Die Entwicklung des Genies geschieht selten bey ihnen, wegen der übeln Auferziehung, so es hat. Ein Mädgen darf von Kindheit an sich mit weiter nichts beschäftigen, als mit Puz, Eigenliebe und Schönheit; mit nichts als Kleinigkeiten; das Genie wird immer mehr und mehr unterdrückt, und wenn es sich nicht selbst aus der Dunkelheit mit Gewalt reißt, wie das wüthende Feuer, so bey seinem Ausbruch die Erde zerbricht, so bleibt es verborgen; das Exempel zu diesem Satze ist die Auferziehung unsrer Karschin. Bey den Mannspersonen ist es eine andre Sache.

Helvetius hat nicht so Unrecht, als es ihm einige haben demonstrieren wollen, wenn er behauptet: das Genie komme von der Auferziehung, (das Wort im weitläufigen Verstande genommen), die Natur giebt uns etliche Pfund feine subtile Materie in unsern Kopf,

die wir mit unsern Sinnen zu Genie verarbeiten müssen; der ganze Unterschied ist, daß der eine ein wenig subtileres Gehirn und bessere Sinnen hat, als der andre. Nun kömmt es freylich viel auf das Ohngefähr an, in welche Gegend der Welt es uns mit unsern Sinnen und Gehirn gesetzt hat, und was es uns für eine Art von Lebensgeistern in unsre Nerven gab. Sollten die Weiber von der Natur so verwahrlost seyn, daß sie niemals so gutes Gehirn, so feine Sinnen und flüchtige Lebensgeister erhielten; daß sie niemals das Ohngefähr in solche Gegenden setze, wo sie sich Genie machen könnten? der Unterschied zwischen den Männern und Weibern ist ia nicht das Gehirn, die Sinnen und die Lebensgeister! Sie konnten es immer nicht glauben, Madame, daß oft die größten Philosophen nicht wissen, was Kindern von 5 Jahren bekannt ist, hier haben Sie ein deutliches Beyspiel! Rousseau weiß den Unterschied des männlichen und weiblichen Geschlechts nicht! einer von Galliens scharfsinnigsten Weisen!

Haben also, liebste Schwester, wir Frauenzimmer nicht eben das Recht unsre Köpfe aufzuheitern, wie die Männer? dies gehört zur Menschheit. Ich habe mich schon oft darüber erzürnt, daß man uns das Genie absprechen will, es ist eben so einfältig, als wenn man sagte, wir wären keine Menschen. Zanken Sie also nicht mit mir, daß ich diese Materie in meinem Kopfe verarbeiten will; dieses heist nicht aus den Griechen Genie stehlen, sondern es durch ihre Schriften verbessern; doch! Sie können es nehmen wie Sie's wollen! das weibliche Geschlecht ist zu vielen Künsten und Wissenschaften geschickter als das männliche. Was den Wit, die Delicatesse, den feinen Geschmack, das naive und — mit Erlaubniß Hr. Bodmer! die kleine Grazie betrifft! und darinnen sind sie Meister über die Männer.

Sie haben viel zärtere und feinere Nerven, die leichter können erschüttert werden, und folglich auch ein feineres Gefühl. In der Poesie, Musik, Mahleren, von iedem in einer besondern Art können sie sehr leicht vortreflich werden. Man hat davon Beyspiele genug; und wenn die Damen einer Nation dieses können wirklich machen, dann sind sie eine Stütze des aufgeheiterten Geschmacks und die Barbarey wird sich nicht so leicht wieder einschleichen. Sie haben mir viele Einwendungen von der Liebe und Männeren gemacht, ich wollte Ihnen eben jetzt wider die Ihrigen einige machen, allein ich sehe, daß mein Brief schon allzu lang ist, ich will die platonische Liebe, und die Liebe überhaupt in einem meiner folgenden Briefe abhandeln. Zum Schlusse füge ich noch zur Vertheidigung meines Lieblings des Hrn. Rousseau hinzu, daß er vielleicht in der angezeigten Epistel nur eine Satyre wider das französische Frauenzimmer hat machen wollen, und hierinnen kann ich ihm nicht widersprechen. Entschuldigen Sie meine Freyheit in verschiedenen Ausdrücken; ich bin an einigen Stellen in einen heiligen Eifer gerathen, und lieben Sie ferner

Ihre aufrichtige

u. s. f.

In einem folgenden Stücke soll der Brief von der Liebe folgen; einer von den Verfassern wird einen Anhang von einigen Anmerkungen zu allen diesen Briefen machen und zeigen, worinnen die Verfasserinnen Recht oder Unrecht haben.

Hier ist der Brief, und noch einer mehr, als wir im siebenten Stück versprochen haben; man theilt sie hier mit, wie sie von dem Frauenzimmer vor fünf Jahren geschrieben worden sind. „Die Tartuffen und die armen Köpfe, welche die Welt bereden wollen, die Excremente ihres milzächtigen Gehirns für Reliquien zu küssen, mögen ihre Köpfe schütteln, so stark sie können“, vielleicht finden sie in dem versprochenen Anhange ihre Befriedigung, vielleicht — auch nicht; und vielleicht — verschütteln sie ihr Gehirn gar darüber und — Gott behüte sie, meine finstre Herren!

Liebste Amalia.

Es ist viel gewagt von mir — armen schwachen Werkzeuge — daß ich Ihnen einen Brief von der Liebe schreiben will, ob mir gleich Rousseau ins Ohr sagt: Vous ne savez ni decrir ni sentir l'amour! Bin ich unglücklich darinnen, so verlasse ich mich auf Ihre Gütigkeit. Ich muß Ihnen Briefe schreiben, und es ist mir unmöglich, sie mit einem witzigen — Nichts, Verläumdungen oder Plaudereien von nichtswürdigen Neuigkeiten zu unterhalten; kurz um keinen Frauenzimmerbrief schreiben zu müssen, schreibe ich Ihnen einen Liebesbrief.

Unglücklich ist der Mensch, der in seinem Leben niemals geliebt hat! tausendmal unglücklicher ist er, als ein unglücklich liebender! die besten Freuden dieses Lebens sind ihm unbekannt, Entzücken und Wonne, Tumult und Aufruhr war niemals in seinem Busen! seine Lebensgeister sind — gefrorenes Wasser, das niemals von einer Sonne aufgeköcht wurde; er kennt weder die süßen Seelen zerschmelzenden Zähren, so man bey Jahren weint, noch das erheiternde Lächeln und Sorgen verjagende Vergnügen, welches man bey der Geschichte des Daphnis ins Gesicht und in den Busen liest!

Ich beiammre euch unglückseligen Kaltköpfe, die ihr statt des Herzens eine Gurke im Leibe habt! die Liebe erfand Wissenschaften und Künste und erhob uns von den Thieren zu Menschen; ein Herz ohne Liebe ist todt, wie eine Gegend ohne Luft.

Die Liebe ist die Hauptleidenschaft des menschlichen Geschlechtes und sehr selten mit der Vernunft verträglich. Das große Meisterstück eines Gesetzgebers ist, den Amor der menschlichen Gesellschaft nützlich, und, damit der wilde böse Junge nicht so viel Unheil stiftet, so vernünftig zu machen, als es möglich ist; eine schwere Kunst! Wenn die Liebe noch dabei Liebe bleiben, und ihre himmlischen Reize nicht verlieren soll!

Ich will die Bewegungsgründe, so uns zur Liebe reizen, nicht untersuchen; kein wahrer Verliebter weiß, was ihn eigentlich so mächtig zu dem geliebten Gegenstand hinreißt; Martial sagt: ich liebe dich nicht; warum? kann ich nicht sagen; nur so viel — ich liebe dich nicht.

Ich liebe dich; warum? das weiß ich nicht; dies ist eben so wahr; der Hang zur Liebe liegt in unsern Herzen, bey einem ist er größer, bey dem andern kleiner. Ein einziger Blick kann ein junges Herz erobern, das noch nicht geliebt hat; wie der Blitz in eine Pulvertonne fährt und entzündet, so fährt er hinein und macht Flamme darinnen, und wir wissen nicht, wie es zugeht! Wir kennen von der Person, deren Augen er entfloh, oft nichts weiter, als Gesicht und Wuchs, und dennoch lieben wir sie auf das heftigste! Wenn wir ihre Fehler erfahren, so werden sie Vollkommenheiten; und müssen wir sie für Fehler erkennen, so suchen wir die unsrigen auf, um sie damit entschuldigen zu können! und dies ist wohl der einzige Fall, wo wir dies schwere, verhasste Geschäft unternehmen. Wenn es uns aber eine allzu große Eigenliebe nicht erlaubt, so suchen wir uns wenig:

stens davon zu überzeugen, daß diese Person weniger Fehler, wo nicht, doch mehr Vollkommenheiten, als andere Personen ihres Geschlechtes habe, so wir lieben könnten; oder — welches das natürlichste ist, die Liebe deckt die Fehler mit ihrem Mantel zu, und raisonnirt nicht. Es ist völlig falsch, wenn einige Moralisten sagen, die Vollkommenheiten einer Person reizen uns zur Liebe; die wahre Liebe hat mehrentheils ein Ohngefähr zum Grunde, ein so kleines Etwas, welches bey nahe Nichts ist! Es ist freylich närrisch genug! aber so ist es. Ein ieder Verliebter preist zwar die Vollkommenheiten seiner Geliebten, allein giebt es einen Menschen in der Welt, der keine Vollkommenheiten haben sollte, welche die Phantasie eines Verliebten vergrößern könnte?

Der Hauptbewegungsgrund zur Liebe ist die Schönheit des Körpers. Es giebt nur wenig Philosophen, die so eiskaltes Fleisch und Blut haben, daß sie nur allein die schöne Seele an einem Mädgen lieben können. Ein Mädgen kann allerdings auf ihre Schönheit stolz seyn, die frommen Moralisten mögen sagen was sie wollen. Wenn Männer von Genie auf ihr Genie stolz seyn können, so können es die Mädgen auch auf Schönheit seyn, die Natur giebt beydes. Nach ihrer guten Art zu schliessen, kann ich auch beweisen, daß ein Engel, ein Eloa nicht mehr sey, als der elendeste Wurm, den ich mit Füßen trete, wenigstens, daß er nicht auf seine Vorzüge vor ihm stolz seyn dürfe. Die Natur ist eben so sparsam mit der ächten Schönheit, als sie es mit dem ächten Genie ist. Jeder Mensch hat sein besondres Ideal von Schönheit im Kopfe, und es ist nothwendig, daß die Schönheit subjektivischer Natur sey, denn sonst wäre die Welt schon längst ausgestorben, und es wäre ein wahres Unglück für ein Mädgen, schön zu seyn, wenigstens für ein solches, die keine Messalinen Seele

hätte. Es iſt mit der Schönheit, wie mit dem Genie; für den Bauer iſt Grethe eine bezaubernde Schönheit, und der Eulenspiegel das größte Genie. Vom Bauer bis zum Ariſtipp oder Crebillon ſteigt die Kenntniß der Schönheit und des Geniees von Grad zu Grad. Daher kann ein großes Genie nur von einem großen vollkommen empfunden und geſchätzt werden; daher kömmt es, daß ein Halbkopf einen Drittelkopf über ein Genie vom erſten Range ſetzt. Jeder Menſch hat ſeinen beſondern Gegenſtand, womit er ſich ergößen kann; es müſſen alſo Unvollkommenheiten in der Welt ſeyn, denn viele ergößen ſich nur an Unvollkommenheiten, und wer will deßwegen ihren Schöpfer tadeln! Voltaire ſagt:* Interrogez le diable, il vous dira, que le beau eſt une paire de cornes, quatre griffes et une queue; le beau eſt tres relatif, comme ce, qui eſt decent au Japon eſt indecent à Rome. Gott wollte die Menſchen glücklich machen, und er gab ihnen Seelen die verſchieden dachten; das ewige Einerley iſt verhaßt, und wir lieben die Leute, die anders denken, als wir; ein paradoxer Satz, aber dennoch iſt er wahr, obgleich alle Moralisten vom Anfange der Welt, bis ietzt das Gegentheil mit dem ſchönen Waidſprüchelgen: Gleich und Gleich geſellt ſich gern; behauptet haben. Wir intereſſiren uns für Perſonen in Tragödien, Comödien und Romanen, die ganz anders denken, als wir, ia wir lieben ſie oft heftig. Jeder, der einen beſondern originellen und launichten Character hat, macht uns auf ſich aufmerkſam, und wir pflegen uns ſehr gern mit ihm zu unterhalten; er betrachtet die mehreſten Dinge aus einem ganz andern Geſichtspunkte, als die

* In einem Buche, deſſen Titel abzuschreiben, bey manchen ſchon für eine Kezerey gehalten wird; der Herausgeber mag ihn alſo auch aus Furcht nicht abſchreiben; ein Kezer! o das iſt — — — —

übrigen Menschen; die natürliche Liebe zur Neuheit zieht uns hin zu ihm; und daraus läßt sich das Räthsel erklären, warum bisweilen Personen sich lieben, ja sich überaus zärtlich lieben, in deren Character doch ein himmelweiter Unterschied ist. Ich könnte Ihnen dieses aus hundert Geschichten beweisen, insbesondre aus den Schriften des großen Sterne, Fieldings, Wielands und Lessings. Es giebt freylich leider! auch in unsrer Christenheit eine gewisse Art von Japanern, die eine Ausnahme von diesem Satz sind; diese gewissenhaften Leute halten sich und dieienigen, so eben solche — Köpfe haben, für allein weise, und die Gedanken, die andere ehrliche Leute mit vielem Scharfsinn ausgedacht haben, für Eingebungen des leidigen Satans. Kurz sie sind Japaner; das ist Leute, die alle andern, so nicht Japaner sind, für Teufel halten. — Doch ums Himmels willen? wie bin ich hieher gekommen? verzeihen Sie liebste Amalia meiner ausschweifenden Einbildungskraft! Verzeihen Sie mir die große Frauenzimmerfünde, tiefsinnig zu seyn!

Sokrates sagte: ein schöner Körper verspricht auch eine schöne Seele; so gern ich die Schönheit erheben möchte, so muß ich doch gestehen, daß diesem Satz die Erfahrung sehr widerspricht. Ich will mich dadurch nicht zu den Spöttern gefallen, die dem Sokrates Schuld geben, er habe dieses gesagt, um desto sicherer vor der Verläumdung mit schönen Knaben und Weibern umgehen zu können. Ich habe Mädgen gekannt, die am Leibe Grazien waren, und dennoch Seelen von nicht allzu großer Schönheit hatten. Sie, liebste Amalia, wissen es, wie oft wir uns über die schöne R. c. verwunderten, wenn sie den Eulenspiegel oder die Vanisa las, und — mit Entzücken las; allein hier nenn ich Schönheit ein glattes Gesicht, eine zarte weisse Backenhaut, wodurch das Blut schimmert, schwarze Augen ohne

Seele, hohen Busen voll ruhigen Blutes, und kurz das regelmäßigste Geschöpf, wo alles in Hogarth's Schlangen- und Wellenlinien dahin schwimmt.

Aber es giebt noch eine andere Schönheit, woraus man auf eine schöne Seele schliessen kann. Jede Tugend und jedes Laster, ja bey nahe jede Wissenschaft, hat ihre besondern Züge im Gesichte; die Züge, so die Tugend dem Gesichte einprägt, sind überaus schön, ein häßliches Gesicht kann dadurch reizend werden; nun laßt die Tugend einem schönen Gesichte nach der obigen Art noch ihre geistige Geberde eindrücken, sollte ein schönes Gesicht voll solcher Mienen keine schöne Seele versprechen? und eine solche Schönheit meinte Sokrates. Laßt Wielande und Klopstocke die reizendsten Gemälde mit Poesie machen, diese Schönheit können sie nicht schildern; man kann sie sich nie in die Phantastie lesen, man muß sie von Menschen und Desern lebendig vor sich sehen; und dies ist die Schönheit, die die Herzen der Weisen samt ihrem Hirne anbrennt. Montagne (in seinen Versuchen) hat einige vortrefliche Anmerkungen hierüber gemacht; man muß sie heraus suchen, er plaudert seine Gedanken heraus, wie sie ihm einfallen; lesen Sie das 12. Kapitel im dritten Buche, da werden Sie viel gutes davon finden. Er sagt unter andern: *
Je ne puis dire assez souvent combien j'estime la beauté, qualité puissante et avantageuse. Socrate l'appelloit une *courte tyrannie*, et Platon, *le privilege de Nature*. Nous n'en avons point, qui

* Ich kann es nicht oft genug sagen, wie hoch ich die Schönheit schätze, diese mächtige und vorteilhafte Eigenschaft. Sokrates nennt sie eine kurze Tyranney und Plato, das Privilegium der Natur. Nichts übertrifft sie. Sie hat die Oberstelle in der menschlichen Gesellschaft, zeigt sich zuerst und verführt unsere Vernunft. u. s. w.

la surpasse en credit. Elle tient le premier rang au commerce des hommes. Elle se presente au devant, seduit et preoccupe notre iugement, avec grande autorité et merueilleuse impression. Phryne perdoit sa cause, entre les mains d'un excellent Advocat, si ouvrant sa robbe, elle n'eut corrompu ses Juges, par l'eclat de sa beauté. Et ie trouve que Cyrus, Alexandre, Cesar, ces trois Maitres du monde, ne l'ont pas oubliée à faire leurs grandes affaires. Non a pas le premier Scipion. Vn meme mot embrasse en Grec le bel et le bon. Et le S. Esprit appelle souvent bons, ceux qu'il veut dire beaux. Aristoteles sagt, das Recht zu befehlen, gehört der Schönheit; und wenn es Leute giebt, die so schön wie Götter sind, so muß man sie verehren.

Die erstere Schönheit bey einem Mädgen reizt zur thierischen Liebe, und die letztere zur himmlischen und platonischen; wenn die letztere in einem häßlichen Gesicht ist, so ist es möglich, daß sie die ganz reine platonische Liebe erzeugen kann; ist aber die letztere Schönheit mit der erstern verbunden, so muß sie thierische und platonische Liebe vermischt hervorbringen. Du Weiser mußst dein Herz an einem andern Fleckgen sitzen haben, wenn du sprichst, du liebtest hier rein platonisch! Stecke deine Hand ins Feuer und verbrenne dich nicht, und hungere an einer Tafel voll niedlicher Speisen! Kannst du es, so wollen wir dich von der Erde iagen, denn du bist hier nichts mehr nütze. Wär ich Laïs oder Phryne gewesen, wehe dir! Xenokrates. Erlauben Sie mir, liebste Schwester, da ich die thierische und platonische Liebe genannt habe, daß ich ein wenig mit Ihnen über die verschiedenen Arten der Liebe plaudern darf.

Erstlich also von der thierischen oder Rousseauischen. Sie

wissen, was dies für eine Liebe ist, Sie haben das Buch über die Ungleichheit der Menschen gelesen.

Die mehrsten Menschen sind mehr Thier, als Mensch, und folglich ist es auch kein Wunder, daß diese Liebe sehr häufig anzutreffen ist. Fielding beschreibt sie in dem Meisterstücke des menschlichen Verstandes, in der Geschichte des Thomas Jones; er sagt, sie wäre „das Verlangen, einen gefräßigen Appetit nach einer Quantität zartes und weißes Menschenfleisch zu sättigen; wie ein Fresser sagen kann, ich liebe dieses Gericht; so kann ein solcher Liebhaber sagen: ich hungere nach dem Mädchen.“ Solche Leute lieben nur mit einem Sinne, wie alle Thiere, der Unterschied allein ist, daß sie zu ieder Zeit lieben, wenn sie können. Mit Erröthen muß ich es sagen, daß dieses die Liebe der größten Weisen war und – noch ist. Kann man also wohl dem vortreflichen Dichter Beyfall geben, wenn er in seinem Antiovid singt:

Und du, zweydeutiges Geschlecht,
 Mit welchem Namen soll die Wahrheit dich benennen?
 Vielleicht hat Ucidal mit Recht
 Die Menschlichkeit bey dir in Zweifel ziehen können?
 Bildsäulen nennt man euch, wenn man euch tadeln will;
 Ach wärt ihr's nur, ihr würdet minder schaden,
 Und die Vernunft verlöhr an euch nicht viel.
 Doch nein, ihr seyd beseelt, Albinen ausgenommen,
 Habt ihr so was, das einer Seele gleicht,
 Im Schlummer der Natur bekommen,
 Nur was es ist, erräth sich nicht so leicht.
 So wandelbar ist Proteus nicht,
 Nicht der Cameleon, von dem die Wandrer lügen,

Pomona konnte nicht den Waldgott öfter trügen,
Als an euch Seele und Gesicht.

Doch! es war, zu ihrer Entschuldigung, etwas mehr als Hunger, wie ich im folgenden erzählen will. Diese Liebe entsteht mehrentheils aus einer elenden Auferziehung, Lesung wollüstiger Romane, Verführung böser Leute, oder besser — sie ist ein Stück von der Erbsünde. Dieser Trieb tobt in uns am mächtigsten, wenn wir unsrer Vernunft beraubt sind, der Schildwache wider unsre böse Neigungen und Begierden. Diese Schildwache wird aber veriagt, oder vielmehr eingeschläfert von der Trunkenheit, Musik und schlüpfrigen Romane. Von der Trunkenheit brauche ich es nicht zu beweisen; besoffen darf man nicht seyn, nein, nur berauscht; wenn man besoffen ist, so schläft Schildwache und Begierde; ein kleiner Rausch von Burgunder aber giebt der letztern Muth und Feuer.

Es wird mir sehr schwer mich zu überwinden, und die Musik, diese entzückende Kunst, als eine Feindin der Vernunft in diesem Falle anzuführen; allein so ist es. Freylich verstehe ich hierunter nicht die Musik einer Rotte Prager, nein eine solche, wie die, mit welcher Danae die Vernunft des Agathon von ihrer Post iagte; Sie wissen die entzückende Beschreibung derselben in diesem vortreflichen Roman, (warum soll ich nicht Geschichte sagen? ich kann diese Erzählungen, so wie die mehrsten von Fielding und Crebillon für wahrer, wenigstens für eben so wahr annehmen, als den ganzen Herodot, Polybius, Livius, Tacitus, Daniel, Rapin und Maskov; ich finde in den Romanen dieser Schriftsteller die Natur in ihren innersten Winkeln aufgesucht, und dort wie sie — oft den Augen des Pöbels — erscheinet). Ich wollte sie Ihnen herschreiben, wenn Sie nicht dieses ganze Kapitel mit mir auswendig gelernt

hätten. Der scharfsinnige Home sagt: die Musik mache die Seele leer; und Martin Luther hält sie für das beste Mittel wider die Leidenschaften. Ich will Ihnen meine Gedanken hierüber sagen.

Ich nehme gleich die Erfahrung zu Hülfe. Hören Sie Miß Sara Sampson oder Romeo und Julia aufführen, und nach dem fünften Act hören Sie die zärtlichste Musik von einem Tomelli oder einem andern Meister, der in der allgemeinen Sprache der Töne ein Sprachmeister ist, aber von Virtuosen spielen, die selbst fühlen können, was zärtlich ist; und wenn Ihnen nicht Seele und Herz aus dem Leibe schmelzen wollen, und wenn nicht fünfmal geläuterte Tropfen der Entzückung durch Ihre Nerven zittern, und wenn diese bittere Wonne, so Sie bey dem Tode Juliens gefühlt haben, Ihnen nicht — wie ein schweres Ungewitter die Nacht mit Blitzen schlägt — mit jedem starken Ton zehnmal heftiger wieder ins Herz zurück geschlagen wird, so — haben Sie entweder keine Ohren, oder — ich habe kein menschliches Gefühl. Die Musik reiniget die Seele von andern Leidenschaften, aber die Hauptleidenschaft bleibt sitzen, und diese nährt und verstärkt sie; es kommt freylich viel auf die Art der Musik an; eine kriegerische Musik wird freylich bey einem Verliebten nicht die Würkung thun, als eine wollüstige Operarie von Tomelli oder Galluppi, wenn sie noch dazu von einem reizenden Mädchen gesungen wird; oder eine entzückende Melodie, wornach eine Grazie im Tanze dahin schwimmt und bey ieder Bewegung Reize zeigt, die die Tugend nicht nur verwunden, sondern mit dem süßesten Gifte töden. Und eine solche Musik veriaget die Vernunft von ihrer Wache, gießt Tumult und Sturm ins Herz, und wenn Gelegenheit da ist, so kömmt der alte Adam geschlichen. Doch rede ich hier von Zuhörern,

die eine gute Anlage, einen ziemlichen Hang zur thierischen Liebe haben; ein halber Platoniker freylich wird haben —

über Sternen den Geist

doch auch — — — —

den Fuß im Staube.

Der Brief ist so lang, daß wir noch ein Stück damit anfüllen können, und dieses soll im künftigen geschehen.

Fortsetzung des vorigen Briefes.

Nun von der Liebe der Weisen, oder derer, die nach der allgemeinen Meinung aufgeheiterte Köpfe hatten.

Es ist doch wunderbar, daß beynahе alle grose Philosophen, Dichter und Künstler von den berühmten Zeiten Griechenlandes an durch alle Jahrhunderte bis auf die iezigen, sich nicht unter das eheliche Joch haben biegen wollen! die Geschichte aller Zeiten beweiset es. Unter den griechischen Weisen hatten nur Sokrates und noch einige wenige andere Weiber; und vielleicht heyratheten auch diese nicht aus ächten Absichten: Sokrates zeugte keine Kinder, und lernte die Redekunst und Politik bey Aspasien; kann man sich wohl noch verwundern, warum Kantippe mit ihrem nicht immer sokratischen Manne manchmal zankte? das System, so sich die Herren Epikur, Aristipp, Diogenes, Aristoteles und so gar der göttliche Plato von der Liebe machten, stimmt mit dem obigen Satz überein.

Zu den Zeiten des Augustus philosophirte man eben so; nur eine paradoxe Ausnahme von dieser Sekte machen Doid und Cicero, welche ihre Gemahlinnen — — in ihrer Verbannung — überaus zärtlich liebten.

Sie wiſſen die Sitten der Philoſophen in dem berühmten ſechszehnten Jahrhunderte, wo Leo der zehnte Pabſt war.*

Viele Frauenzimmer haben ſich ſogar zu dieſer Partey geſchlagen: Heloiſe und andere mehr wollten lieber Maitreſſen, als Weiber ihrer Abälarde ſeyn.

Aus dieſem moralischen Grunde, liebſte Schweſter, hätten Sie mir das Studium der Wiſſenſchaften verbieten ſollen, er überwiegt den phyſiſchen ſo ziemlich. Sehen Sie, wie offenherzig ich bin! ich gebe Ihnen die Waffen wider mich ſelbſt in die Hände! Gewiſſe Dinge müſſen uns angebohren werden, ich muß es nur wider meinen Willen geſtehen: gewiß iſt die Plauderhaftigkeit dem Frauenzimmer angebohren, hier fühle ich den Beweis in ſeiner ganzen Stärke.

Helfen Sie mir doch das Räthſel erklären, warum die Philoſophen nicht heyrathen wollen? Iſt ihre groſe Kenntniß der menſchlichen Natur oder ihre tief ausgeſonnene Theorie der Liebe daran Schuld, oder was iſt es? Thomas Morus ſagt: „Die Heyrath iſt eine ſeltſame Verbindung, man muß die ganze Lebenszeit mit einer vorgeblichen Helfte zubringen, die öfters die ſchrecklichſte Feindin iſt. Man muß allen Verdruß, allen Unfall der Ehe gemeinſchaftlich ertragen. Man kann deſwegen nicht Vorſicht genug brauchen. Die Liebe wird gar zu leicht kaltſinnig. Sie iſt meiſtens eine ſtroherne Flamme.“ —**

Ich behauptete, daß ieder Weiſe, wenigſtens einmal in ſeinem Leben, wenigſtens nur ein Paar Wochen platonisch verliebt geweſen iſt.

* Man ſiehe den Bayle hiervon.

** Der Herausgeber dieſer Briefe muß hier eine ſcharffinnige Stelle der Verfaſſerin unterdrücken, weil er befürchtet, es möchten einige Leute viel daran auszuſehen finden.

Diese Lebenszeit ist die erste Jugend, wo die Phantasie noch mit den feurigsten Lebensgeistern überschwemmt ist; wenn diese geistige Besserenheit (anders kann ich es nicht nennen) vorbei ist, dann entsteht eine gutartige Liebe, ein Mischmasch von platonischer, thierischer, menschlicher und vernünftiger Liebe. (Wenn man vernünftig hier brauchen darf.) Das thierische Ingrediens ist bey ihnen von der aus- gesuchtesten Delicatesse. Sie können es aus verschiedenen Schriften sehen, wie weit es die Griechen, Römer, Türken, Italiäner und Franzosen hierinnen gebracht haben; und diese bis zum schönsten Ideal ausgedachte thierische Liebe war nun, leider! das, was sie hauptsächlich suchten. Um sich einen Begriff davon zu machen, lesen Sie die witzigen Anmerkungen, so Bayle in seinem Wörterbuche unter den Titeln *Lais*, *Phryne*, *Leontium* u. s. f. ausgedacht hat.

Lais hatte ganze Armeen von Liebhabern: den Aristipp und Diogenes und andere Philosophen eroberte sie mit ihrer Schönheit und buhlerischen Künsten; man kann den Satz: *ad cuius iacuit Graecia tota fores*, bey nahe im wörtlichen Verstande nehmen. Man errichtete ihr Statuen; dieses ist wahrhaftig sehr viel. Das nannten sie mit Geschmack lieben, und hier holten die Philosophen ihre Weisheit.

Eine griechische Buhlerin mußte nach der Beschreibung, so man uns von ihnen macht, ein Frauenzimmer seyn, dergleichen man zu unsern Zeiten in allen vier Welttheilen wenige antrifft. Sie mußte die ausgesuchteste Schönheit, Witz, Feinheit des Geschmacks, Musik, Tanzkunst und die größten Reize im Umgange besitzen. Man darf aber doch auch nicht denken, als wenn die größten Weisen Griechen- landes und folglich der Welt blos um diesen thierischen Trieb zu stillen, zu ihnen gegangen wären, nein! das wäre Schande für die menschliche Vernunft! Sie giengen zu den Buhlerinnen, um

sich aufzuheitern, zu ergötzen, und zu vergnügen; es gieng oft ganz ehrlich zu. Sie mußten vor ihnen singen und tanzen, und sie mit ihrem Wize unterhalten; oft philosophirten sie gar, wie Epikur und dessen Schüler mit der Leontium. Einen Schatten von dieser Art Buhlerinnen trifft man noch in unsern Zeiten zu Paris und andern großen Städten an, bey welchen sich die größten Männer von ihren schweren Geschäften auf die nämliche Art erholen. Freylich ist die bloße thierische Liebe eine Pest für iunge Leute, sie machet sie zu edeln Thaten unfähig, zerrüttet ihren Körper und machet sie dumm; man sollte nie einem Jünglinge die schlüpfrigen Bücher, worin sie mit allzureizenden Farben gemahlt wird, in die Hände kommen lassen; sie töden die Tugend und verderben das Herz. Der Anblick eines französischen Lazareths wäre ihm gesünder.

Gebeut denn die Natur dem Viehe gleich zu werden?
 Verdammet sie den Geist, des Himmels großen Sohn,
 Gestürzt von seinem Götterthron,
 Zu Wärmern in den Staub der Erden?
 Die uns zu Menschen bildet, der Helden Schöpferin,
 Die Tugend raubst du dir, mit ihr die edeln Triebe
 Zum allgemeinen Wohl, die Großmuth, Menschenliebe,
 Und was uns göttlich macht.*

Wieland im Antiovid.

* Dieses vortrefliche Gedicht sollten alle süßen iungen Herrchen auswendig lernen. Doch zum Trost will ich Ihnen eine vortrefliche Stelle aus dem Agathon hier abschreiben:

„Wenn ihr ia lieben wollt oder müßt — — nun, so kömmt alles, glaubet mir, auf den Gegenstand an — Findet ihr eine Aspasia, eine Leontium, eine Ninon — so bewerbet euch um ihre Gunst, und, wenn ihr könnt, um ihre

Nun endlich komme ich auf die platonische Liebe. Diese ist die erhabenste und edelste Freundschaft. Sie hat ihren Namen vom Plato, weil er die Dame Archanasis auf das zärtlichste ohne Liebe liebte. So machte es zwar vor ihm auch Sokrates mit der Frau Periclesin, Aspasia; allein Plato schilderte sie so reizend in seinen Phantastischen Schriften, daß sie den Namen von ihm erhielt; sie bestehet eigentlich darinnen, daß man eine Person vom andern Geschlechte liebt, und nur ihre Seele liebt, ohne das geringste von einem thierischen Triebe gegen sie zu fühlen.

Bei Personen von einerley Geschlecht ist diese nämliche Zuneigung keine Liebe mehr, sondern nur Freundschaft. Die Platoniker müssen also auf die nämliche Art männliche und weibliche Seelen geglaubt haben, so wie es männliche und weibliche Körper giebt; und diese erhabene Redensart: unsere Seelen fliesen zusammen oder schmelzen in einander, will so viel sagen: sie begatten sich. Ich kann die platonische Liebe Ihnen ohnmöglich besser beschreiben, als sie ein Dichter besungen hat, der von ihr begeistert war.

Freundschaft. Die Vortheile, die ihr daraus für euren Kopf, für euren Geschmack, für eure Sitten — ja, meine Herren, für eure Sitten, und selbst für die Pflichten eurer Bestimmung, von einer solchen Verbindung ziehen werdet, werden euch für die Mühe belohnen“ — Gut! Aspasia! Ninons! die müßten wir im ganzen Europa aufsuchen — das rathen wir euch nicht; die Rede ist nur von dem Falle, wenn ihr sie findet — Aber wenn wir keine finden? So suchet die vernünftigste, tugendhafteste und liebenswürdigste Frau auf, die ihr finden könnet — Hier erlauben wir euch zu suchen, nur nicht (um euch einen Umweg zu ersparen) unter den Schönsten; ist sie liebenswürdig, so wird sie euch desto stärker einnehmen; ist sie tugendhaft, so wird sie euch nicht verführen; ist sie klug, so wird sie sich von euch nicht verführen lassen. Ihr könnet sie also ohne Gefahr lieben.

„Göttliche Liebe! — die unsre harmonischen Seelen
 Sich zu lieben, so zärtlich erschuf, und die himmlische Doris
 Deinem zärtlichsten Engel und seiner Schönheit nachahmtest,
 Und an der Brust der Jugend, die edeln unendlichen Triebe
 Zu vollkommner und geistiger Wonne dem Herzen einflößtest.
 Sie zu lieben erschuffst du auch mich, und gabest der Seele
 Ueberschwengliche Zärtlichkeit ein, gleichschlagende Triebe.
 Ein ätherischer Leib umfloß die werdenden Seelen
 Fern noch vom irdigen Leib. In deinen Armen o Liebe!
 Brachtest du sie mir lächelnd entgegen, die göttliche Doris,
 Blühend wie himmlische Auen, wie junge Seraphim zärtlich.
 Liebe! du weißt es, du sah'st es! was für Bewegungen fasten
 Unsere harmonische ganz zur Liebe gebildete Herzen,
 Da sie zuerst sich sahn, und von gleicher Empfindung erhoben
 Mit umfassenden brünstigen Armen sich Schwesterlich küßten,
 Da sie auf sanft vereinigten Lippen zusammen flossen
 Und sich ewig der Jugend und dir, o Liebe! gelobten.“

O! wenn Plato sie so glühend geschildert hat, so muß ich Griechisch lernen und ihn lesen. Sie mögen einwenden, was Sie wollen; — o wie reizend ist diese Liebe! o Phantasie! Phantasie! du bist es allein, die uns die Schmerzen dieses Lebens versüßet, und unsern Geist in Gegenden führt, wohin ihn die Vernunft nie führen kann! du erhebst den Geist von der Erden über Sonnen empor, in Gegenden, wo alles Himmel ist, die Vernunft zieht ihn wieder in Staub hernieder. Du bildest die schönen Seelen und machest Dichter, Mahler und Tonkünstler! Fort, ihr kalten Köpfe! O Plato! du führst den Beynamen des göttlichen mit Recht! denn die großen Köpfe aller Jahrhunderte haben sich mit dieser Liebe von Mensch-

heit zur Engelheit entzückt! Verzeihen Sie, liebste Freundin, meiner Verwirrung! nichts steckt leichter an! Plato ist der gefährlichste und entzückendste Philosoph für Frauenzimmer Seelen, er blendet und reißt unsere Herzen aus dem Leibe in andere Sphären hinüber! die platonische Liebe ist die süßeste Krankheit! eine Maladie der Engel! — —

Ich habe mich einige Stunden von meinem Schreibepult entfernt gehabt, um mich zu zerstreuen, sonst hätten Sie noch viele Schwärzmerenen lesen müssen. Die platonische Liebe, wenn sie ja existirt, wohnt nur bey Leuten von der ausschweifendsten Einbildungskraft und folglich nur bey der Jugend, so bald der Kopf nur ein wenig kälter wird, so verschwindet sie. Diejenigen, so etwa angesteckt sind, kommen gar nicht aus dem Labyrinth ihrer Imaginationen heraus, sie träumen und phantasieren sich Himmel und Seligkeiten vor, und alles in ihnen ist voll von wollüstiger Tugend: daher, wenn sie nicht bald davon curirt werden, artet sie in die sublimste Andacht aus. Petrarch ist ein Beweis davon, man lese einige seiner Sonetten. Die Musik und die Einsamkeit giebt ihr die stärkste Nahrung: dieses kann man aus den Beyspielen der Morgenländer sehen. Dies war die Liebe der Ritter und Feenromans. In Engelland und Italien ist sie noch jetzt anzutreffen.

Es ist gewiß, daß sie große Geister macht; aber diese großen Geister werden endlich Narren, sie zanken auf alle Freuden in der Welt und zürnen auf uns, daß wir nicht eben so halbe Rasende seyn können, als sie. Sie brennt das Gehirn an, wenn sie lange dauret. Doch kenne ich zum größten Glück oder — Unglück fast keinen ächten platonischen Liebhaber. Petrarch bekam endlich doch auch Hunger und stillte den Appetit so gut er konnte; dieser hat es am längsten

ausgedauert; leiden ist hier manchmal Wollust, aber nicht immer. Sie verschwindet mit der Zeit und ins besondere mit dem thierischen Genuße: denn da fühlt man wieder, daß man kein Engel, sondern ein Erdensohn ist und keinen ätherischen Leib hat. Man mag nun von dieser Art Liebe sagen, was man will; „sie bleibt doch in ihren Wirkungen sich allezeit selbst ähnlich. Sie erweitert ihre Forderungen so lange, bis sie im Besitz aller ihrer Rechte ist; und die treuherzige Unerfahrenheit ist am wenigsten im Stande, ihr diese Forderungen streitig zu machen.“ (Agathon.) „Sie sucht sich zwar auf eine weit zärtlichere Art zu sättigen, aber sie verlangt dennoch ihre Sättigung eben so sehr, als die gröbste von allen unsern Begierden.“ (Fielding.)

Die eigentliche Quelle, woraus diese Liebe entspringt, ist doch allezeit der thierische Trieb. Platoniker von der Art wie Plotinus, die sich schämen, daß sie gebohren sind, essen und trinken müssen und einen Körper haben, werden es freylich nicht zugeben wollen. Wir werfen unsere verliebten Blicke auf eine Person, die über unsern Stand erhaben ist, und mit der wir folglich nicht so vertraut, als wie mit unsers Gleichen umgehen dürfen; es ist ein vollkommener Widerspruch, platonisch verliebt in eine Person zu seyn, bey der wir alle Tage unsere Aufwartung machen können. Diese über unsern Stand erhabene und wenigstens für uns unzugängliche Person wird ein Engel in unserer Phantasie; ein einziges unbedeutendes Wort, so wir von ihr hören, ist Götterweisheit; gelingt es uns gar, einen Kuß von ihr zu erhaschen, o! — im Himmel sind wir — weit von der Erde — unsere ganze Seele ist Phantasie. —

Und so gelangen wir immer durch krumme Wege, nach und nach, kriechend, gehend, laufend, springend und hüpfend dahin, wohin unsere Reise vielleicht, wie des Sancho Pansa mit seinem Esel —

gehen sollte. Freylich ist das, was man unter Wegens genießt, weit entzückender, als was man am Ende empfängt, denn da ist keine Hoffnung mehr da, der Spasß ist aus. Es gehet den Platonischverliebten eben so, wie einem Jäger, der einen Hasen iagen will, und auf dem Wege ein Duzend Hirsche und eine Mandel Rehe erlegt — das Gleichniß gefällt mir nicht, ein anders! — es geht einem solchen, wie — mit einem, der, um Paris zu sehen, nach Italien reist — auch das gefällt mir nicht, hier will ich Ihnen eine ganze Reihe davon hersetzen, lesen Sie sich eins davon aus: — wie dem Columbus, der, um die Nordwestpassage nach Ostindien zu entdecken, die neue Welt erfand — oder wie einem, der, da er in die Komöde geht, um sein Zwerchfell zu erschüttern, die Seele erschüttert — oder, wie einem, der, um Griechisch zu lernen, den Homer — oder, um Rezerenzen aufzufischen, den Bayle, Helvetius, Volttaire, Rousseau* — oder wie ein iunger Augustinus die Bibel, um darüber zu spotten, liest — oder wie Philippi Liskoven; oder Z** R**; oder R** L**; oder R** W** um ihn zu recensiren — o! wenn ich ins Gleichnißmachen komme, dann kann ich nicht wieder aufhören!

Zu dieser Liebe muß man die Jugend anseuren; das ist der wahre Kunstgriff, wenn man schöne Seelen bilden will. Ein Herz, worinnen diese Liebe wohnet, ist vor allen Lastern sicher! dafür hat man nicht zu sorgen, daß sie das Gehirn anbrennt: denn wie ich Ihnen bewiesen habe, so kann sie nicht von allzulanger Dauer seyn.

Diese Liebe ist sehr furchtsam, wird durch die geringsten Kleinigkeiten befriediget und ihr Ausdruck ist einfältig, edel und erhaben: sie redet die Sprache der Empfindung, und ist niemals witzig: grose Gedanken, traurige und zärtliche Bilder bringt sie hervor.

* oder der Zuschauer, si parua licet componere magnis!

Dies iſt die Liebe, die faſt in allen Tragödien, Komödien, Romanen, den mehreſten Liedern von den Minneſingern an bis auf unfere Zeiten durchgearbeitet worden iſt, und noch verarbeitet wird. Viele Menſchen leben und viele ſterben davon: es iſt alſo wohl nicht un- dienlich, wenn man ihre Natur zu erforschen ſich bemühet. Und ſo viel davon. Ich habe ietzt ſehr nöthig, Sie, liebſte Amalia, um Ver- zeyhung zu bitten, ich habe mehr geplaudert, als ich mit Ihnen habe plaudern wollen. Ich habe auch wahrhaftig den Kopf ſo voll plato- niſcher süßer Grillen, daß ich nothwendig aufhören muß, ſonſt ſchrieb ich Ihnen noch einen ganzen Bogen voll Unſinn. Leben Sie wohl, Madame, und lieben Sie mich u. ſ. f.

Liebste Freundin.

Wir kommen in die Welt, um zu lieben, und so bald wir damit fertig sind, so bald ist es Zeit, daß wir wieder daraus wandern; ohne Liebe sich des Lebens zu freuen, ist eben so viel, als ohne Sonne, ohne Licht sehen zu wollen. Auf sie muß das System der menschlichen Glückseligkeit gebauet werden, und alle Philosophen, so es auf einen andern Grund gesetzt haben, machten Luftschlösser.

Die Geschöpfe sind wahrhaftig nicht würdig Menschen zu seyn, die die Pforten zum Eingange der menschlichen Glückseligkeit für die Pforten der Hölle ansehen;* sie sind närrischer als Don Quixot, der Windmühlen für Riesen ansah. Ihre Seele hätte ewig ein ons simplex ohne Ideen und Gedanken bleiben können. Ist es nicht mehr, als waldheimischer Unsinn, wenn man diesen schönen Körper, den uns Gott zu unsrer Glückseligkeit gab, um ihn nicht dazu zu brauchen, peiniget? Entweichet ihr unheiligen Verächter der Liebe aus meiner Phantasie! ich kann ohne Verdruß nicht an euch denken. Die ächten Platoniker in der Liebe sind ächte Narren. Dies ist die wahre glückseligmachende Liebe, wenn man Seele und Leib an der geliebten Person liebt, und diese Liebe ist unmenschlich, wenn man nur eins von beyden an ihr liebet. David und Grecourt, Plato und Plotin verdienten die Strafe Abälards.

Dieser wahren Liebe bedienten sich alle weisen Gesetzgeber um ihre Nationen glücklich zu machen; bey jedem entspringenden Staate brachte man dieses zuerst in Ordnung, und darauf wurde das übrige gebauet. Der Endzweck der Liebe ist Kinder zu zeugen, und sie und sich glücklich zu machen. Die mehrsten Gesetzgeber sehen die Menschen als Geschöpfe an, die mehr zum Bösen als zum Guten geneigt wären; daher setzten sie

* S. Bayle in seinem Wörterbuche die N. J. unter Pythagoras.

auch hier voraus, daß es solche unthierische und hölzerne Menschen gäbe, die ohne diese Absicht lieben könnten; dies ist der Ursprung der Ehe.

Ich kann Ihnen, liebste Schwester, die verschiedenen Arten von Liebe, ohne die Jungfräulichkeit zu verletzen, beschreiben, und auch über die Gattung, von der ich jetzt rede, werde ich meine Anmerkungen machen können, ohne mein keusches Herz zu bemakeln? Ich will es wagen; Niemand sieht es, wie ich hoffe, was ich Ihnen schreibe; und wir haben ja, wie Sie wissen, oft von ähnlichen Dingen miteinander gesprochen, ohne unrein geworden zu seyn.

Die Mannspersonen irren sich wahrhaftig sehr, wenn sie glauben, wir wären unter uns auch so sittsam, so ehrbarlich, züchtig und säuberlich; wir hätten immer so delicate Ohren, daß wir unter uns eben so über die geringsten Kleinigkeiten errötheten, als wenn wir in ihren Gesellschaften sind; sie würden große Augen und noch größere Ohren machen, wann sie manchmal etliche Frauenzimmer alleine von gewissen Dingen reden hören sollten. Der aufrichtige Montagne hat uns dieses schon lange vorgeworfen; er sagt mit Recht, es stünde nichts im Boccaz und andern bösen Büchern, das wir nicht alles besser wüßten; die Gelehrsamkeit steckte uns im Geblüte, und die vortreflichen Lehrmeister, Natur, Jugend und Gesundheit bliesen sie uns ein.

Lucian spricht in seinem Dialog von der Liebe: die Ehe wäre wegen der Erbschaften entstanden; allein ich bin hier nicht seiner Meinung; er sagt noch mehr in diesem Gespräche, was mir gar nicht gefällt; und insbesondere ärgere ich mich über das, was er den Philosophen einräumt. Vielleicht wollte er eine Satyre machen! allein man müßte hier den ehrlichsten Ernst für Ironie halten; er ist aber sonst nicht gewohnt, seine Ironie allzusehr zu verstecken.

Die Ehe ist das nützlichste Institut, so nur jemals ein Gesetzgeber machen konnte. Es ist wahr, es sind gewisse kleine Uebel damit verbunden, welche die Philosophen verleitet haben, auf andere Mittel zu sinnen, das menschliche Geschlecht fortzupflanzen; allein die Uebel der Ehe sind gegen die, so aus ihren Projecten entspringen, unendlich klein; Sie können diese Projecten alle in den philosophischen Republiken finden. Helvetius sagt, die Uebel würden alle verschwinden, wenn die Weiber gemeinschaftlich und die Kinder dem Staate gehörten; ich kann diesem grossen Weisen hier unmöglich Beyfall geben; das Wohl des Staates kann unmöglich bestehen, wenn man die kindliche und väterliche Liebe daraus verbannen will. Sie wissen, wie glücklich die Chineser sind, alle ihre Gesetze und ihr ganzes Glück beruht auf der kindlichen Liebe, und nächst dieser auf der Höflichkeit.

Wir finden auch kein Volk auf der Erde, bey welchem die Ehe nicht eingeführt wäre. Es giebt nun freylich verschiedene Arten von Ehen, bey den Türken ist sie anders, als bey den Christen; und überhaupt verändert sie die Natur schon nach den verschiedenen Erdstrichen. In den warmen Gegenden werden, wie einige behaupten wollen, mehr Menschen weiblichen als männlichen Geschlechts geböhren, als in den nördlichen; und in manchen Climates wird ein Mädgen im 8ten Jahre ihres Lebens mannbar, und im zwanzigsten ist sie schon unfähig, Kinder zu zeugen. Die zufälligen Gesetze des Ehestandes müssen folglich auch an solchen Orten anders seyn.

Die Gesetze der Ehe, oder überhaupt die Gesetze der Liebe müssen in einem Staate, der erstlich errichtet worden ist, ganz anders beschaffen seyn, als in einem schon policierten.

Ich habe hierbey einige Anmerkungen zu machen, die iedem Ver-

nünftigen bey den europäischen Gesezen einfallen müssen. Die Quelle, woraus die mehrsten Uebel der Ehe fliesen, ist die Unzer-trennlichkeit derselben; die dringendsten Ursachen, bey welchen selbst das Wesen der Ehe nicht bestehen kann, sind hier unzulänglich. Unsere Richter schreiben oft die Erklärung sehr billiger Geseze mit Blute. Selbst biblische Aussprüche werden von ihnen auf die grausamste und unbilligste Art gemißbraucht, ohne, daß sie bedenken, ob auch das daraus folge, was sie daraus herleiten wollen. Die Beyspiele, die ich anführen könnte, werden einem ieden ohnehin beyfallen.

Ist es wohl ein Wunder, daß es noch ietzt so viele Hagestolzen giebt? darf man wohl noch nach Gründen fragen, warum Philosophen und andere ehrliche Leute nicht heyrathen wollen? Wenn man den ersten Schritt ins Labyrinth gethan hat, so ist es unmöglich, sich wieder heraus zu winden; man muß durch Pfäzen, Sümpfe und Roth waden, und findet oft kein heiteres und gutes Dertgen wieder.

Unerträgliche Grausamkeit, Tollheit und Raserey, Unfruchtbarkeit und noch härtere Dinge sind oft nicht einmal hinlänglich, die Ehe bey uns zu trennen. Bey der Grausamkeit eines Ehegatten sagt man: die Dbrigkeit kann ihn schon zwingen es nicht zu seyn. Aber, welche Ehe! o wie wenig kennen solche Leute die Liebe! wie wenig müssen sie die Aufzuehung der Kinder durchstudiert haben! wie wenig muß ihnen das Wohl des Staates und die Glückseligkeit der Bürger an Herzen liegen!

Bey der Tollheit sagen die Herren weiter nichts, als: matrimonium est consortium omnis vitae; sie müssen die Logik gut studiert haben! Bey der Unfruchtbarkeit wissen sie gleich sehr fromme und heilige Reden anzubringen, sie schmücken sie mit den schönsten Beyspielen

von der Rebecca I. B. Moses am 25.; der Sara II.; der Rachel, 39; der Anna im Samuel, und der Elisabeth Luc. I. aus und sprechen, man sollte hoffen und harren, und Mediciner und Herz stärkende Mittel brauchen, und unterdessen verdirbt die beste Familie. Ich muß Ihnen hier noch eine vortrefliche Anmerkung meines geliebten Michel Montagne hersetzen: „Wir glaubten das Band der Ehen fester zu knüpfen, wenn wir ihre Trennung unmöglich machten; allein das Band des Willens und der Liebe hat um so viel nachgelassen, als der Knoten des Zwanges fester geknüpft wurde. Und umgekehrt, die Freyheit sie trennen zu können, erhielt sie so lange zu Rom in Ehre und Sicherheit. Die Römer nahmen ihre Weiber in Acht, weil sie sie verlieren konnten; und die völlige Erlaubniß der Ehescheidung machte, daß sich ihrer Niemand binnen fünfhundert Jahren bediente; quod licet ingratum est, quod non licet acrius urit.“ Die Türken und andere Nationen, so warm sie sonst in ihrer Liebe sind, erlauben bey der geringsten Gelegenheit die Ehescheidung; und die Ehegesetze sind bey ihnen schon so beschaffen, daß weder den Ehegatten, noch den Kindern Nachtheil dadurch wiederfahren könnte. Die zwote Anmerkung, so ich hierbey zu machen habe, betrifft die sogenannte Hurerey;* das ist, wenn ein unverheyrahtetes Mädgen einen Bastarden zur Welt bringet; dieses ist in manchen Ländern ein so großes Verbrechen, daß ein solches armes Mädgen dadurch ihre ganze Lebenszeit nicht allein unglücklich, sondern auch von solchen Personen verachtet und geschmähet wird, die tausendmal mehr Hurer und Huren sind, als sie. Die alten Griechinnen und Römerinnen waren hierinnen viel glücklicher, als diese armen Kinder; wenn man

* Man sehe die Schrift des Hrn. Delrichs nach, die von dieser Materie handelt.

ihre Schwangerschaft merkte, so sagten sie Upollo, Mars, Bacchus und insbesondere Zeus wäre Papa! Hatte ein iunger Herr das Glück, daß man ihm ein Kind vor die Thür legte, so war es ein Sohn oder eine Tochter der Frau Venus, der Musen oder einer andern schönen Götin; und iedermann hatte Hochachtung.

Es ist grausam und menschenfeindlich, wie man zuweilen mit einem solchen unglücklichen Mädgen verfährt! In manchen Orten muß sie Kirchenbuße thun, Geldstrafe geben, im Gefängnisse sitzen, und sich von Vater, Mutter, Geschwistera, Vettern, Enteln, Lanten, Basen, Schwägern, Freund und Feind, Schulmeister und Pfarrer aus- schimpfen und wohl gar halb tod prügeln lassen.

Der arme, muntere und germanische Bastard weint selbst voll zärtlichen Mitleids darüber, und verwundert sich, warum doch die Leute so um ihn herumstehen und zanken, und lächelt ihnen endlich Liebe ein.

Es ist kein Wunder, daß die verführten Mädgen sich so viele Mühe geben, sich die Frucht abzutreiben, und daß die tolle Barbarey des Pöbels sie zu der thränenvollen Grausamkeit bringet, den iungen Bastarden gar zu ermorden, und vielleicht dadurch einen künftigen Erasmus der Welt zu entziehen. Ein ieder von den wilden Richtern, die diesen Fehltritt so hart bestraft wissen wollen, sollte die Reisen des Lorenz Sterne lesen, insbesondere die Stelle, wo er mit dem Mädgen allein auf der Stube ist. Sie haben es empfunden, meine liebste Amalia, wie entzückend, wie hinreißend und wie philosophisch diese Erzählung ist!*

* Hier ist eine sehr lange Stelle von der Censur vertrieben worden, und die sehr vortreflich für gewisse Leute war; diese sind aber selbst Schuld daran, daß sie ihnen nicht nutzen kann; ich kann ihnen nun nicht helfen.

Die Liebe läßt sich eigentlich keine Gesetze vorschreiben; man kann etwas ohnmöglich mit Vernunft thun, was man nicht mit Vernunft thun kann. Warum soll man einen solchen Fehltritt so hart bestrafen; ist es denn ein so großes Verbrechen, einen Menschen dem Staate zu geben? Ferner giebt es auch gewisse Personen im Staate, die nicht heyrathen können, wenn sie auch wollten; theils können sie keine Kinder ernähren, und Standes mäßig erziehen, theils können sie wegen ihres Standes nicht heyrathen. Man muß also von diesen verlangen, sie sollen keine Menschen seyn, bey Strafe der Kirchensbuße und Unehrllichkeit; eine wunderliche Forderung! Man muß den Ehestand in Ehren erhalten, und Eheleuten allezeit mehr Ruhm ertheilen, als den Hagestolzen; aber dabey hat man doch nicht nöthig, ein Mädgen deswegen infam zu machen, wenn sie einen Bürger dem Staate liefert. Man mag ihr einen Strohfranz aufsetzen lassen, oder ihr sonst eine Strafe ertheilen, wodurch sie ausgelacht, aber nicht infam, unehrlich, und die Zeit ihres Lebens unglücklich wird.

Die Moralisten schreiben den Personen, so sich verheyrathen wollen, so viele Regeln vor, daß ich zweifeln muß, ob diese Leute auch wohl Fleisch und Blut haben? Ich habe schon oben gesagt, woraus die wahre Liebe entsteht; ich habe hier weiter nichts zu sagen, als wie sie verlohren geht; und wo die Modeliebe ihren Ursprung nimmt.

Die mehrsten Ehen kommen selten von der Liebe her; Geld und Ehrgeiz ist meistens die Ursache. Man heyrathet 1000 thlr. und nicht das häßliche alte Weib; man heyrathet die Ministerstelle und nicht die Maitresse. Ich will hiervon nichts sagen; diese Materie ist von Juvenalen bis auf Schwiften, und von diesem bis auf Rabnern und — ziemlich scharf verarbeitet worden; aber wie die wahre Liebe verlohren und erhalten wird, will ich noch berühren.

Die Flitterwochen ſind bekannt genug, und auch das ſo darauf folgt. Alle Weiber ſollten ein wenig Philoſophie verſtehen, ſo würden die Ehen nicht ſo unglücklich ſeyn. Auguſtinus ſagt zwar, (ich weiſ nicht in welchem Buche, kurz ich hab' es bey ihm geſehen,) wenn wir im Stande der Unſchuld geblieben wären, ſo würde es beſtändig ſo geſchehen ſeyn; allein er hat auch den ſaubern Geſellen Grecourt zu einem böſen Einfalle verführt. Vielleicht hat ihn mancher ſchon vorher gehabt, und Grecourt war nur der erſte, der es wagte ihn öffentlich zu ſagen. Ein Kind, das ohne Begeiſterung, Taumel, Aufwallung und Aufſprudelung gezeugt oder empfangen wird, ſoll, wie ich in ſehr philoſophiſchen Büchern geſehen habe, kein Genie und kein Feuer mit auf die Welt bringen; ſein Gehirn ſoll aus eben ſo dicken Theilen beſtehen, als ſeine große Fußzehe.

Anhang oder Anmerkungen zu den vorigen Briefen.

Vielleicht glauben einige von den Leſern oder Leſerinnen dieſer Wochenschrift, daß ich mich ſelbſt in ein Frauenzimmer verlarvt, und dieſe Briefe deßwegen geſchrieben habe, damit ich meine Meynung ſein verdeckt ſagen und mich dann ſelbſt auf eine ſophiſtiſche Art widerlegen könnte; dieſe Vermuthung hat viel Wahrſcheinlichkeit, indem die Briefe ſelbſt dem Charakter gewöhnlicher Frauenzimmer gar nicht entſprechen! Allein ſie wird wegfallen, ſobald ich Ihnen das Räthſel werde erklärt haben.

Dieſe zwei Damen hatten eine ganz ungewöhnliche Auferziehung; ihr Vater war ein Gelehrter vom erſten Range in Deutſchland; ein Jüngling von groſem Genie übernahm die Hofmeiſterſtelle bey ſeinen Töchtern, um in ſeinem beſtändigen Umgange ſich den Kopf

aufzuheitern. Sie hatten noch zween Brüder, und diesen und ihnen gab er fast den nämlichen Unterricht, weil sie es selbst verlangten; sie studierten mit diesen Geschichte, schöne Wissenschaften, Philosophie, und erlernten verschiedene Sprachen; und da die Jüngste mehr Vergnügen daran fand, so wurde die Älteste auch eher eine Frau. In dem vorigen Jahre starben sie alle beyde. — „Dies ist wunderbar“! werden Sie sagen; allein es muß Ihnen bekannt seyn, daß die Geschichte oft unwahrscheinlicher ist, als die Erdichtung. — Ich kann also desto freyer über ihre Gedanken urtheilen, denn sie sind todt, und lesen und hören's nicht, und nehmen es folglich auch nicht übel, wenn ich sie vielleicht widerlegen werde.

Ich habe die Briefe ganz mitgetheilet, weil ich kein Liebhaber von Chrestomathieen bin. Viele von unsern Lesern und Leserinnen werden sich freylich oft über Dunkelheit und Unverständlichkeit beklagt — weil viele unter ihnen nichts von Genie, platonischer und musarionischer Liebe wissen — oder vielleicht geärgert haben, weil sie die Gelehrsamkeit an einem Mädgen nicht ausstehen können.

Diesen letztern will ich gleich eine Anmerkung über die Gelehrsamkeit der Frauenzimmer mittheilen.

Ich verlange von keinem Frauenzimmer, daß es eine Dacier seyn soll; „wer war denn diese Frau“? — Gut, daß Sie darnach fragen! sie war eine Französin, die so viel griechisch und lateinisch konnte, daß sie in Athen und Rom, wie zu Hause bekannt war; „das ist viel“! freylich meine Herren! Allein jedes Frauenzimmer vom Stande sollte doch so viel Gelehrsamkeit besitzen, als erfordert wird, das Gedicht Musarion mit Geschmack — nein das ist zu viel — die Crebillonischen Romane — „was? wie? was? das wär' uns eben recht“! — nun! wenigstens den Hagedorn, Gleim, Uz und

Gellert zu lesen. Denn wenn eine Dame dieses nicht einmal kann, was soll sie in Gesellschaften machen? sie wird den witzigen Personen zum Spott, und den andern zur Last mit ihren Verläumdungen seyn! „was soll hier Verläumdung“? — Herr Frager! Ihnen dienet zur Antwort, daß die Unwissenheit — dies Wort ist doch ein bißgen höflicher als Dummheit — blos die Quelle ist, woraus das, was man kleinstädtisch nennt, fließet. Man kömmt in Gesellschaften zusammen, und die Unwissenden wollen doch auch nicht das Ansehen haben, als wenn sie stumm wären; man weiß nichts, womit man sich unterhalten könnte, als Neuigkeiten; das Lob anderer anzuhören, ist sehr verhaßt, wie Helvetius richtig bemerket; daher tadelt man lieber, um den Zuhörern angenehm zu seyn, und tadeln kann der dümmste Esel. Das sieht man an unsern Kunstrichtern von Profession, die Elendesten tadeln am meisten; der Weise tadelt selten, sondern sagt neue Wahrheiten, und lehret, wo andere blos spotten!

Es ist mehrentheils ein Beweis von der Unwissenheit der Mitglieder einer Gesellschaft, wenn sie sich mit nichts, als mit Tadel, Spott und Verachtung anderer unterhalten können; und dies ist eigentlich das kleinstädtische Wesen. Jede Person, und wenn es auch ein Bettler wäre, wird beobachtet, und insbesondere hat dieses Schicksal derjenige, den man für klug halten muß. Bey diesem verdammt und lästert man die unschuldigste Freude! Man verlangt von ihm nicht weniger, als Herrnhuther und Pietisten Sitten! Er soll weder Augen, Ohren, Nase, Mund, Hände noch Füße zu seiner Ergögllichkeit und Erholung von seinen schweren Geschäften brauchen; er darf nicht spazieren gehen, um frische Luft zu schöpfen, kein Concert anhören, nicht Tarot spielen, nicht tanzen, nicht lächeln, wenn er nicht Sünder, läuderlicher Freygeist und hundert Regernamen erhalten will; man muß wenigstens

die dumme Miene eines ägyptischen Gottes annehmen, die Augen niederschlagen, und die Hände falten bey dem Anblick einer Schönheit; wenn man den Beyfall solcher kleinstädtischen, öden, finstern, mürrischen Köpfe, solcher Zaunkönigsseelen haben, wenigstens für ihnen in Sicherheit seyn will! Mit dem Kleinstädtischen ist mehrentheils auch Bosheit verbunden, und dies ist das schlimmste; man muß große venetianische Brillen brauchen, wenn man nicht in ihre Netze fallen will. Ich, kraft meines Zuschaueramtes, muß — mit Zähren in den Augen, muß ich es bekennen, daß diese Kleinstädterey in meinem lieben Thüringen noch sehr häufig, und zwar, wider die Wortbedeutung, mehr in den großen als in den kleinen Städten angetroffen wird, und zwar mehrentheils bey solchen Leuten, die alle Stadien der Dummheit absolviert haben.

Sehen Sie, mein Herr, alles dieses folgt aus der Unwissenheit des Frauenzimmers! denn dieses machet doch nach unsern Sitten allezeit den vornehmsten Theil der Gesellschaften aus. Daher kommen ferner unsere barbarischen Karten- und Hazardspiele; die den alten aufgeheiterten Nationen völlig unbekannt waren; nichts ist unerträglicher, als die Langeweile, und immer kann man doch auch nicht verläumdern. Ich verlange daher von jedem Frauenzimmer vom Stande, Kännntniß der französischen und italiänischen Sprache, der schönen Künste und Wissenschaften. „Warum denn eben französisch, ist es nicht genug, wenn es deutsch kann“? — Nein mein Herr! wir haben im Deutschen noch wenige Frauenzimmerschriften; wir haben nicht mehr, als einen einzigen guten Roman, der noch dazu nicht für Frauenzimmer, sondern Aristippe und Crebillone geschrieben ist; und keine Nation ist hierinnen reicher, als die Franzosen. — „D, mein Herr Zuschauer! sie sind alle übersetzt“! daran dachte ich nicht, Sie

haben wahrhaftig recht mein Herr! sie sind alle sehr gut travestirt — „und warum denn italiänisch“? weil jede vornehme Dame billig sollte singen können; und die italiänische Sprache ist doch die musikalischste in der Welt. „Das kann sie, ohne daß sie dieselbige zu verstehen braucht“! Mein Herr Antianmerker! ein solches Frauenzimmer schätze ich deswegen, oder was diese Sache betrifft, eben nicht höher, als meine Amsel, die mir alle Morgen die Melodie eines Liedes pfeift! „Aber mein weiser Zuschauer, wie wird denn das Hauswesen bestehen, wenn die Frau mit nichts, als Romanen, witzigen Schriften, Operarien und Tänzen beschäftigt ist“? O mein weitaussehender Herr Frager, wer hat denn gesagt, daß sie mit nichts, als Romanen u. s. f. beschäftigt seyn sollen? wie Sie doch die Worte verdrehen können! sie sollen sich damit nach vollendeten Geschäften vergnügen und ergötzen; ein solches Frauenzimmer wird weder ihrem Manne, noch ihrer Familie zur Last leben; die schönen Künste und Wissenschaften verfeinern die Sitten; das zänkische, grobe, filzige Wesen wird verschwinden, und der schlimmste Ehemann muß mit einer solchen Ehegattin einträchtiglich und friedlich leben können, und die Auferziehung der Kinder! — o mein Herr! das wichtigste hätt' ich bald vergessen! wird unverbesserlich seyn.

Die griechische, römische und überhaupt alle todte Sprachen gehören nicht für das schöne Geschlecht! was sie davon zu wissen nöthig haben, können sie aus französischen Uebersetzungen lernen. Ich bin deswegen mit dem Hrn. Hofmeister meiner zwei Damen gar nicht zufrieden, daß er sie mit dem Petron, Catull und Martial bekannt gemacht hat! So viel zur Nachrede! Freylich hätte es Vorrede seyn sollen; doch meine Herren! Boileau, wie uns die Anekdotengeschichte sagt, machte auch allezeit den zweeten Vers vor dem ersten;

und das war doch auch ein gelehrter Mann, wie Sie wissen werden! Nun folgen die Anmerkungen.

Seite 100 [160] sagt das Frauenzimmer: „ein gelehrter Mann darf kein gelehrtes Mägdgen heyrathen, sonst kommen Mißgeburten in die Welt“. Der Gedanke ist erslich nicht frauenzimmerhaftig! allein es sind ia Schwestern, die aneinander schreiben; die Leserinnen, so Schwestern haben, werden hierwider nichts einwenden, wenn sie Gewissen und Wahrheitsliebe haben. — Dann ist er auch nur halb wahr; nämlich nur in dem seltenen Falle, wenn der Gelehrte mit seiner gelehrten Frau die halbe Nacht tieffinnig gewesen ist, und dann — ist er wahr! Das Unglück ist überhaupt nicht zu besorgen, denn den Brodgelehrten schadet dieses nicht.

S. 101 [160]. „Die Schriftsteller sind Thoren, so für die Nachwelt arbeiten, und nicht für ihr Jahrhundert; das Lob und der Ruhm ist der Sporn des Geniees und die Belohnung für Meisterstücke; das Lob der Nachwelt können wir nicht genieffen, und folglich ist es keine Belohnung“. Zum Unglück muß ich gestehen, daß dieser Satz wahr ist; allein ich muß doch noch dabey erinnern, daß ein großes Genie vor seinem Publikum entweder als vor einem Göttergericht erscheint, oder als ein Gott für arme Sünder; es müßte denn ein solches Publikum seyn, das unschuldig ausgedachte Sätze mit dem Feuer bestraft; ein wildes, unzäumbares Genie wird sich aber auch daraus nichts machen; und folglich ist dieses Unerfrochenheit und Muth, und gar keine eigentliche Thorheit; Unvorsichtigkeit kann es ein Politikus nennen. Diese Eigenschaft ist dem Genie wesentlich; Hercules kämpfte mit Riesen, und Erasmus mit Dummköpfen; solche Leute denken über ihr Jahrhundert hinaus, und es ist gut, daß der Himmel solche Seelen auf die Erde herabkommen läßt.

S. 103 [162]. Rousseau verdiente längst widerlegt zu werden; es wundert mich, daß es die Stutzer von Frankreich nicht gethan haben. Rousseau muß ein großes Genie seyn, man kann es wenigstens daraus sehen, daß er kühn genug war, in Frankreich zu schreiben: die Weiber haben kein Genie. S. 104 [162]. Quarrt muß entschuldiget werden; man muß die Zeiten und die Nation im Sinne haben, wo er geschrieben hat, wenn man ihn liest. Er mußte Unsinn schreiben, um nicht verbrannt zu werden! ein betrübter Umstand!

S. 106 [163/4]. Diese ganze Seite ist sehr boshaft! tantaene animis coelestibus irae?

S. 107 [164/5]. Hier macht die Verfasserin über den Unterschied der Köpfe die Anmerkung: „Die Natur giebt uns etliche Pfund feine subtile Materie in unsern Kopf, die wir mit unsern Sinnen zu Genie verarbeiten müssen; der ganze Unterschied ist, daß der eine ein wenig subtileres Gehirn und bessere Sinnen hat, als der andere“. Dies ist kein Materialismus meine Herren! wie Sie zu glauben belieben! Unsere Ideen haben wir nun doch einmal alle im Gehirne — oder besinnen Sie sich, daß Sie in andern edlern Theilen Ihres Leibes dergleichen haben? Nun, wenn wahr ist, daß ohne Ideen kein Genie seyn kann, so muß auch in verschiedenem Gehirne verschiedenes Genie stecken; denn fragen Sie nur Hallern oder Albinen um Rath, die werden Ihnen sagen, daß wenigstens unsere sinnlichen Ideen materiel sind. Aber aus allen diesem folgt doch nicht, daß die Seele selbst körperlich sey; denn Sie, meine Herren, und ich auch wissen die Demonstration, daß Materie nicht denken kann, sehr gut; Sie können sie vielleicht besser wissen, allein ich bin schon damit zufrieden, daß ich sie sehr gut weis. Daß unsere Ideen im Gehirne stecken, und daß

dennoch die Seele ein einfaches Ding ist, können wir armen Sterblichen nicht begreifen; den Blick in unsere Seele

Caliginosa nocte premit Deus

Ridetque, si mortalis ultra

Fas trepidat.

Weber Plato, noch Galenus haben ihr Wesen ergründen können; und nichts ist wunderlicher, als wenn man aus ihrer Einfachheit allein auf ihre Unsterblichkeit schliessen will, oder vielmehr aus der letztern auf die erstere. Mir armen Zuschauer geht es eben so, wie allen alten Kirchenvätern, die sich kein ens simplex mit ihrer einfachen Seele denken konnten; es ist wunderbar, daß ein einfaches Ding nur zusammengesetzte und nicht einfache Dinge denken kann! Wir kommen hier nicht weiter, und wenn wir noch so sehr grübeln. Plato schwärmt, Moses Mendelsohn ist hier ein weiser Sophist, und Voltaire baylisirt; Crusius pantagruelisirt: Wolf demonstirt, als wenn die Seele ein magister matheseos wäre, und Lavater macht aus ihr, was man verlangt; wenn wir auch einmal glauben damit weiter gekommen zu seyn, wehe uns dann! Das ist der beste Rath: Suche in der Schrift, erwarte den großen Lehrer Tod, falle nieder und bete Gott an!

S. 130 [167]. Hier spottet die Verfasserin auf die Frauenzimmerbriefe; allein die Frauenzimmerbriefe sind es nicht allein, von denen man nur sagen könnte: sie sind mit einem witzigen Nichts, Verläumdungen oder Plaudereyen von nichtswürdigen Sachen angefüllt; man kann es leider! auch von den Briefen unserer Gelehrten sagen; die Erfindung der Posten hat gleichen Nutzen und Schaden mit der Erfindung der Buchdruckerkunst. Mancher arme Gelehrte, insbesondere ein Mann, der berühmt ist, muß sich mit Briefen bestürmen lassen;

er muß sich das einfältigste Gewäsch, die unverschämtesten Complimente, und oft die unbeträchtlichsten Neuigkeiten mit großen Pomp von Worten erzählen lassen; und zum Unglück, wenn er nicht als unhöflich und grob will verschrieen werden, wieder antworten, und zwar einen sehr weisen Brief auf einen sehr närrischen schreiben, wenn er seine Weisheit nicht verdächtig machen will; denn es giebt Correspondenten, die mit ihren erbettelten Briefen so sehr prahlen, daß sie nicht anders, als mit einer Briefftasche ihre Freunde besuchen. Die Anekdotenträgeren ist ein Beweis, daß wir nach und nach wieder in die Barberen linksam machen. Unsere gelehrte Zeitungen sind oft weiter nichts, als russische Nachrichten von den Niederlagen der Türken.

Die Verfasserin fängt auf eben dieser Seite an, einen Panegyricus auf die Liebe zu halten, man muß ihn ihr als einem Frauenzimmer zu gut halten; wenigstens bey der Stelle hat sie recht, wo sie mit Popen sagt: ein Herz ohne Liebe ist todt, wie eine Gegend ohne Winde.

S. 132 [169]. „Es ist völlig falsch, wenn einige Moralisten sagen, die Vollkommenheiten einer Person reizten uns zur Liebe“; es ist nicht so völlig falsch, Mademoiselle! — allein sie hört's doch nicht! — die Vollkommenheiten müssen freylich relativ seyn; eine Person ohne Vollkommenheiten zu lieben, ist aber doch wohl auch ein Widerspruch! freylich ist dennoch oft ein Dhngekehr der Grund der Liebe, eine halb-gesehene Vollkommenheit.

S. 133 [169]. Das Mädgen verlangt hier ein wenig zu viel, wenn es eben so sehr auf seine Schönheit stolz seyn will, als ein Mann auf sein Genie. Das Genie kostet ein wenig mehrere Mühe, gar viele Nachtwachen; das leichtsinnige Kind widerspricht sich selber, vorher sagt

es: wir müssen die etliche Pfund subtile Materie zu Genie verarbeiten; und nun: die Natur giebt es. Man findet doch allezeit in der Welt, daß die Frauenzimmer flüchtiger sind, als die Mannspersonen. Sie hat aber dennoch darinnen recht, daß die Moralisten Narren sind, die von den häßlichen Weibern verlangen, sie sollen dem Himmel noch danken, daß sie nicht schön sind, denn sonst würden sie nicht so keusch seyn! Auf die nämliche Art kann eine Raze Gott danken, daß er sie nicht zum Menschen gemacht hat, weil sie da ihre Freyheit mißbrauchen könnte. Schönheit bleibt allezeit das Privilegium der Natur.

S. 134 [170]. Auf dieser Seite ist ein ziemlicher Wirrwarr von Schlüssen. „Wir lieben die Leute, so anders denken, als wir“; der Satz ist nur halb wahr; sie macht selbst die Einschränkung: wenn sie einen besondern originellen und launichten Charakter hätten.

S. 141 [175]. Die Verfasserin hat hier noch den größten Verführer zur Unkeuschheit vergessen, nämlich ein wollüstiges Gemählde. Eine Leda mit dem umflügelnden Schwan — eine Venus im Bade, oder im Netz mit dem kämpfenden Mars — oder ein Gemählde im Gotterischen Geschmack — lauft davon, arme Kinder! es brennt.

Zum zehnten Stück hab ich nichts anzumerken, weil die Verfasserin mehrentheils recht hat, und weil einige Leser sich vielleicht beschweren möchten, ich machte ihnen noch unverständlichere Anmerkungen über ihnen unverständliche Sachen. Nur noch eine einzige muß ich machen.

S. 148 [179]. „Diogenes war ein Liebhaber der Laiz, und zwar verstattete sie ihm den Zutritt umsonst“. Ich bedaure die arme Verfasserin, daß sie die ächten griechischen Dialogen des Diogenes nicht hat lesen können, und insbesondere die entzückenden Kapitel von der

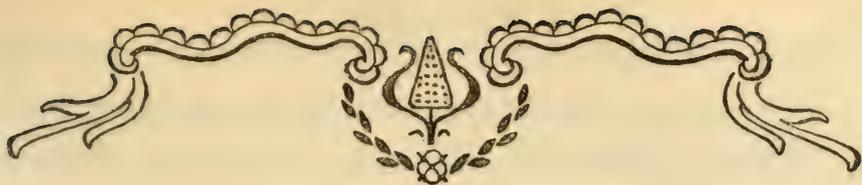
Liebe des Diogenes mit der Laidion oder Glycerion, einer Tochter der schönen Lais; hier ist die Liebe eines Weisen, so wie in Musarion, bis zum schönsten Ideal ausgedacht, und die ächte griechische Liebe abge schildert worden; wir fühlen hierbey, daß wir keine Griechen, sondern Deutsche sind; so wie ein platonischer Liebhaber bey dem Genuß der thierischen fühlt, daß er kein Engel, sondern ein Mensch ist. Nur von dem Vorwurf muß ich hier noch den Diogenes befreyen, daß er Mutter und Tochter zu gleicher Zeit geliebt hätte; die Alten selbst beschreiben uns zwei Bühlerinnen, davon iede Lais geheissen hat; wenigstens muß man dieses annehmen, wenn man die Stellen der alten Autoren von der Lais vereinigen will.

Zum eilften Stück wag ich es nicht Anmerkungen zu machen, ich unterwerf' es samt meinen jezigen Anmerkungen dem Urtheil der Leser.

Ausser zur 171. [193.] Seite muß ich eine einzige machen; die Verfasserin sagt: „aber wie die wahre Liebe verlohren und erhalten wird, will ich noch berühren“. Diese Berührung hat die hier ein wenig zu strenge Censur nicht erlaubt; die Verfasserin erzählte das philosophische Gesetz, so Lykurg, diesen Endzweck in der Ehe zu erhalten, den Spartanern gab; (nämlich Mann und Frau mußten einander verstoßnerweise ehelich beywohnen) und suchte es auf unsre Sitten anzuwenden. — Ich habe dieses nur deswegen angemerkt, damit die durch die Censur verursachte Unordnung nicht allzusehr unordentlich ist.



Musikalische Dialogen



Leserinnen und Leser!

Ich bin noch ein Jüngling und kaum zwanzig Jahre alt. Verzeihen Sie —

„O mein Herr! wir sehen nicht auf den Verfasser, er mag berühmt oder nicht berühmt — vornehm oder nicht vornehm — alt oder jung — arm oder reich seyn; sondern wir sehen auf die Schrift! wir sind Menschen ohne Freunde und Feinde; wir denken nicht, wie — unsre Lehrer; wir denken nicht, wie Deutsche zu denken pflegen; wir haben keine verwachsenen Köpfe, die sich eher verbrennen ließen, als von ihren Meinungen abzugehen; wir prüfen alles mit Vernunft, und werden Ihnen beweisen, wo Sie recht oder unrecht haben!“ —

„Nonum prematur in annum! Lassen Sie Ihre Schrift neun Jahre liegen, Herr Autor!“

Nicht à la Montagne!

„Was geht es uns an, ob Sie alt oder nicht alt sind! Was geht das uns an? Montagne hatte das Recht allein, à la Montagne zu schreiben.“ —

„Sie sind ein Jüngling? Es ist mir lieb, daß Sie uns das sagen!

Wir fällen schon zum Voraus ein gütiges Urtheil von Ihrem Buche. Ein Jüngling! Welche süße Gedanken erweckt dieser Name in unsern Herzen, Jüngling! — Sie sind uns lieber, als Mann und Greis, wenn Sie nur einige von den Eigenschaften haben, die wir an Jünglingen lieben. O wären Sie feurig! blühend in Ihrer Schreibart! voll von gewagten und kühnen Gedanken! bisweilen ein wenig unbesonnen! beißend, witzig bei denen, die sich für große Philosophen halten, und — wären Sie leichtfertig genug, mit Crevillonischen, Lafontainschen, Grecourtschen, oder überhaupt mit solchen naïv schalkhaft gesagten Jünglingsgedanken uns zu zwingen, Ihre Schrift verstohlen und heimlich zu lesen, dann würden Sie das für unsere Seelen werden, was ein wohlgemachter Jüngling und ein schönes Mädchen für Leib und Seele ist! Wenn Sie nur einige von diesen Eigenschaften haben, so wollen wir bei Ihren Fehlern die Finger vor die Augen halten. —“

„Sie sind ein Jüngling, und schreiben Dialogen über die Weisheit? Zu welcher Klasse von Philosophen wollen Sie sich zählen lassen? Denn jeder Jüngling muß noch Anhänger und Schüler seyn. Sind Sie — — — — — Anhänger? Das müssen Sie uns sagen, eher können wir Sie weder loben noch tadeln! — Sie können von Glück sagen, wenn Ihnen Ihr Genius eingegeben hat, die arithmetische Musik zu vertheidigen! Denn dann werden Sie durch uns gelobt, und aufgemuntert, ferner in Ihren musikalischen Rechnungen fortzufahren.“

O meine Herren (denn die Besten waren gewiß keine Damen), lassen Sie mich doch zum Worte kommen. Ich kann Ihnen allen nicht auf einmal antworten, da Sie so verschiedene Betrachtungen und Lehren bei dem offenerzigen Bekenntnisse: Ich bin ein Jüngling —

gemacht und gegeben haben. Erlauben Sie mir ein wenig partheiisch zu seyn! Ich bin ein Jüngling, dem nicht alle — Mädchen gleich wohl gefallen. Ich habe leider mein natürliches Herz noch nicht so sehr mit der Moral todtheizen und dazu zwingen können, alle Menschen wie mich selbst zu lieben; das ist verdollmetscht — alle Menschen mit gleichem Grad der Liebe zu umarmen. — Ich könnte zwar zu meiner Vertheidigung den Ort anführen; dieser sagt: du darfst niemand so sehr als dich lieben, denn niemand hat dir so viel Dienste erwiesen, als du dir selbst — Allein dieser Mann war gar nicht fromm! Man kann leicht daraus einsehen, wie tief er noch im Argen versunken war, er sollte aus — drei Mädchen sich nehmen, die ihm am besten gefiel, und er nahm — was meinen Sie wohl — alle drei! — Doch ich darf nicht zu weitläufig seyn!

Kurz, ich antworte denen zuerst, deren Betrachtungen mir am besten gefallen haben, die sagten: — es ist uns lieb, daß Sie noch Jüngling sind.

Fleisch und Blut ruft bei mir, wie Shakespears Bastard: Natur, du bist meine Göttin, dir will ich dienen! und der Geist antwortete denen zuerst, die am ärgsten schrieen, die du am ersten hörtest: das thu' ich nicht! O junger Herr! ruft, spricht Fleisch und Blut der Geist: — wie wird es dir ergehen! so renn' in dein Verderben! ich habe dir's gesagt! ich habe dich gewarnt! so renn' in dein Verderben! —

Meine liebsten Mädchen, Damen und Jünglinge! — das sind Sie — ja das sind Sie! — Es wäre ein Wunder, wenn niemand gewiß das öffentlich sagen könnte; heimlich denken's alle niemals, aber sagen dürfen sie's wohl, daß Sie gern die Schriften der Jünglinge lesen —

Meine liebsten Mädchen, Damen und Jünglinge, Ihnen mit dieser Schrift Vergnügen zu machen, und Sie bisweilen zu unterrichten — (verzeihen Sie dieß unbesonnene Wort, ich bin so bequem, daß ich nicht gern austreiche, was ich einmal geschrieben habe!) — war meine Hauptabsicht.

Ich glaube, daß diese Dialogen den mehrsten verständlich seyn werden; sollten einige unter Ihnen seyn, die sie nicht verstünden — Ich, sage kein Wort mehr davon und empfehle mich allen.

Sie fordern Grecourtsche, Crebillonsche und — — — ische naive Gedanken — O meine lieben Frauenzimmer, Sie verlangen zu viel von einem deutschen Jünglinge als Autor! Unsre Moral ist hart, sehr hart! strenge, sehr strenge! Unsre Moralisten erlauben zwar die Priaperien Petrons, Catulls, Martials, Anakreons, Aristophans, Ovids, u. s. f. (Das sind sechs Schriftsteller der Römer und Griechen, die die Lehrer der Bosaze und Grecourte waren, und sie weit im Bosazischen übertreffen!) Diese erlauben sie alle zu lesen, Tag und Nacht sie zu studiren, wie ein heiliger Kirchenvater Chrysostomus den Aristophan. Allein im Deutschen können sie nicht erdulden, was sie im Griechischen und Römischen mit Entzückung lesen. Wenigstens öffentlich! — Heimlich lesen sie ihre Schriften von der Art mit der größten Begierde; sie verschlingen sie! Unsre Moralisten sind die größten Heuchler! es ist keinem zu trauen. Sie müssen aber auch Heuchler seyn, wenn sie den gewöhnlichen Charakter eines strengen Moralisten behaupten wollen. Von solchen Gedanken darf ich nicht viel in meine Schrift bringen; wenigstens müssen sie sehr versteckt seyn, daß sie solche nur allein finden können. —

Nun zu den Männern ohne Freunde und Feinde ein Paar Wörtchen! Ich bedaure es von ganzem Herzen, meine Herren, daß ich weder

Ihr Freund noch Feind seyn kann, da Sie weder Freunde noch Feinde haben können. Ich will aber doch einmal die Sätzchen ein wenig betrachten, die Sie mir zu sagen die Gütigkeit gehabt haben.

1) „Wir sehen nicht auf den Verfasser, er mag berühmt oder nicht berühmt seyn.“ — O schämen Sie sich, eine solche weltbekannte Unwahrheit als Wahrheit mir ins Gesicht zu sagen, mir! der ich Sie so gut zu kennen die Gelegenheit gehabt habe. Sie mit Erfahrungen und Beispielen zu widerlegen, würde zu beleidigend seyn; allein die Hand aufs Herz! — Sehen Sie nicht gleich nach dem Namen und dem Charakter des Verfassers, wenn Sie ein Buch in die Hände bekommen? Ist einer als witziger Sinndichter berühmt, und Sie bekommen einige Sinngedichte von ihm zu censiren, und wenn sie Spizen hätten, wie Schüsseln, sie müßten martialisch seyn alle, keins ausgenommen. Ist einer als ein guter Dendichter bewundert worden: wer von Ihnen untersteht sich, eine neue Ode von ihm zu tadeln? Ist einer als Satyrenschreiber berüchtigt, und wenn er das fadeste Zeug in die Welt schickte, er muß Swift und Buttler, Horaz und Pope und Boileau, Juvenal und alles seyn. Wie vielmal sind Sie nicht mit falschen Namen hintergangen worden? Schreibt gar ein Herr von etwas — Gott! welch ein Lärm ist dann!

2) „Alt oder jung“ — Das ist nicht gut, daß Sie nicht darauf sehen! Allein ich muß Ihnen antworten, daß Sie nur gar zu sehr darauf sehen. Denn den alten Skribenten beten Sie nach, und den jungen bringen Sie in die gewöhnliche Fuhrstraße, wenn er auf den Helikon steigen und einen Besuch beim Apollo, den Musen und Grazien machen will.

3) „Arm oder reich!“ — Ich weiß nichts von reichen Skribenten. In Deutschland giebt es keine reichen Skribenten. Darauf kann

ich Ihnen nicht antworten. Was aber den armen betrifft: so suchen Sie es mit allem Fleiße dahin zu bringen, daß er nie reich werden kann.

4) „Wir denken nicht wie unsre Lehrer!“ Warum schreien Sie aber so sehr, wenn ein Autor etwas neues sagt? Warum verkehren Sie ihn? Warum holen Sie Responsa von allen theologischen Fakultäten?

5) „Wir denken nicht, wie Deutsche zu denken pflegen.“ — Sehr lieb wäre mir das! Erinnern Sie sich an das Sätzchen, wenn Sie die Recension zu diesen Dialogen machen wollen.

6) „Wir prüfen alles mit Vernunft!“ — Meine Herren, Sie sind zu sehr Kunstrichter, wenn Sie alles mit Vernunft, mit kalten Köpfen recensiren! Also kann ein Sophokles, ein Shakespeare, ein Voltaire keine Leidenschaften in Ihnen erregen? Wie bedauere ich Sie, daß Ihnen die Natur das Herz versagte! Allein Sie widersprechen sich beständig; Sie sagen immer, man muß sich in die Lage der handelnden Personen setzen, sich mit der ganzen Phantasie hineinsetzen. — Ich empfehle mich Ihnen, wenn Sie auch nur das thun sollten, was Sie versprochen haben. —

„Nonum prematur in annum; lassen Sie Ihre Schrift neun Jahre liegen!“ — Das ist zu arg, mein Herr! Neun Jahre sollen die Kinder der Seele Zeit reif zu werden brauchen, als die Kinder vom Weibe geboren? Neun Monate nach der Ausrechnung der Kirchenväter, welche dies Ding gar gut verstanden, und nach der gutherzigen Rechtsgelehrten Meinung sind schon sieben Monate bei diesen hinlänglich, und Sie verlangen bei den Kindern des Geistes neun Jahre?

Im Ernste! Nichts wird von den Herren Kunstrichtern mehr gemis-

braucht, als diese Regel, die Horaz aus Scherz sagte. Eine Schrift, die im Anfange nichts taugt, wird niemals gut, vielmehr nach der Länge der Zeit immer schlimmer werden.

Sinus- und Tangenten-Berechnungen können liegen, so lange man will; diese Ausrechner sind Handwerker, und können keine Kinder des Geistes hervorbringen, da kein Genius in ihren Köpfen lebt. Dieses gute Regelchen ist zwar nicht ein ungezweifelter Lehrsatz geworden, und man wird mich als einen Freigeist sehr züchtigen, daß ich es gewagt habe, dessen Wahrheit verdächtig zu machen.

Ich will nicht läugnen, daß es gewisse Schriften gebe, wobei das nonum prematur in annum Statt finden könne, z. B. bei philosophischen Systemen, die für die ganze Welt und für alle Zeiten geschrieben werden, Geschichten u. s. f. Allein es giebt auch andere Schriften, die durch das lange Liegen viel verlieren; insbesondere kann diese Regel nicht Statt finden bei Büchern, die für das gegenwärtige Publikum besonders geschrieben sind.

Ferner gehören dahin Gedichte, und alle Werke der schönen Künste, die im Laumel müssen geschrieben werden, z. B. die Ode:

Im Laumel der Begeisterung, geschwind
 Verfertigt man das Seelenkind,
 Womit Tyrtaus Feinden drohte,
 Horaz Augusten sang,
 Und Sappho Männer Herz bezwang,
 Und Pindar lohnte — die Ode.

Ich will offenherzig gestehen, daß ich ohnmöglich neun Jahre, ja nicht einmal neun Monate an einer Schrift arbeiten kann; ich kann den Genius, der mir im Kopfe steckt, nicht dazu zwingen; die Kunst-richter mögen ihn dafür züchtigen! —

„Nicht à la Montagne!“ — Also ist das à la Montagne, wenn man sagt: ich bin noch ein Jüngling? Leider! ist es so weit gekommen, daß die Schriftsteller, die offenherzig ihren Lesern die Wahrheit sagen, seltne Phänomene sind, und daß man unter den Centillionen Schriftstellern nur den Montagne als einen Mann citiren kann, der die Wahrheit sagte, und seine Seele abschrieb. Unsrer mehrsten Autoren werden deswegen nicht Originale, weil sie ihre Köpfe für zu schlecht zum Abschreiben halten; sie machen sich also fremde, lügen und kriechen in anderer Leute Köpfe, und schreiben diese ab. Daher kann man die wundervolle Erfahrung erklären, daß alle neuern Komödien und Tragödien einander wie Puppen gleichen; daß unsre Symphonien und Liedermelodien alle einerlei Wendungen haben; daß unsre Logiken, Metaphysiken, Moralen, Politiken, Dogmatiken alle verschiedene Worte und — einerlei Wortgedanken enthalten; daß unsre Bauern noch immer so über die Advokaten, wie nach dem dreißigjährigen Kriege, klagen; daß unsre Damen Frisuren tragen, als wenn sie sich einander selbst lächerlich machen wollten; daß die Deutschen gute Soldaten sind. Daher kömmt es ferner, daß die Franzosen, wenn sie einen Deutschen sehen, sagen: c'est un Allemand! Die Sprache der Leidenschaften ist daher fast den mehrsten Deutschen unverständlich, weil sie die Leidenschaften nie gefühlt haben, und weil ihnen ihre Moralisten auf das feierlichste verbieten, sie zu fühlen. Daher glauben die deutschen Kunsttrichter: ein Autor könne die Sprache der Leidenschaften gut sprechen, ob er schon oft nicht das U. V. E. davon versteht.

Raum sagte ein berühmter weiser Mann: ein Philosoph muß den Menschen studiren; gleich schrieen alle Journalisten: das Studium des Menschen ist die beste Philosophie. O Philosophie der Emp

findung! Und die mehrsten von diesen Herren glauben oft in einer Schrift Philosophie der Empfindung, Kenntniß des Menschen zu finden, wo nichts weniger als dieß anzutreffen ist; sie sehen, gleich dem fahrenden Ritter von Mancha, Windmühlen für Riesen an.

Kömmt aber ein Autor, der die Menschen, männliche und weibliche Seelen und Herzen, von Jugend auf auszuforschen und kennen zu lernen gesucht hat, und vielleicht sie so gut kennt, als ein deutscher Mann sie kennen kann, so verkehern sie ihn, und erzürnen sich, daß der Mann ihnen was lehren will; denn ein Kunstrichter muß mehr wissen, als ein Autor! und das von Rechtswegen.

„Ein Jüngling muß ein Anhänger und ein Schüler seyn!“ — In Deutschland ist es was bekanntes, daß ein Schulkonrektor einen Autor, dessen Genie er vielleicht hat halb verdorren lassen, für seinen Anhänger ausgiebt, und wenn er berühmt wird, gleich sagt: den hab' ich auch zum großen Mann gemacht. Das Genie muß sich selbst nähren; unter tausend Lehren ist kaum eine, die ihm behaglich ist; Meditation und eignes Studium macht es fruchtbar, und die Gespräche einer Gesellschaft von Personen, die verschiedenen Charakter und einen guten sens commun haben, nützen ihm mehr, als ein Duzt Compendien der Philosophie.

Nur von Sokraten kann man behaupten, daß sie Platone, Aristippe, Xenophone und Antistheneffe gebildet haben. Allein Sokrates war ein anderer Mann, ein Philosoph von einer andern Art, als — meine Herren ich weiß nicht mehr, was ich im Sinne hatte; eben schrieb ich diese Vorrede in einer Laube, und wie ich hieher kam, hält mir meine Kloe die Augen zu; Sie werden mir doch nicht übel nehmen, daß ich bei meiner Kloe die Folge von dem Wörtchen: als,

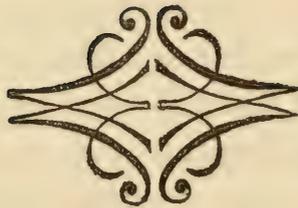
vergessen habe? Jetzt singt sie wieder einige vortreffliche deutsche Liederchen. O wenn sie doch Rousseau und Zomelli singen hörten! wenigstens Zomelli! Ach sie singt so schön, daß ich mit meiner Vorrede aufhören muß!

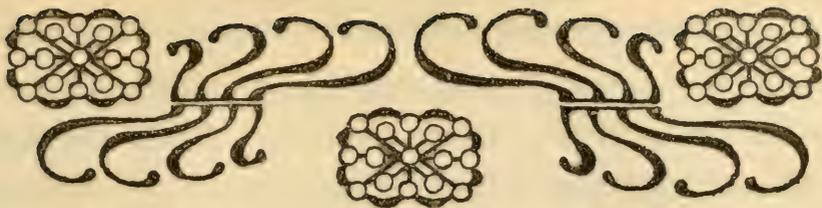
Leben Sie wohl, und seyn Sie nur ein wenig gnädig und warmherzig gegen

Ihren

unterthänigsten, gehorsamsten, ergebensten Diener, Knecht und Sklaven und Verehrer, der keinen Titel hat, sondern schlechtweg heißet

Wilhelm Heinse.





Vorrede zum ersten Dialog
über musikalisches Genie.

Rousseau und Tomelli.

Wie diese zwei Herren zusammen gekommen sind, aus welcher Sprache ich diesen Dialog übersetzt, und woher ich ihn selbst erhalten, könnte ich meinen Lesern gleich sagen; denn alle Umstände davon sind mir bekannt. Allein da ich weiß, daß man in meinem lieben Vaterlande gar nicht viel auf solche Nachrichten hält, und sie auch nichts zur bessern Verständlichkeit dieses Gesprächs beitragen würden: so will ich dieses alles übergehen, und zu den kleinen Vorerinnerungen schreiten, welche den Inhalt selbst betreffen.

Der Hauptendzweck der Musik ist die Nachahmung oder vielmehr Erregung der Leidenschaften. Aus der Erfahrung weiß man, daß die Melodie das Mehrste dazu beiträgt. Die Melodie muß folglich etwas Ähnliches von den Leidenschaften in sich haben; und worin dieses Aehnliche bestehe, muß ein musikalisches Genie wissen. Diese Wissenschaft kann ihm unmöglich angebohren werden; also muß man

ſie aus der Erfahrung lernen. Wie dieſes zu bewerkſtelligen ſey, glauben unfere Theorienmacher der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften vollkommen zu wiſſen. Allein, meine Herren! man glaubt ſehr ſelten was Wahres! Die Regel, die Sie dazu gegeben hatten, ſchien mir ſo leicht auszuüben zu ſeyn, daß ich mich oft darüber verwunderte, daß es doch ſo wenig muſikalische Genies gebe, da man nach Ihrer Meinung ſo leicht eins ſeyn könnte. Sie kam mir verdächtig vor. Ich laß alle muſikalische Schriften nach, die ich nur haben konnte; allein keine unter allen dieſen ſagte etwas anders; ich mußte alſo denken, Sie hätten ſich abgeſchrieben, und wurde noch mehr in der paradoxen Sache beſtärket: man ſchreibe nach der Erfindung der Buchdruckerkuſt mehr ab, als vor ihr! Nach dieſem erſchien das muſikalische Wörterbuch von Herrn Rouſſeau. Kein Menſch konnte begieriger ſeyn, es zu leſen, als ich. Ich fing an zu leſen; allein wie war ich in meiner Erwartung betrogen, als ich auf der dritten Seite die nämliche Regel fand!

„O Herr Ueberſeher! immer von der Regel! Was iſt es denn für eine? wir wiſſen ja ſonſt nicht, was Sie haben wollen.“ Wie uns die Phantaſie täuſchen kann! Ich dachte, jeder wüßte ſie, weil ſie in allen Büchern ſtünde. Hier iſt ſie! „Man muß ſich Melodien in dem gewöhnlichen Discour der Menſchen, in der Deklamation der Perſonen, die ſich in Leidenschaft befinden, ſuchen!“ oder wie Rouſſeau ſagt: „Le Chant melodieux n'est qu'une imitation paisible et artiſcielle des accens de la voix parlante ou passionnée.“ Oder wie Diderot, nach Anführung einiger vortrefflichen lyriſchen Verſe: Qu' on abandonne ces vers à Mademoiselle Duméni; voilà, ou je me trompe fort, le desordre qu'elle y repandra; voilà les ſentimens, qui ſe ſuccederont dans ſon ame. Voilà ce que ſon

genie lui suggerera et c'est sa declamation que le musicien doit imaginer et écrire.

Herr Kamler und Herr Moses Mendelssohn und Herr — u. s. w. sagen das Nämliche.

Es wäre höchst wunderbar, wenn nichts Wahres in der Regel seyn sollte, da sie die größten Kenner des Schönen, des Vortrefflichen, des menschlichen Ohres und Herzens gegeben haben!

Vor wenigen Wochen bekam ich folgenden Dialog zu lesen, und wurde sehr vergnügt, da Herr Tomelli diese allgemeine Regel für unrichtig ausgab. Herr Rousseau machte ihm alle nur mögliche Einwendungen, als ein ächter griechischer Sophist; allein endlich gab er ihm doch Recht. Ich will es dem Urtheile der Leser überlassen, ob es ihm zur Schande gereiche oder nicht. Diese werden es am besten einsehen, welche sein vortreffliches musikalisches Wörterbuch gelesen haben.

Meine wahre Meinung davon zu sagen: so glaube ich, daß diese Regel ihren Ursprung aus der griechischen Musik habe. Bei dieser Nation sollte alles schön seyn. Schneider, Schuster und Töpfer gehörten mit unter die Klasse der Künstler. Und in ihrer Theorie der schönen Künste und Wissenschaften hatte man ein besondres Kapitel: Von der Idealschönheit der Ofengabeln. Es war also kein Wunder, daß sie selbst die gewöhnliche Aussprache der Worte im gemeinen Leben zu einem Theil ihrer Musik machten. Redner und Gedichtableser mußten ein Ideal von Schönheit dieser Aussprache haben, worüber weiter nichts gehen durfte. Sie gelangten in allen ihren Künsten beinahe bis zum höchsten Grade. Ihre Sprache war überhaupt sehr musikalisch. Wir können uns keinen Begriff mehr davon machen, weil wir die ächte Aussprache nicht eher erhalten

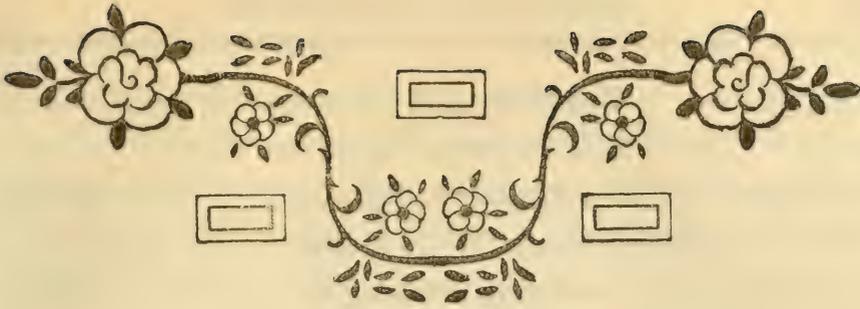
können, als bis wir einmal die Aspasia und Laïs wieder reden hören.

Man ist also gezwungen zu glauben, daß sie selbst in ihrer gewöhnlichen Rede eine Melodie hatten, die aber freilich noch ganz roh seyn mußte; aus dieser entstand die Deklamation, und aus dieser hinwieder der Gesang.

Allein unsre gothischen Sprachen und die griechischen sind himmelweit unterschieden. Wer kann nur die geringste Spur von Melodie in unsrer natürlichen Rede finden? Doch man kann die ganze Ausführung in dem Dialog selber lesen.

Noch eine Vorerinnerung! Manbürde mir aus der Philosophie der Herren Rousseau und Tomelli nicht auf, was sie wider Deutschland gesagt haben. Was kann ich armer Uebersetzer dafür, daß diese großen Leute so wanken! Ohne das Ganze zu verstümmeln, mußte ich alles beibehalten. Sie werden das Unbillige in ihrem Urtheil in der Folge dieser Dialogen widerlegt finden, zum Theil auch nicht, je nachdem es die redenden Personen für gut erachten. Nun nichts mehr vom Vorberichten; es dürfte doch nicht eher verständlich seyn, als bis Sie den Dialog selbst gelesen haben, womit Sie nun den Anfang machen können.





Erster Dialog.

Vom musikalischen Genie und von der
pathetischen Musik.

J. J. Rousseau und N. Tomelli.



Rousseau. Welch ein Mann sind Sie! Was für
ein Geist muß Sie beleben, und Ihnen diese bezaubernden
Gesänge eingeben? Ja, wie entzückend sang
Elisa:

Alla selva, al prato, al fonte
Io n'andrò col gregge amato:
E alla selva, al fonte, al prato
L'idol mio con me verrà.
In quel rozzo angusto tetto,
Che ricetto a noi darà,

Con la gioia, e, col diletto
L'innocenza al berghera.*)

Mit welchen wollüstigen Accenten flossen diese reizenden Gedanken aus dem holdseligen Munde der Masi Ginea! Ein einziger Accent war mächtig genug, das ganze System, so ich von der Vortrefflichkeit des natürlich wilden Zustandes des Menschen gemacht, aus meinem Kopfe wegzuzaubern! Ich bewundere in Ihnen den göttlichsten der Sterblichen! und der Musen Liebling, den Metastasio, nach Ihnen! Ich bin außer mir! Wer kann der hinreißenden Gewalt der Musik widerstehen? Ich bin trunken von Wonne! Nein, die Musik ist keine von den unglückseligmachenden Erfindungen der Menschen!

Zomelli. Sie sind ein außerordentlicher Mann! Ich weiß nicht, unter welche Klasse ich Sie setzen soll. Wie heißt der Mann, welcher Aristipp und Diogen zugleich ist? Ohne Zweifel Rousseau! Man hat mir so viele wunderliche Dinge von Ihrem Charakter erzählt, daß ich noch über das Compliment staune, so Sie mir gemacht haben. Kann ein ungeselliger Mann so gut die ächte Hofsprache wissen? Kann ein so großer Weiser die Werke eines schwachen Sterblichen bewundern?

Rousseau. Man sagte Ihnen eine große Unwahrheit, liebster Zomelli, da man mich unempfindlich nannte; ich wünsche vielmehr, die Natur wäre nicht allzugütig gegen mich gewesen; sie hat meinen

*) Im Haine, auf Wiesen, an Quellen, werd' ich mit der geliebten Heerde gehen; und in dem Haine, an Quellen, auf Wiesen wird mein Amyntas bei mir seyn.

Das Glück mag uns die schlechteste Schäferhütte geben, die Unschuld wird mit Freuden und Wollust da wohnen.

Leib mit den zärtesten Nerven durchflochten, und meinem Herzen feines Gefühl gegeben. Die Tyrannei, der Pfauenstolz, die Unverschämtheit der Großen, die ich das Unglück hatte kennen zu lernen; die Eselsdemuth, die Liebe zur Sklaverei, der Betrug, Geiz, und die Unglückseligkeit der Niedrigen und Kleinen dieser wunderbaren Erde war mir unausstehlich. Ich sonderte mich von diesen ausgearteten Enkeln Adams ab; und wer will es mir verdenken, daß ich nicht beständig vor Schmerz, Verdruß, Mitleiden und Zorn krank seyn wollte? Ich lebe einsam und frei, mitten unter Lärm und Sklaverei, und erfülle die Pflichten eines Weltbürgers. Für den elenden Pöbel wurde ich unempfindlich, ich geißelte und bestrafte ihn für den Verdruß, den er mir verursacht; allein ich wurde kein Menschenfeind. O ich schätze bis zum Enthusiasmus die wenigen Edlen unter ihnen hoch!

Ich verehere die Verdienste, wo ich sie finde. Der Mensch, welchen die Geburt auf den Thron, oder in den Schoos des Reichthums gesetzt hat, ist mir eben so verachtungswürdig, wenn er keine Verdienste, keine seinem Charakter ähnliche Eigenschaften hat, als der Bettler, der Dieb, der ihn bestiehlt. Genie und Charakter adeln, nicht Geburt! Sokrates, Cicero konnten ihren Kindern nicht das feine Gehör, die immer aufschäumenden Lebensgeister, die empfindlichen Nerven mittheilen, die sie selbst hatten! — Warum setzte der Schöpfer keine Familie von Engeln, keine Gattung von erhabenen Geschöpfen unter das menschliche Geschlecht, damit es von ihnen könnte regiert werden? Wie glücklich würden wir dann seyn! Kein Ochse, kein Pferd, kein Esel und kein Hund gehorcht einem Geschöpfe von seiner Art; dem Menschen aber gehorchen sie! Warum? Sie wissen, daß er ein edleres Geschöpf sey, als sie. Und wir sollen

andern Menſchen gehorchen? Menſchen, die nicht die Verdienſte, das Genie und die Talente haben, die wir beſitzen? Sind wir nicht auf dieſe Art unglückſeliger, als die Thiere? Sehen Sie, das iſt die Quelle des menſchlichen Elends! Eine Familie von Engeln unter dem menſchlichen Geſchlechte würde uns glücklich machen. Pedanten, finſtre Geſchöpfe, die die Welt nur aus ihrer Studirſtube kennen, tadeln den großen Sohn Philipps, das erhabene Genie, welches ein Ariſtoteles bewachte, — daß er ſich für einen Gott ausgab; er wollte dadurch das Joch, ſo er den Sterblichen, um ſie wider ihren Willen glücklich zu machen, auflegen mußte, erträglich machen! Alle die großen Alten, die der Himmel beſtimmte, über Andre zu herrſchen, bedienten ſich dieſer unſchuldigen Liſt. Einfältige würden nicht ſo ſehr über die Beherrſcher von Mexiko*) lachen, die ſich für Kinder der Sonne ausgaben, wenn ſie dieſes nur ſeyn könnten. Sie kannten das menſchliche Herz beſſer, als unſere Stubenphilosophen! Wenn wir einmal in Geſellſchaft leben, ſo müſſen wir auch einen Beherrſcher haben; denn die Freiheit iſt ſonſt das unerträglichſte Joch! Allein einen Beherrſcher, der an Genie und vortrefflichen Eigenſchaften alle die, welche ihm gehorchen ſollen, übertrifft; mit dem nicht noch tauſend Andre die Tyrannen des Volks ſind. Bei einem ſolchen werden die Menſchen glücklich ſeyn! — Ich verwundere mich ſehr, daß die Gelehrten meine Gedanken über die Ungleichheit der Menſchen nicht für eine Satyre haben annehmen wollen. Allein ich bin vielleicht ſelbſt daran Schuld geweſen, indem ich zu

*) Ohne Zweifel ſtammten dieſe von einem Paar ſchiffbrüchigen Europäern ab, die ſo klug waren, ſich für Kinder der Sonne auszugeben, damit ſie dieſe unſchuldigen Leute glücklich machen könnten.

viele mit Verdruß von Tyrannie schrieb, die der ernsthaftesten Wahrheit gleich sehen.*)

Hier haben Sie meine ganze Denkungsart! Bin ich noch der wunderbare Mann, für welchen Sie mich gehalten haben?

Zomelli. Sie sind noch immer wunderbar; allein ich habe Ehrfurcht für Sie. Nur wünsche ich, Sie hätten sich nicht auf die Seite der Herakliten und Juvenalen gemacht. Die Philosophie eines Aristoteles und Aristipps ist die meinige. Ein Philosoph gefällt mir, „der auf die guten Leute in der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind, nicht böse wird, nur lächerlich sie find't.“

Roussseau. Ein solcher Philosoph muß Grönländisches Blut, Isländische Lebensgeister, und die Seele eines Engels haben! So lange dieses nicht zusammen vereinigt werden kann, so lange wird man auch keinen solchen Philosophen finden. Wer will über die Bösewichter, dergleichen bisweilen Shakespeare und andre Dichter in ihren Tragödien und Romanen schildern, lachen? Wer will die alte spanische Inquisition nur lächerlich finden? Wo ist der Sohn Adams? Ich finde viele Leute auch nur lächerlich; aber nicht alle! Wenn die unterdrückte Tugend ihre ohnmächtigen Hände gen Himmel faltet, und das Laster sie nieder zur Erde schlägt; wenn ein Sklavenhändler ein bezauberndes Mädchen, das das Gehirn der

*) Herr Lessing sagt in seinem Laokoon, S. 126: „Von dem ersten Blicke hangt die größte Wirkung ab, und wenn uns dieser zu mühsamen Nachsinnen und Rathen nöthiget, so erkaltet unsere Begierde gerühret zu werden; um uns an dem unverständlichen Künstler zu rächen, verhärten wir uns gegen den Ausdruck — Wir finden sodann gar nichts, was uns reizen könnte, vor seinem Werke zu verweilen; was wir sehen gefällt uns nicht, und was wir dabey denken sollen, wissen wir nicht.“

Sappho und Leda's Gestalt hat, einem morgenländischen ohnmächtigen stupiden Tyrannen zur ewigen Sklaverei verkauft; wenn ein Concilium den weisesten Sterblichen zum Feuer verdammt; wenn ein Monarch aus lauter Geiz seine Unterthanen unglücklich macht, die Felder mit Kinderblute und dem Blute hülfloser Greise überschwemmt, und Einwohner der Städte wegen Verletzung der Etiquette Leder fressen läßt — Wer will da lachen? Wer eine so feurige Phantasie von Natur hat, wie ich! — erlauben Sie mir diese Worte zu sagen: diese Phantasie ist ein unglücklich Geschenk für mich — kann ohnmöglich gleichgültig bleiben, wenn er auch nur solche Begebenheiten in der Geschichte liest; und ich sehe ähnliche mit meinen Augen!

Können Sie mich verdammen, liebster Zomelli, daß ich böse wurde? Ich würde mich bei keinem Andern so sehr vertheidigt haben; allein Ihre Hochachtung zu erhalten, ist mein großer Endzweck!

Zomelli. Sie können vertheidigen, was Sie wollen; Ihre Beredsamkeit ist bekannt genug. Ich sagte auch nur: über Thoren muß man lachen, und nicht böse werden; und Bösewichter gehören selten unter die Klasse der Narren. Man muß freilich in Griechenland leben, wenn man Aristipp seyn will; dort waren noch keine spanischen Inquisitionen; kein einziger Mensch konnte von der Natur und Erziehung so sehr verwahrloset werden, daß er ein Nero, ein Caligula, ein christlicher Alexander oder der zweite Mahomed hätte seyn können! Mir selbst fährt ein Schauer durch alle Nerven! Die Gedanken zu diesen Worten in meinem Gehirne erwachen!

Roussseau. O lassen Sie uns diese traurigen Gegenstände aus unserer Imagination jagen! — Wie entzückend ist die Melodie zu den Worten:

Alla selva, al prato, al fonte
 Io n'andrò col gregge amato!
 E alla selva, al fonte, al prato
 L'idol mio con me verrà!

O vortrefflicher Mann! sagen Sie mir, wer lehrte Ihnen diese so vollkommen natürliche Melodie?

Zomelli. Ohne allen Zweifel die Natur, wenn sie natürlich ist.

Rousseau. Wie empfangen Sie aber diese Melodie von der Natur? Ließen Sie diese Worte von einer reizenden und gefühlvollen Chammelai sich vordeklamiren, und setzten sie dann die Melodie darnach auf; oder wie machten Sie es sonst? Ich bewundere so leicht nicht etwas; allein die Erfindung Ihrer Melodien muß ich bewundern. Aus jeder Zeile glänzt das schönste Genie. Sie unterwerfen alles, was lebt, Ihrer Kunst; Sie mahlen alle Gemälde durch Töne; Sie machen selbst das Stillschweigen reden, Sie musirciren uns Empfindungen durch Accente in die Seele; und die Leidenschaften, die Sie ausdrücken, brennen unsre Herzen an; die Wollust empfängt von Ihnen neue Reize; und der Schmerz, den Sie seufzen lassen, bringt uns zum Angstgeschrey. Die Seele, in Zähren aufgelöst, fließt in die Augen, Sonne geht vor ihr her, das Herz wallt empor, und der allzuschnelle Flug der erhigten Lebensgeister macht sie stille stehen; und Seele, Blut, Fleisch und Gebein, kurz der ganze Mensch voll von Leidenschaft zittert, aufgeschwollen von Entzückungen, die Ihre Melodien zu fühlen befehlen.

Zomelli. Nur nicht so schwärmerisch, Herr Rousseau! Die Deklamation einer Chammelai würde mir wenig helfen, wenn ich die Melodien zu den vortrefflichen Arien des Metastasio erfinden wollte. Es ist gar ein zu großer Sprung von der Deklamation zur Melodie.

In der Deklamation einer Person, die sich in Leidenschaft befindet, bemerk' ich weiter nichts, als bald langsame, bald schnelle Aussprache; der hohe und tiefe Ton derselben ist nichts weniger, als Melodie; den Takt könnte man noch einigermaßen darnach einrichten; allein dazu braucht man sich nicht erstlich eine Chammelai die Poesie vorzudeklamiren zu lassen; die ist noch zu wenig dazu.

Roussseau. Ich glaubte aber doch immer, daß der besondre Accent der Sprache auch der Nation eine besondre Melodie gäbe, nachdem die Phantasie einer Nation kalt, warm oder feurig wäre, darnach richte sich auch ihre Melodie. Der Deutsche z. B. erhebt die Stimme immer gleich stark, wenn er zornig ist; er schreiet in dem nämlichen Tone fort. Der Italiener, welchen tausenderlei Bewegungen schnell und hintereinander in eben dieser Leidenschaft erhigen, verändert auch seine Stimme auf tausendfältige Art. Der nämliche Grad von Leidenschaft herrscht in seiner Seele; allein welche Verschiedenheit herrscht in seinen Ausdrücken, in seinen Accenten und seiner Sprache! Ich glaubte beständig, daß der Tonkünstler dieser einzigen Verschiedenheit, wenn er gut nachahmen könne, den Ausdruck und die Grazie seines Gesanges schuldig wäre; es sey schwer, alle diese verschiedenen Accente nach den Regeln der Kunst zu vereinigen. Allein hier zeige sich eben das Genie; man finde nicht bei kaltem Blute die Sprache der Leidenschaft, man müsse selbst erst die Leidenschaft in sich erwecken, und in seinem Herzen das Feuer anzünden, welches man in die Herzen der Zuhörer tragen wolle.

Zomelli. Es ist viel Wahres in dem, was Sie sagten, und ich entsinne mich, es schon in Ihrem vortrefflichen musikalischen Wörterbuch unter dem Titel: Accent, gelesen zu haben; allein Sie sagen auch, wenn mich meine Memorie nicht betrügt, in diesem nämlichen

Buche unter dem Worte: Chant, daß der Unterschied zwischen der gewöhnlichen Aussprache der Worte und dem Gesange sehr merklich sey, und daß man ihn nicht finden könnte, wenn man ihn suchte. Sie sagen ferner daselbst, daß die Intervallen der gewöhnlichen Rede gar nicht harmonisch wären, daß sie gar nicht in das System der Musik gehörten, und daß sie folglich auch nicht in Noten könnten ausgedrückt werden, und gar keinen Gesang für uns enthielten. Und gleich darauf sagen Sie doch: der Gesang ist bloß eine ruhige und künstliche Nachahmung der Accente der redenden leidenschaftlichen Stimme. An einem andern Orte wiederholen Sie sich und sagen: der Accent der Sprache bestimmt die Melodie jeder Nation; Sie sagen dieses unter dem Worte: Voix, noch einmal.*) Nun vereinigen Sie sich! Es kann unmöglich beides vollkommen richtig seyn; denn wenn die Intervallen der Stimme in der natürlichen Rede nicht können in Noten gesetzt werden, wie kann man daraus eine Melodie machen?

Roussseau. Sie machen mich mit mir selbst verwirrt; ich halte beides für richtig, allein ich kann es nicht zusammen vereinigen. Die Melodie hat ihren Grund in der Harmonie, sie ist eine Tochter von ihr, durch die Versetzung eines Accenten entsteht vermittelst des Taktes eine Melodie; allein wie kann man dadurch das Herz zu verschiedenen Empfindungen bewegen, Leidenschaften darinnen aufwecken und besänftigen? Mit einem Farben-Klaviere kann ich eben

*) Ich will nicht weiter in meinen Anmerkungen darüber fortfahren; man möchte mich sonst hierinnen mit den Antikritikern des Herrn Lessings in eine Reihe stellen und glauben, ich wollte mir dadurch ein Ansehen geben, weil ich einige kleine Kleinigkeiten an einem berühmten Manne tadeln könnte. Nein, so ehrgeizig bin ich nicht! Auch der Weise strauchelt!

solche harmonische Akkorde hervorbringen; allein wo liegt dann sonst die Quelle der pathetischen Musik, wenn sie nicht in der leidenschaftlichen Aussprache der Rede liegen soll? Wenn dieses nicht die wahren Grundsätze der Musik sind, so begreife ich nicht, wie die Musik eine so große Gewalt über das menschliche Herz haben kann. Ich weiß selbst nicht, was ich dazu sagen soll, daß man doch die Intervallen in der Aussprache der Rede nicht komponieren kann. Machen Sie mir Licht in dieser Sache! Wie erfinden Sie Ihre pathetischen Melodien?

Jomelli. Hier sind die Tiefen der musikalischen Wissenschaft! Vielleicht daß es mir wie den mehrsten Genien in allen Künsten geht, wir arbeiten nach unbekanntem Regeln; wir wissen und sind überzeugt, daß diese Melodie die Wirkung thun wird, die wir verlangen; allein wir wissen nicht, warum?

Rousseau. Das ist wunderbar, sehr wunderbar! Sie werden beinahe machen, daß ich noch in meinen alten Tagen anfangen zu glauben. Sokrates, wenn man ihn fragte, wie er diesen philosophischen Satz herausgebracht? sagte: er habe einen Genius, der ihn ihm gesagt hätte. Von diesem Manne kommt ohne allen Zweifel noch das Wort Genie her;*) ein Wort, welches wir nicht definiren können.

*) Es ist dieses völlig wider die gemeine Genealogie. Helvetius sagt: Genie kommt her von *gignere*, *gigno*, ich gebähre, bringe hervor. Unsere Definitionsmacher verstehen unter dem Worte Genie mehrentheils ein allgemeines, dergleichen es nicht giebt. Baumgarten definirt es sehr gut: es sey das bestimmte Verhältniß der Erkenntnißvermögen in einem Menschen, das ihn zu gewissen Verrichtungen in ausnehmendem Grade geschickt macht. Doch ist dieß noch zu allgemein. Rousseau scheint mir es deutlicher zu beschreiben. Er verlangt nicht zu viel und nicht zu wenig von einem Genie. Ich habe eine Beschreibung gelesen, wo verlangt wurde: wer ein Genie seyn wollte, müßte einem Raphael, Wieland, Milton, Klopstock, Lessing, Gleim,

Wenn man von einem Gedanken sagt: hieraus leuchtet Genie! so will man weiter nichts damit zu erkennen geben, als, man wisse nicht, wie der Verfasser darauf gekommen sey;*) oder deutlicher: ein Genius müsse ihm denselben eingegeben haben. Daher sagt man: Newton war ein Genie, weil er Sachen entdeckte, wovon noch keinem Menschen je geträumt hatte; Shakespeare war ein Genie, weil er die geheimsten Gedanken der Menschen wußte, die niemand erfahren konnte. Die alten Poeten hatten, statt der Geniüsse, Musen. Homer sagte: die Musen hätten ihm seine Gedichte eingegeben; und daher

Ramler, Moses, Kästner, Winkelmann, Swift und Händel gleich seyn. Das ist doch wahrhaftig ein wenig zu viel verlangt! Ein solches Genie müßte da vor allzuvielen neuen, wider sich selbst kriegenden Gedanken toll werden! Eine unbarmherzige Forderung!

*) Es geht ihm wie einem, der aus einem dunkeln Loche auf einmal an die helle Mittagssonne kömmt; er wird im Anfange geblendet, allein hernach sieht er desto besser! — Es ist nichts leichter, als ein Schock große Namen hinzusetzen, und zu verlangen, man solle sie sich zusammen in einem Kopfe denken, und dann werde man ein Genie haben. Es ist eben so, als wenn man sich ein Ideal zu einer Venus von allen schönen Mädchen machen, und deren Schönheiten alle ihr geben wollte. Dann müßte sie ein blaues und ein schwarzes Auge, schwarze und blonde Haare u. s. f. zugleich haben; ein schönes Ideal von einer Venus! Kann man denn aus zwanzig Originalen eins machen? Kann ein satyrischer Kopf wie Swift ein zärtliches petrarchisches Sonnet verfertigen, oder Oden wie Klopstock? Die Leute wissen manchmal selbst nicht, was sie wollen, und verlangen von einem Genie, Strohmann zu seyn. Kann eine Eiche die Früchte aller Bäume tragen? und ein Rosenbusch alle Blumen? Eine wahre Unmöglichkeit! Man kann ein Ideal von der Schönheit der Rose und des Eichbaums machen; aber dann hat die Rose nicht den Geruch aller Blumen, und die Eiche sieht nicht aus wie Harlequin unter den Bäumen.

rufen noch alle unsere Dichter die Musen an, und wissen nicht, warum. Und beinahe möchte ich mir vom Dalai Lama weiß machen lassen, auch ich und Sie tragen Geniüsse im Kopfe herum, wie er einen Gott. Allein wollen die Dichter die ersten Regeln ihrer Kunst entdeckt haben, so wird es uns doch wohl nicht allein unmöglich seyn! Besinnen Sie sich recht, warum Sie Ihre Melodien so und nicht anders machten? Nichts ist ohne Grund! So sagen alle Metaphysiker, die oft nicht einmal den Grund von dem Satz: Nichts ist ohne Grund! wissen. Wie ist Ihr musikalisches Genie zur Reife gelangt?

Zomelli. Das Genie wächst oft wie das Frühlingslaub an den Bäumen; wir sehen es immer größer werden, aber nicht wachsen. Ich glaube, daß der Grund, woraus wir alle die großen Wunder unserer Kunst erklären können, nichts weiter als die Wirkung des Tons der Nerven des menschlichen Körpers sind, und daß wir die Quelle davon gar nicht in den Accenten der Sprache suchen dürfen; denn daraus würde folgen, daß eine italienische Musik keine Wirkung auf Franzosen, Türken, Russen, Deutsche u. s. f. thun könnte, wenn sie die italienische Sprache nicht verstünden; vom Gegentheil aber kann Sie die tägliche Erfahrung überzeugen. Ein Russe kömmt in eine ganz andere Welt, wenn er in eine italienische Oper kömmt, und staunt alles an, was er sieht und hört. Die Musik ist eine allgemeine Sprache; der Türke versteht sie, wie der Italiener, nur mit dem Unterschiede, daß jener das Feine, Zärtliche und die Meisterzüge nicht so vollkommen fühlt. Warum? Er hat keine so feinen Nerven, als dieser. Ein Antiquar, ein Philolog versteht den Homer vielleicht so gut, als Pope; allein fühlt er die Schönheiten darin eben so sehr, wird er eben so von den empfindlichsten, nur den Seelen

bemerkbaren Schönheiten hingerissen und bezaubert, als dieser? Die Aussprache der Worte im gemeinen Leben hat gar nichts ähnliches, wie Sie selbst sagen, mit dem Gesange; wir können unsre Melodien auch folglich daher gar nicht holen. Ein musikalisches Genie muß geboren werden, die Natur muß es schaffen, die Kunst wird dieses nie thun. Es gehört dazu die feinste, die vollkommenste Sinnlichkeit, das allerzärtlichste Ohr. Es muß den Unterschied von einem einzigen Ton im unisono wenigstens auf tausenderlei Art fühlen. Z. B. der Ton vt (oder deutsch e) thut eine himmelweit verschiedene Wirkung bei einem Menschen, wenn er mit der Trompete, als wenn er mit der Flöte hervorgebracht wird; er ist bei jedem Instrumente verschieden; Violine, Violoncello, Viola, Harfe, Laute, Clavier, Clavecín, Orgel, Horn, Fagot, Hautbois, Flöte, haben einen Unterschied in diesem nämlichen Tone, der auch dem unempfindlichsten Ohre empfindbar ist. Nun rechnen Sie die verschiedenen Arten von jedem Instrumente, die unzählbaren Übergänge vom piano zum forte, rechnen Sie ferner die verschiedenen Oktaven zusammen; nun komponiren Sie alle diese verschiedenen Instrumente, o welche Anzahl von verschiedenen Tönen werden Sie da haben! Und das ist nur ein Ton im Unisono. Zählen Sie noch Akkorde, Harmonie, Melodie, die verschiedenen menschlichen Stimmen und Accente darinnen, und machen Sie den Schluß, was muß ein Tonkünstler verstehen, wenn er in seiner Kunst vollkommen seyn will! Alles dieses soll er mit dem menschlichen Ohre, mit seinen Nerven und Herzen ausstudirt haben. Er kann nur von sich selbst das Mehrste lernen, in seiner eignen Seele, in seinem Herzen und seinen Nerven lesen, und selten sehen, was Andere fühlen, was diese Verbindung von Tönen in ihnen für eine Wirkung habe, ob sie die:

selben zärtlich, zornig, muthig, wüthend, oder ruhig machte. Es ist hier nicht so wie bei andern Künstlern. Dort kann man fragen: warum hat dir dieses gefallen? und der, den man fragt, giebt die Ursache davon an. Bei der Musik läßt sich selten mehr sagen, als: es hat mir gefallen, oder nicht; ich bin zärtlich geworden, oder wüthend, u. s. f. Man muß hier bloß fühlen, was schön, was vortrefflich ist. Alle Regeln, so man uns in so vielen Büchern, in großen und kleinen Generalbassschulen, in Theorien der Harmonie und Melodie u. gegeben hat, helfen uns nichts, gar nichts. Die einzige Regel, die man geben kann, ist diese: studire die Natur der Töne, und die Wirkungen, welche die verschiedenen Verbindungen derselben auf das menschliche Herz machen. Wer nicht Genie, das ist, das feinste Gehör und die delikatesten Nerven, von der gütigen Natur empfangen hat, wird nie die Wunder thun lernen, die Corelli, Vinci, Perez, Kinaldo, Leo, Pergolese, Galuppi und Durante gethan haben. Rechnen kann man bald lernen; und wenn Fertigkeit im Rechnen ein musikalisches Genie machen könnte, so würde jeder von der Natur verwahrloste Kopf eins werden können; denn der stupideste und dümmste Mensch kann durch Fleiß ein Rechenmeister werden; es gehört gar kein Genie dazu, denn es geht da alles nach Regeln; und wie Sie sagten, es arbeitet ein Genie nur nach unbekanntem Regeln; denn sonst nannte man es nicht Genie. Ich habe mich immer bis zum Erstaunen verwundert, wie doch Männer von gravitärischem Ansehen sich so sehr vergehen und ganze Folianten voll in die Welt hinein schreiben können, mit der hochmüthigsten Miene! Das wenige Nützliche der musikalischen Rechnungen betrifft ganz allein die Instrumente. Daß die Oktave sich verhält wie 1 : 2, und die Quinte wie 2 : 3 u. s. w. kann den Handwerkern der

Instrumente etwas helfen, aber einem musikalischen Genie nicht. Das Ohr ist Richter, und nicht das Verhältniß von 1 : 2; was geht dieses die Ohren an. Die Regeln der Harmonie, welche in der Natur liegen, sind sehr leicht zu begreifen, die bloße Erfahrung ist dazu hinreichend; und Herr Rameau und hundert andre Systemmacher hätten sich diese Mühe ersparen können. Ich habe bis zum Ekel die Titel von diesen Büchern in den musikalischen Katalogen gelesen. In unsrer Musik herrscht mitten unter den aufgeheiterten Köpfen noch die größte Barbarey! Diese lassen sich gar nichts sagen; sie sind stolz auf ihre Kindereien; sie wollen mit aller Gewalt Dunkel Tobiasse und Korporale seyn, und sind es nicht einmal! Sobald sie etwas von der Mathematik begriffen haben, setzen sie sich hin und kalkuliren die Verhältnisse aus, und wenn sie fertig sind, so wollen sie, obgleich alle vernünftige Ohren ihnen widersprechen, eine vortreffliche Arbeit gethan haben. Am lächerlichsten ist es, wenn sie gar anfangen, und sich einander, wie Rechenmeister auf kleinen Schulen die Jungen (wie ich dieses bei der Durchblätterung einiger kritischen Schriften mit Verwunderung gelesen habe) korrigiren, und dann darüber einen Krieg anfangen, worüber oft der eine Theil für seinen Wortstreit aus Gram stirbt. Wehe denen, die diesen Pedanten verhaft werden, sie sagen mitten in der finstern Nacht: die Sonne scheint; und dem gehts übel, der ihnen widerspricht! Doch ich halte mich zu lange hierbei auf — Die Leidenschaften zu erregen, ist der vornehmste Endzweck der Musik. Man hat viele Regeln gegeben, wie man dieß thun könnte; einige davon sind sehr gut und scharfsinnig ausgedacht worden, allein die mehrsten helfen uns gar nichts. In Ihrem musikalischen Wörterbuche haben Sie vortreffliche Artikel davon.

Rousseau. Ich bin hier ohne Zweifel meiner eignen Empfindung gefolgt, und habe die Quellen der Melodien, die mich in Leidenschaft setzten, auszuspeluliren gesucht. Selten hab' ich meinen Kopf in die zur Abstraktion gehörige Kälte setzen können. Überhaupt aber ist es wahr, daß man wenige Regeln zur Hervorbringung der Leidenschaften einem musikalischen Genie sagen kann; jeder muß selbst fühlen, wie dieß möglich zu machen sey. Unsere Theorienschreiber der schönen Künste und Wissenschaften wissen oft nicht, ob ein Lulli, Pergolese in der Welt war, ja sie wissen nicht einmal, was eine Terz, oder Quart, was Melodie oder Harmonie ist, und dennoch setzen sie sich hin und schreiben in den Tag hinein: ein Tonkünstler müsse die Leidenschaften nachahmen, sich ein Ideal von sinnlicher Vollkommenheit machen, den Meibom fleißig lesen, und kurz, die Zuhörer in die höchste ästhetische Illusion versetzen! die Poesie und Beredsamkeit habe willkührliche Zeichen, Musik und Malerei zc. natürliche; und wenn sie damit fertig sind, so lassen sie sich drucken. Die Recensenten, die noch weniger als sie selbst davon verstehen, loben sie dann; denn es heißt bei ihnen: was ich nicht verstehe, gefällt mir überaus wohl; und nun brüsten sie sich und glauben, die Tonkünstler müßten ihnen sehr verbindlich seyn für die guten Lehren, die sie ihnen gegeben hätten, und sehen, wie Don Quixot, vom Himmel auf die Erde herab! Doch, was zank' ich Ihnen die Ohren voll! Sie wissen alles dieses so gut, als ich.

Nur noch etwas erklären Sie mir: woher kömmt es, daß das musikalische Genie mit dem Alter immer von Grad zu Grad abnimmt, da es nach Ihren Sätzen umgekehrt seyn sollte?

Zomelli. Es ist in der Musik eben so, als bei andern Künsten. Man muß eine erstaunliche Biegsamkeit haben, um sich in die ver-

schiedenen Charakter zu setzen, welche man schildern, oder in seinen Gedichten und Musiken leben lassen will. Das Genie muß das Herz, die Lebensgeister bald warm und feurig, bald kalt machen können; die Seele muß in dem Gehirne, gleich einem Alexander in seiner Armee, herumgalloppiren, und alle Ideen kennen und zu gebrauchen wissen. Alles muß lebendig seyn und auf den ersten Wink zu Gebote stehen. Der Tonkünstler selbst muß noch ein empfindliches Herz haben, um von den zärtlichen Gesängen einer Grazie begeistert zu werden; er muß als Greis noch der jugendlichen Moral huldigen. Welche Forderungen!

Roussseau. Die Jugend ist die Stütze des menschlichen Geschlechtes, und die Meisterstücke in allen Künsten und Wissenschaften kommen von Jünglingen! Wie ärgere ich mich über die Narren, die in ihrem Alter auf ihre Jugend mit Verachtung herabsehen!

Zomelli. Trauen Sie keinem; es ist lauter Verstellung! Wie viele unter diesen Heuchlern würden sich von einer Medea in Stücke hauen und kochen lassen, wenn sie wieder jung werden könnten! Man findet auch noch Beispiele, daß große Genies bis in ihr Alter das jugendliche Feuer behalten haben, aber sehr selten; Lulli, Anacreon und Milton blieben immer wer sie waren.

Roussseau. Ich glaube, man könnte daraus beinahe eine allgemeine Regel machen: je älter ein Künstler wird, je schwächer wird sein Genie, und je geläuterter wird sein Geschmack. Im Winter ist die Luft heiter und reiner, und im Frühling voll von Dünsten; einige davon sind schädlich. Allein will man deswegen die Düfte junger Rosen, Nelken und Veilchen, den süßen Geruch der Blüthen entbehren? Wie Ihre Musik ist, so ist auch Ihre Malerei; Sie können den sublimen Mengs nicht schätzen,

ja nicht einmal dulden! Sie wissen nicht, wer Raphael war. Wer ist er?

Zomelli. Nicht so hart, Herr Rousseau! Jede Nation hat Mängel. Noch kein Volk hat die hohe Vollkommenheit, den Endzweck der Natur, erreicht. Italien hat Vorzüge vor Frankreich, und dieses vor jenem. —

Ich will den Unterschied zwischen Harmonie und Melodie noch deutlicher machen. Die Melodie ist weiter nichts, als eine empfindbare Harmonie. Nehmen Sie eine Melodie, welche Sie wollen, Sie können sie gleich in Harmonie verwandeln; und ferner läßt sich auch jeder harmonische Akkord in Melodie auflösen. Daß wir mehr bei der Melodie, als Harmonie fühlen, ist ein Beweis von der menschlichen Schwachheit. Wir können auf einmal nicht so verschiedene Töne zusammen denken und jeden besonders fühlen. Die Melodie entfaltet und entwickelt die Harmonie. Unfre Nerven und Aufmerksamkeit können jeden Ton besonders mit mehrerm Vergnügen fassen.

Rousseau. Allein Sie scheinen Ihren Sätzen zu widersprechen; auf diese Art verminderte in der Harmonie das Akkompagnement die Wirkung der Melodie? Ich glaube daher fest, daß die Musik der Griechen vollkommner als die unsrige war; alles war leicht und faßlich; das Akkompagnement war sehr einfach; sie hatten fast gar keins!

Zomelli. Was ich eben gesagt habe, versteht sich von der Harmonie ohne Melodie. Diese liegt zwar in jener; allein kein Ohr kann sie empfinden. Zum Beispiele können Sie hier alle die schweren Piecen der Deutschen nehmen. Diese verlangen wirklich eine göttliche Macht von unsern Ohren; sie sollen die Melodie aus dem Chaos

herausholen, und schön und vortrefflich herausholen! Unser Ohr ist kein Magnet, und die Melodie keine Eisenspäne. Diese Harmonie und Melodie zusammen wird dem Ohr viel schwerer, als die Melodie ganz allein. Wenn aber die Harmonie die Melodie begleitet, so wird diese dadurch dem Ohr faßlicher und richtiger; der Ausdruck wird bestimmter; wir können das Ganze eher auf einmal übersehen!

Rousseau. Sie haben Recht, die Melodie fließt ganz allein aus der Harmonie; allein es ist uns, da wir dieses wissen, noch immer eben so schwer, vortreffliche, ausdrückende Melodien zu machen; wir müssen dabei doch noch immer die Wirkungen der Töne und ihrer Verbindungen auf den Menschen, den Unterschied der Instrumente, die Stimmen von mancherlei Alter und Leidenschaften, die Sprache der Poesie ausstudirt haben; und dieses bleibt immer ein Werk des Genies.

Ich will Ihnen nicht wieder erzählen, was Sie mich schon oben zu lehren die Gütigkeit hatten; sondern Sie nur bitten, mir den Grund zu sagen, warum die mehrsten Virtuosen auf den Instrumenten, die vortrefflichsten Sänger und Sängerinnen so entsetzlich dumm seyn können, da so viel Studium von einem Tonkünstler erfordert wird? Sie werden die Erfahrung schon längstens davon gemacht haben; ich brauche Ihnen nicht erstlich Beispiele davon zu erzählen.

Tomelli. Das ist ein Räthsel für die größten Philosophen; ich habe mich oft darüber bis zum Erstaunen verwundert. Wir wollen doch diese Erfahrung untersuchen, und sehen, was wir herausbringen. Die Natur ist selten oder niemals so freigebig, daß sie einem Geschöpfe alle mögliche Vollkommenheiten mittheilt, Ariost und Petrarch mögen sagen, was sie wollen.

Roussseau. Die Stirnen der Ochsen bewaffnete sie mit Hörnern, mit Hufen die Füße der Pferde, den Hasen gab sie schnelle Läufe, dem Löwen einen Rachen voll Zähne, den Fischen das Schwimmen, Genie den Sokraten und Homeren, Schönheit und delikate Stimmen den Stugern und Weibern.

Jomelli. Die Damen werden Sie schon noch bestrafen lassen, daß Sie ihnen das Genie absprechen; und die Anakreone, Xenophone, Aristippe, Alcibiade und Consorten in den elysäischen Feldern werden Sie übel empfangen.

Roussseau. Wenigstens ist Genie bei einer schönen Person eben so selten, als bei der Tulpe der Geruch anzutreffen. Man muß, um ihnen zu gefallen, tausend Thorheiten begehen; sie können die Sokraten und Homere so wenig dulden, als die kalekutischen Hähne die Musik. Huart demonstirt es, daß die Schönheit mit dem Genie unverträglich ist.

Jomelli. Ich nehme mich wider Sie und alle Misogyne des schönen Geschlechts oder überhaupt der Schönheit an. Ich möchte die Demonstration hören!

Roussseau. Sie will mir eben nicht einfallen; allein er beweist es sehr gut! Und was brauche ich es lange zu beweisen, die tägliche Erfahrung ist schon genug; die Schönheit verträgt sich nicht mit dem feurigen Blute und den Lebensgeistern, und diese werden zum Genie erfordert.

Jomelli. O Herr Roussseau, nicht so hastig! Die Erfahrung ist völlig wider Sie. Die Frauenzimmer haben mehrentheils viel mehr Gefühl, als das männliche Geschlecht. Sehen Sie mehr Frauenzimmer oder Männer bei Ihren Corneillen und Voltairen, oder bei unsern Duranten und Pergolesen Zähren vergießen? Das Frauen-

zimmer hat ein ungleich feiner Gefühl, als die Mannspersonen; und ein Genie kann nicht ohne zarte Nerven seyn, und wenn es der größte Held wäre! Alexander und Cäsar, sie mußten ein so feines Gefühl haben, als Pindar und Alcäus; und Anakreon hatte vielleicht kein feineres, als Ninon.

Roussseau. Das gehört zum Geschmacke; allein Genie und Geschmack sind himmelweit unterschieden; sie können sogar von einander getrennt werden. Shakespeare hat wenig Geschmack, und Newton noch weniger; Alexander mehr als beide, und Carl der Zwölfte gar keinen. Daß ein feiner Geschmack ohne Genie seyn kann, beweisen insbesondre unsre Kunstrichter.

Jomelli. Herr Roussseau, Sie verirren sich! Die Griechen waren alle schön! Anakreon, Aristipp, Xenophon waren die schönsten Menschenkinder; und Sie werden doch nicht läugnen wollen, daß diese Genie hatten?

Roussseau. Die Zeiten der Griechen sind voll von Wundern und Fabeln; und doch, können wir gewiß überzeugt seyn, daß Aspasia schön war, und auch Genie hatte?

Jomelli. Sokrates war ja ihr Schüler, und Perikles, ein Mann, der die häßlichen Mädchen gar nicht lieb hatte, nahm sie zur Frau!

Roussseau. Wenn die Frauenzimmer in Frankreich den griechischen gleichen, so wollte ich gar nicht deswegen streiten. Allein die Französinnen herrschen, jene gehorchten; diese laufen immer in der Stadt herum, und besuchen täglich zwölferlei Gesellschaften, jene blieben den ganzen Tag zu Hause; diese spielen Karten und machen den Mann arm, und arbeiten nichts, und kleiden sich sogar nicht einmal vor Faulheit an und aus, jene wirkten, kochten und nähten; diese

urtheilen über alle Produkte des Genies, machen den Bär zum Virgil, das Aeffchen zum Herkules, beherrschen die Stadt, und wollen nicht einmal das thun, weswegen sie die Natur geschaffen hat, Kinder gebähren und erziehen; jene mußten in den Schauspielen in den Ecken sitzen, um nicht gesehen zu werden, diese setzen sich gar ins Orchester; jene durften sich bei Todesstrafe nicht bei den Olympischen Spielen sehen lassen, diese reiten auf Hengsten herum; jene empfanden nur Vergnügen in den Vorzügen ihrer Männer, und die Weisen allein theilten Bewunderung und Lob aus! Bei uns ist alles umgekehrt, das Unterste oben, das Oberste unten; zuletzt wird es noch so weit kommen, daß die Weiber Degen tragen, und den Männern befehlen, wenn sie sie lieben sollen. Wenn das Frauenzimmer eben so viel Genie haben könnte, als die Männer, so würden nicht die Gesetze aller Nationen sagen: der Mann soll dein Herr seyn!

Zomelli. Genie und Stärke des Körpers sind sehr weit von einander verschieden. Die Frauenzimmer haben eben solche Köpfe, eben solches Gehirn, wie wir; die Natur giebt ihnen oft feinere Nerven und flüchtigere Lebensgeister, als uns! Doch ist bei allem diesem Ihr Zorn gerecht; und um Sie zu befriedigen, will ich in Ihrem Tone fortfahren.

Die Nachtigall singt am vortrefflichsten unter allen Vögeln. Wie hell, wie stark sind ihre Töne! wie äußerst wollüstig ihre leisen Accente! wie süß, wie fein, wie entzückend ist ihre ganze Melodie! Man sollte glauben, sie müßte die Liebe viel zärtlicher empfinden, als das zärtlichste Mädchen! — Von dem feinen Gefühl kommt Scharfsinn; und dennoch wird Ihnen jeder Bauer und Jäger sagen, daß die Nachtigall der dümmste unter allen Vögeln ist. Ein Sperling hat

das mehrste Genie unter ihnen; er ist der verliebteste und wollüstigste, und dennoch singt er abscheulich!

Roussseau. Nichts ist wunderbarer, als so entzückend zu singen und so dumm zu seyn! Ich kann es gar nicht begreifen.

Zomelli. Wir haben ähnliche Beispiele unter den Menschen. Die größten Genies handeln auch oft am wunderlichsten. Petrarch, der so feurig, so brennend durstig nach den Küssen seiner Laura war, traf sie in einer Quelle unter den muthig machenden Schatten der Bäume nackt im Bade an; ihre Kleider lagen seitwärts. Was würde der Jüngling, ja sogar der Greis Anakreon? was würde Dvid? was würden alle Heiligen gethan haben? Und was that Petrarch, was that Laura? „Sie spritzt ihn schalkhaft voll“ und er? „er lief davon!“

Roussseau. Das ist die schönste, die erhabenste Handlung, die ich gehört habe! Ich kann sie ohnmöglich als Erklärung von der Dummheit der Nachtigall annehmen. Zu welchen unsterblichen Thaten muß ein solcher Sinn verleitet haben!

Zomelli. Ihre Gressete und Chaulieuen würden gewaltig über Sie lachen, wenn sie dieß hörten; und Grecourt würde sagen: zu nichts weniger als zu unsterblichen Thaten! Allein Sie haben Recht; ich bewundre Ihr empfindliches Herz, Ihre schöne Seele; denn dieses zu sagen, muß man ein Gefühl haben, dergleichen Engel kaum haben können! Man muß das Grobe der Menschheit ausgezogen haben! Wenn Petrarch nicht auf die Nachtigall paßt, so schießt sich doch diese, neben vielen von unsern vortrefflichen Sängern und Virtuosen zu stehen. Es scheint, als wenn witzige, scharfsinnige Personen sehr selten eine gute Stimme haben könnten. Dieses mußte man schon bei den Alten glauben; denn Sänger und Sängern

afen allzeit Bohnen, um gut singen zu können; und Bohnen und Früchte von der Art sollen ja nach der Lehre der Physiker Lebensgeist und Blut hervorbringen, welches sich zu nichts weniger schickt, als zur Delikatesse! Man soll bei lange anhaltendem Gebrauche der Bohnenspeise sogar dumm werden, wenn man vorher klug gewesen wäre.

Roussseau. Ich habe lachen müssen, wie ich die Stelle im Isidor de divinis officiis l. 2. c. 12. gelesen habe; er sagte da ohngefähr: die Alten enthielten sich vorher der Speise, wenn sie singen sollten; allein Bohnen aßen sie beständig, um ihre Stimmen gut zu erhalten; darum hießen die Sänger bei den Heiden Bohnenfresser (vnde cantores apud gentiles fabarii dicti sunt).

Ich kenne ein Mädchen von mittelmäßiger Schönheit, (wenn die dümmsten Gesichtszüge und närrischsten Geberden und Bewegungen einem Mädchen noch Schönheit lassen können,) allein von der unbegreiflichsten Einfalt. Dieses Mädchen hat eine Stimme, schöner kann man keine im Ideal sich denken! Manieren, Accente, Sprache, Betragen — alles bis zur Entzückung! Sie singt vortrefflich! Die Läufer (Roulades) vollendet sie in der größten Geschwindigkeit und mit dem vollkommensten Ausdrucke von Leidenschaft! und — mit der dümmsten Miene von der Welt, und ohne die geringste Bewegung des Körpers! Wie ich sie zum erstenmale singen sah, so riebe ich meine Augen mehr als zwanzigmal, und guckte rund herum; ich dachte immer, ich sähe nicht richtig. Und gleich darauf ließ sich in dem nämlichen Concerte ein Virtuose auf dem Violoncello hören — höher kann die Kunst nicht getrieben werden! Er spielte so göttlich, daß alle Nerven im Leibe, samt Seele und Herz, in den Zuhörern zu tanzen anfingen. Ich sagte darauf zu ihm: mein Herr,

Sie spielen unübertrefflich! Er sagte darauf: das brauchen Sie mir nicht erstlich zu sagen, das weiß ich so! Ich will nur so viel mit meinem Spielen verdienen, daß ich leben kann, dann Instrument und Noten ins Feuer schmeißen! Warum dieses? „Weil die ganze Musik für Kinder, und nicht für ernsthafte Leute ist; weil sie Gelegenheit zu bösen Handlungen giebt, und der Wollust fröhnt; kurz, weil die Geiger und Pfeifer vom Jubal, einem Enkel des gottlosen Cains, ihren Ursprung haben! Nun und nimmermehr einen Griff!“ Und seit dieser Zeit hat man diesen wunderlichen Mann auch nicht wieder dazu bereden können.

Zomelli. Das ist das lächerlichste Beispiel, so ich noch gehört habe. Doch nein; ich kenne einen Mann vom nämlichen Schlage, der in seiner Jugend die vortrefflichsten, genievollsten Gedichte gesungen hat, und nun auf sie schimpft und mit der größten Verachtung herabsieht, als auf unnütze Spielereien seines noch unentwickelten Genies. Man hat ihn schon versichert, daß diese Gedichte ganz allein auf die Nachwelt kommen, und die Enkel sie bewundern würden, wenn viele Folianten, die Geburten seines kalt gewordenen Kopfs, längst die Würmer verzehrt hätten! Allein sagen Sie ums Himmels willen von unsern Gesprächen keinem Frauenzimmer Etwas; sonst wird keines mehr singen wollen. Nun im Ernste zur philosophischen Betrachtung darüber!

Es ist nichts leichter, als aus Gewohnheit und Aufzziehung einige mit Fleiß erlernte Accente und Künsteleien auf Instrumenten für ein Produkt des Genies anzusehen. Man kann sich von einer einzigen auswendig gelernten Cadenz täuschen lassen. Ein scharfsinniges, genau aufmerksames Ohr aber wird dem Herzen gleich den Unterschied zwischen den wahren affektvollen, sentimentalischen und den

erlernten und durch die Gewohnheit künstlich gemachten Accenten sagen; die Bewegungen ihres Körpers werden ihren Accenten noch weniger entsprechen, als diese den Leidenschaften. Sie können rühren und vergnügen, wie Nachtigallen. Allein nie werden sie Wuth und Aufruhr, Entzücken und wollüstige Zärtlichkeit ins Herz, Zähren in die Augen, und den Himmel in die Nienen tragen, wie die Faustinen und Cuzzonen, wie Farinelli und Porpora. Nein, das können sie nie! Hier müssen sie die Flügel sinken lassen; das kann allein das schöpferische Genie, und die dummköpfigen Virtuosen werden nie Durante werden. Wenn dies ein Dummkopf könnte — dann gehab dich wohl, Musik! Nie will ich eine Feder wieder ansetzen; denn du bist nicht mehr Kunst! Um komponiren zu können, braucht man kein Genie zu seyn; dieses will ich dem dümmsten Jungen binnen zwölf Stunden lehren, die Noten von ein Paar Akkorden einzeln auszusetzen, in Terzen und Sexten die Melodie fortlaufen zu lassen, auch ein Paar Dissonanzen zu mischen, alles nach dem Takt und den mechanischen Regeln der Kunst; das ist so leicht zu erlernen, als das Multipliciren in der Rechenkunst, wenn es auch noch so hübsch klingt! Dieses kann ein Dummkopf bisweilen noch eher lernen, als ein Genie! und leider hält man dieses mehrentheils, insbesondre in Deutschland, für den Beweis eines musikalischen Geistes!

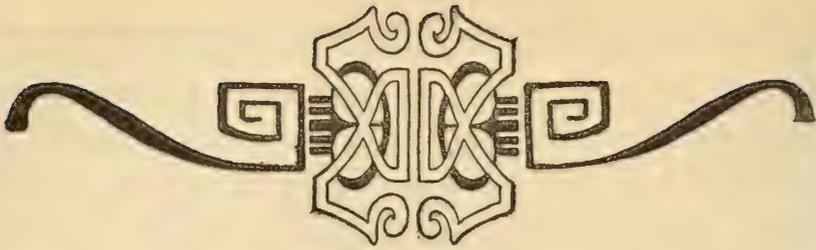
Roussseau. Herr Tomelli, auch in Frankreich!

Tomelli. Und Ihre Kunstrichter halten in der Musik Versmacher und Poeten immer für einerlei! Und wenn der Letztere einen schlechten Vers macht, der Gedanke mag noch so vortrefflich seyn, so setzen sie den Versmacher über ihn. So machten sie es mit dem zärtlichen Filz und andern. Und Ihr großer Braun mußte in den vortrefflichen

Sachen, die für er Sie machte, bisweilen diesem Geschmacke folgen. Einige Beispiele werden Ihnen davon aus seinem berühmten Tode Jesu bekannt seyn. Von dem *stabat mater* unsers Pergolese müssen sie wider Willen nun sagen, daß es schön ist; allein sie fügen allzeit hinzu: die zwei Fugen übertreffen alles.

Roussseau. Und sie sagen doch beständig in ihrer Theorie von schönen Künsten und Wissenschaften: in der Musik übertreffen wir gegenwärtig alle Nationen; und die Choren haben noch kein lyrisches Nationalstück, keine Oper! Ihre Sprache schickt sich zur Musik, wie — (das kann ich vor Bosheit über die Unverschämtheit dieses wunderlichen Mannes unmöglich übersetzen. Vom Herrn Tomelli ließe ich es mir noch gefallen; allein dieser macht es wahrhaftig gar zu bunt). Ihre Tanzmelodien müssen sie sich von Frankreich verschreiben lassen, und ihre Concerte und Symphonien gleichen einander wie die Schuhe! (Es ist unausstehlich! Ich mag die Schimpfworte dieses Gallensüchtigen nicht abschreiben.) Allein — fährt er fort — hilft die Mathematik der Musik nichts? Kann man sie nicht durch die Ausrechnung der Proportionen vervollkommen? — — —





Zweiter Dialog.

Die Prinzessin ***, Metastasio und die Grazien.

Die Prinzessin.

Nein — ich will mich ihm nicht nahen — nein! das wäre eine von den unverzeihlichsten Sünden! — ich will ihn nicht stören! er arbeitet für das Vergnügen, für die Wollust, für die Entzückungen der Weisen, die jetzt leben und binnen Jahrtausenden leben werden, für die Entzückungen der Mädchen, Jünglinge und Greise. Jetzt wandelt sein Geist in dem Paradiese seiner Phantasie herum! —

In ihm leben die schönsten Gedanken, die die schönsten Seelen der größten Genieen dachten! Jetzt ist einer der allerschönsten seinem Genius gegenwärtig! Wie göttlich heiter ist sein Gesicht! eine kleine Wellenlinie in der Stirne macht es zum Gesichte der denkenden Schönheit. Jetzt bewegen sich seine Lippen! ein sanfter Hauch fährt hindurch, wie eine Welle durch Blumen! Jetzt schreibt er den schönen Gedanken in der Sprache der Musen und Grazien auf! —

Ihr Rosen, euch pflanzten die Musen um seine Laube, düftet ihm eure Seelen aus und seid stolz darauf, daß er euer Leben athmet! —

Ihr Zephyre, entfernt von ihm alle unseligen Ausflüsse der Natur! Und ihr Nachtigallen, macht eine sanftere Harmonie in die Luft! Sie gleiche der heiligen Dämmerung seiner Laube!

Wie wenig sind der Edeln, der Weisen unter den Großen Europens, welche den göttlichen Genius, die Würde dieses Mannes einsehen, einsehen können!

Nichts ist seltner, als ein Mann von Genie! Man kann allezeit eine Million Menschen gegen einen einzigen rechnen; und noch ersticken die mehrsten unter diesen Wenigen in der Blüthe! Die mehrsten Menschen sind Pöbel, oder Thiere, die durch die Auferziehung zu menschlichen Maschinen gemacht worden sind.

Leider sind die Menschen so sehr von ihrer göttlichen Würde herabgesunken, daß sie die Verdienste nach dem Adel der Geburt schätzen! Nichts ist unerträglicher, als die Lobeserhebungen slavischer Dichter, wenn sie einer Königin oder einem König ein Kompliment damit machen, daß sie über viele Nationen herrschen, daß es in ihrer Gewalt steht, Millionen glücklich oder unglücklich zu machen, und ihr und ihm ein halbes Duzt Beinamen von großen Eroberern und Königinnen geben, die sie nicht einmal zu kennen das Verdienst haben.

Diese Elenden sind eben daran Ursache, daß sie nicht in die Geschichte der Vorwelt sehen und daraus ihre Pflicht lernen. Macht und Reichthum eines Monarchen kömmt nicht auf die Nachwelt, nicht angeerbte, sondern persönliche Verdienste. Wie viele Namen stehen in unserer Geschichte eben so unbedeutend, als im Kalender!

und wie viele Namen stehen daselbst, über welche man mit den Augen schnell hinwegfährt, um sich keine unangenehme Stunde zu machen! Bei den erstern denkt man nichts, und bei den andern wünscht man nichts zu denken. Man kommt durch eine leere Wüste in eine mit Schlangen und Ungeheuern angefüllte Gegend.

Nur wenige glänzen als wohlthätige Sterne! Nur wenige waren Väter ihrer Unterthanen! Nur wenige sind als Helden für das Wohl der Menschen bekannt!

O wie strahlen die griechischen Helden, die Verfechter des Vaterlandes aus ihrer Nacht hervor! aus der Nacht einer halben Ewigkeit bligen sie mit ihren Thaten Verwunderung und Erstaunen in unsern Busen! Klein war ihr Land, aber viel ihrer Helden! So hat eine Flasche Tokayer mehr Geist, als der halbe Ocean! Bei ihnen war persönliche Tapferkeit; bei uns findet gar keine Tapferkeit mehr Statt; Tollkühnheit oder List macht unsere Helden berühmt. Unsere Geschichtschreiber sind sehr freigebig mit den Beinamen: Alexander, Leonidas, Hannibal, Scipio und Cäsar; wenn sie nur nicht noch das Wörtchen: Mehr, dazu setzten, so verzeigte man es den Poltrons. Es ist wahr, oft glänzt ein neuer Held mehr, als ein alter, weil der Mond uns größer scheinen muß, als der Sirius; allein die Weisen sollten wissen, welcher Stern unter beiden am größten wäre! Was geht sie der Schein an? Wie froh bin ich, daß ich einmal denken kann, wie ich will! O ihr Kleinen dieser Erde, wüßtet ihr, in welcher Sklaverei die Großen leben müssen, ihr würdet sie nicht beneiden!

Ihnen ist die Glückseligkeit der Freundschaft und der Liebe versagt! Ihre Freunde sind Sklaven und Schmeichler, Sklaven aus Interesse, und Schmeichler aus Etiquette, oder Sklaven und Schmeichler

aus Interesse und Etiquette; und folglich sind sie auch gezwungen, ihnen ihre Seele nicht zu zeigen aus Interesse und Etiquette.

Nichts ist lächerlicher, als die Liebe der Großen dieser Erde. Ihre Heirathen werden durch nichts weniger als die Liebe geschlossen, die Staatsgesetze und die Politik schließen sie. Kinder werden vermählt, die noch nicht wissen, warum sie ihre Aeltern Vater und Mutter nennen.

Diese pflanzen den Adel von Vater und Mutter fort; denn die Seelen haben eben so gut verschiedene Racen, wie arabische Pferde. Es wundert mich, daß die Großen es litten, daß Locke ein Buch herausgeben durfte, worin er so scharfsinnig bewies, daß es keine angebohrne Gedanken geben könne. Es war dieses ein wahres crimen laesae majestatis; allein eben besinn' ich mich, daß Locke ein Engländer war.

Ihre Liebe außer der Ehe ist mehrentheils Nothzüchtigung; auch Damen können nothzüchtigen!

Allein, ihr Weisen unter den Unterthanen, oder vielmehr ihr weisen Weltbürger, spottet nicht über die Großen dieser Welt! Beklaget sie vielmehr, daß sie großentheils so elende Aufzuehung haben, wie Wilde aufwachsen, und weiter nichts als Etiquette lernen müssen. Könnet ihr von Jemanden verlangen, den Homer griechisch zu lesen und zu verstehen, der die griechischen Buchstaben nicht kennt?

Ihnen ist noch nicht bekannt, daß die Künste und Wissenschaften und das Genie den Menschen allein adeln; könnt ihr es ihnen verdenken, daß sie Ahnen, Geld und Aemter für Verdienste halten?

Lehret ihnen erst die wahre philosophische Bestimmung des Menschen, dann werden sie euch schätzen. —

Allein die Herren von Genie sind selbst Ursache davon, daß man sie nicht nach Verdiensten schätzt, warum machen sie sich durch ihre vielen Opfer selbst geringe und unbedeutend? Doch, wem sollen sie opfern? und opfern müssen sie!

Doch noch ein Punkt ist auszumachen: wer sind die Weisen in Deutschland, die sich über die Großen beschweren können, daß sie nicht nach Verdiensten geschätzt werden?

Ein Seelenspiegel wäre wahrhaftig eine wichtige Erfindung! Viele könnten wenigstens daraus einsehen, daß ihre Seelen nicht die höchste griechische Schönheit hätten; denn eine Häßlichkeit kann doch niemand in einem Spiegel erkennen? Ein Scarron, das lateinische Z glaubt Grazie und Reize zu haben — und hätt' er nicht Recht, dieses zu glauben, da Maintenon seine Frau war?

Bleibt je ein Metastasio unbelohnt, so ist er gewiß mehrentheils selbst Schuld daran. Ein Juwelier würde nicht viel verdienen, wenn er seine diamantnen Bauren allein verkaufen wollte.*)

Genieen können sich selten selbst belohnen; denn jedes muß sich selbst auf die Nachwelt bringen können; Liebhaber und Kenner müssen belohnen. Deswegen schicken die Italiener ihre Virtuosen zu andern Nationen; denn jeder kann dann einen Kapellmeister vorstellen, so wie jeder Spartaner einen Feldherrn. —

Jetzt wandelt er aus seiner Laube; seine Empfindung, sein Herz hält ein Gespräch mit seinem Genius, noch überliest er sein Gedicht; jetzt lächelt sein Herz seiner Seele Beifall zu; — es muß vortrefflich seyn; ich will es sehen, und ihm eine Rose abpflücken. Auch Kleinigz

*) Mengs, Winkelmann, Wille und andere befanden und befinden sich wohl, da sie sich nach dieser Regel gerichtet haben.

keiten bezaubern die Seelen großer Männer — Das ist eine Helene unter den Rosen — Jetzt sieht er mich!

Metastasio. Prinzessin —

Prinzessin. Ist diese Rose nicht schön, Metastasio?

Metastasio. So war die Göttin von Paphos in der Phantasie unserer Titiane, wie Sie hier mit der Rose in den Fingern stehen; allein sie konnte nicht so unbeschädigt aus ihren Köpfen, wie aus der Muschel auf Paphos, ins Leben gehen.

Prinzessin. Sie haben wohl meine Frage nicht recht verstanden, Herr Metastasio? Ich fragte Sie, ob diese Rose — und nicht, ob ich schön wäre!

Metastasio. Ich konnte Ihnen keine Antwort auf Ihre Frage geben, Prinzessin, weil Sie die größte Kennerin des Schönen sind, und gewiß meine Meinung von der Schönheit dieser Rose nicht im Ernste verlangten.

Prinzessin. Allein, mein Herr Metastasio, warum ist diese Rose schön?

Metastasio. Ich bin kein Philosoph, und kann folglich nicht demonstrieren, worin die Schönheit besteht. Ihre Sinnen werden Ihnen besser zeigen, warum sie schön ist, als meine, weil Ihre Sinnen die meinigen so sehr übertreffen, daß —

Prinzessin. Sie wollen sagen, meine Sinnen wären vollkommener als die Ihrigen, und Sie sagen dafür: sie wären schöner. Allein Schönheit und Vollkommenheit ist doch nicht einerlei? Warum wollen Sie mir aber nicht gestehen, daß diese Rose schön ist?

Metastasio. Sie ist vortrefflich, die schönste unter allen Rosen, die ich noch gesehen habe — Ich mache hier der Rose kein Kompliment, Prinzessin; ich muß Ihnen zuvorkommen, sonst möchten Sie mich

dessen beschuldigen — Ihre Farbe erreicht beinahe die Schönheit Ihrer Wangen!

Prinzessin. Ich hör es, daß Sie eben die Musen begeistert haben! Ohne durch das Kompliment auf die Schönheit meiner Wangen partheiisch worden zu seyn, muß ich doch gestehen, daß diese Rose eine von den schönsten ist, die ich noch gesehen habe, und daß ich sie für würdig halte, mit ihren Düften Ihre Seele zu bewirthen.

Metastasio. O Prinzessin, Sie bezaubern mich! — welche —

Prinzessin. Wir sogenannte Großen handeln doch niemals ohne Interesse, lieber Metastasio! Sie müssen mir dafür das Gedicht zeigen, welches Sie hierin versteckten, als Sie das Unglück hatten, in Ihrer Begeisterung von mir überrascht zu werden.

Metastasio. Seyn Sie gnädig; ich kann und darf es noch nicht sehen lassen; es ist ein Embryo, der vor der Sonne stirbt. Es ist noch unreif, unzeitig, unordentlich.

Prinzessin. Jetzt bin ich strenge, und gehe nicht von meiner Bitte ab; man muß euch Dichter doch auch einmal im Negligé betrachten; ihr sagt immer, wir Damen wären am schönsten darinnen; wer weiß, ist es bei euch eben so! Heraus! heraus! Es ist mir sehr lieb, daß ich Sie eben so erwische.

Metastasio. Gnade! Gnade! ich kann nicht!

Prinzessin. Heraus! heraus!

Metastasio. Ich muß mich ja schämen, Ihnen eins von meinen Kindern so nackend unter die Augen treten zu lassen.

Prinzessin. Die Maler und Bildhauer zeigen ihre Meisterstücke im Nackenden! Ihr Gedicht wird sich wie ein schönes Mädchen schämen; die Schaam ist nur der Schönheit eigen. Heraus damit!

Benigstens müssen Sie mir meine Rose wieder geben, Herr Metastasio, wenn Sie es nicht thun.

Metastasio. Die Bedingung ist zu hart. Hier haben Sie es denn.

Prinzessin. O Himmel! die gerächten Grazien! Ei! ei! das muß was vortreffliches seyn.

Senza di noi scintillerà si bella. Das ist der wahre Zorn einer Grazie in der ächten Sprache der Musen und Grazien ausgedrückt. Die italienische Sprache hat etwas übermenschliches in ihrem Tone, was göttliches, welches alle andere Sprachen nicht haben. So hat die Mediceische Venus etwas göttliches im Ausdruck, welches man bei keiner unsers Geschlechts antreffen wird.

Metastasio. Außer bei Ihnen, Prinzessin.

Prinzessin. Wie treuherzig Sie das sagen! Sie haben es weit in der Schmeichelei gebracht.

Il fren di rose. Ihnen sitzen die Grazien im Kopfe! Ich kann sonst nicht begreifen, wie Sie so gut die Sprache derselben reden können.

Figlie di Gione. Ich glaubte, sie wären Töchter der Venus und des Bacchus?

Metastasio. Die mehrsten Alten geben sie für Kinder des Zeus und der Eurynome aus. Ihr Ursprung wird verschieden angegeben, so wie der mehrsten Götter und Göttinnen.

Prinzessin. Die alten Dichter glaubten wohl eine Göttin zu beschimpfen, wenn sie ihren Kindern einen gewissen Vater gegeben hätten, und die Kinder dazu.

Metastasio. Ich glaube, daß diese Anmerkung eine vortreffliche Antwort auf die Beschimpfungen der Mythologie ist.

Prinzessin. *ma mi piago la mano.* Eine zum höchsten Ideal empor gehobene Grazie kann nur so erzählen. Der Charakter Amors kann nicht vortrefflicher gezeichnet werden.

Metastasio. Die Erzählung ist nachgeahmt Prinzessin. Die griechischen Grazien haben sie ihrem Priester, dem Anakreon, eingegeben. Ich habe die Erzählung nur zu meinem Endzwecke bearbeitet.

Prinzessin. Nur ein Genie, das sich seiner hohen Größe bewusst ist, kann so offenherzig gegen ein unwissendes Frauenzimmer seyn. Dieses Geständniß ist mir mehr als alle Beweise der Kunststriche, daß Sie das Original weit übertreffen.

guardommi e rise. Welch ein vortreffliches Gemählde! Wo find' ich einen Mahler der Grazien, der mir es mahlte?

Minaccia? — In Ihren Arien sind Sie unübertrefflich! Sie sind so musikalisch, daß die Erfindung der Melodie dem Komponisten gar nicht schwer werden kann! Doch — ich glaube, daß hier ein Komponist vollkommen die Lage eines Mahlers hat; die Grazie besteht in so einfachen Zügen, daß man glauben sollte, ein Mahler müßte sie sehr leicht in sein Gemählde übertragen können; und vielleicht hat die Grazie, welche Titian über seine schlafende Venus hauchte, ihm mehr Mühe als das übrige gekostet; diese Linien glitschen so sanft und so schnell über die Lippen dahin, daß einer Adlers-Augen haben muß, wenn er sie erhaschen will. Ein Tonkünstler muß ein Guido und Raphael und Titian seyn; wenn er dieses zornige, grazienvolle Musikalische in dieser Ariette erhaschen und in seiner Melodie festsetzen will. Die Grazie ist fast mehr bei der Musik zu Hause, als in den übrigen Künsten. Allein die kleinen Accente, welche die großen italienischen Tonkünstler wie Blice in

ihren Melodien entstehen und schnell wieder verschwinden lassen, diese aus dem Munde leicht schlüpfenden Töne einer vortrefflichen Tänzerin, diese Töne, welche ihrem Gesichte mit Gewalt Grazie geben — kurz, die Grazie in allen Künsten läßt sich nur von Genieen erhaschen, welchen die Natur so viel bezaubernde Reize gegeben hat, daß sie sich gutwillig von ihm fangen läßt. Einen solchen bezaubernden Genius haben Sie, lieber Metastasio. Wem die Natur aber nicht so viel Reize gegeben hat, als dazu erfordert werden, einer Grazie liebenswürdig vorzukommen, dem wird sie auch nie erlauben, sie zu haschen, und wenn er der größte Jäger der Schönheit, wenn er selbst Apoll wäre, sie wird sich eher wie Daphne in einen Lorbeerbaum verwandeln, als sich von ihm fangen lassen.

Man giebt wohl eben deswegen die Grazien für Mädchen aus, deren jungfräulichen Gürtel noch kein Gott und Sterblicher hätte auflösen können, weil sie gleich dem Genius dem wieder aus der Hand schlüpfen, der sie erhascht hat. Die wenigen sind wohl außerordentlich glücklich, denen sie drei Küsse auf einmal erlauben! Allein Ihr Glück übertrifft das Glück aller Sterblichen, Herr Metastasio, da sie, wie ich eben sehe, alle drei so lange bei Ihnen blieben, daß Ihnen jede eine ganze Begebenheit erzählte. Sie werden Ihnen doch wohl nicht gar, Herr Metastasio —

Metastasio. Ich fühle einen Gott in mir! — o machen Sie meinen Genius nicht zu stolz, Prinzessin!

Prinzessin. *Il loco ombroso — soave obblío.* Nur mit der italienischen Sprache kann man ein solches musikalisches Gemählde machen. Ihr armen Deutschen! dieses in eurer Sprache auszudrücken, ist Unmöglichkeit! —

m'intrico. Hier haben Sie den künftigen Guidonen ein Meister:

fück, ein Original vorgemahlt, welches sie schwerlich werden erreichen können.

sarei. O Uglai! Uglai! Meine Geniuffin umarmt sich mit dir! O göttliches Mädchen! Welche Unschuld! O Uglai! Uglai! o allerliebste Uglai! Und o du leichtfertiger, tückischer Amor!

Metastasio. Sie lassen sich zu weit von Ihrer Höhe herunter, vortreffliche Prinzessin!

Prinzessin. O erlauben Sie mir doch, mich Schwester Ihrer Uglai zu nennen. Ich bin noch nicht achtzehn Jahre alt, und auch ein ganz hübsches Mädchen, wie man mir weiß gemacht hat. — si ma non dura. Welche Sanftmuth!

Ch'egli è fanciullo ancor. Dieser Vers ist in Ihrer Urie, wie die schönste Seele in dem schönsten Leibe. Uglai steht lebendig vor mir.

Ich muß mich nur einstweilen geschwind über alle die Schönheiten freuen, weil meine Neugierde mir nicht erlaubt, wo stehen zu bleiben.

piangea. O der Tückische!

guarda. Das ist Amor, der Sohn der Venus! der wahre Amor. So stark, so getreu, so ächt griechisch hab' ich seinen Charakter nie gezeichnet gefunden.

delusa. Wie naiv! — Ich mag nicht mehr loben, mein Lob wird geringer dadurch. Und doch kann ich mich nicht zwingen, nicht zu loben.

viltà. Die Vortrefflichkeit verbietet mir das Lob.

eure. Venus muß wahrhaftig sehr weise gewesen seyn, auch dieses ist ein Beweis davon. Das Schicksal hatte vergessen, den Grazien anzubefehlen, was sie am besten thun konnten. Venus entdeckte

dieses neue Talent. Ich halte sie für weiser, als Pallas; nicht allein, weil sie diese beim Streit um den Apfel an Weisheit übertraf, sondern weil sie überhaupt immer neue Entdeckungen machte. Sie müssen dieses als Poet besser wissen, als ich. — So sind die großen Poeten, Mahler und andre Künstler weiser, als die Weisen oder Philosophen. Die Musen und Venus mit den Grazien und Amor werden doch wohl mehr wissen, als eine Pallas, deren Weisheit oft nur in der Megide bestand, wie die Weisheit der Gelehrten zu den Zeiten des Galilei, und vielleicht noch jetzt in manchen Ländern, in Gefängnissen.

Elisa. Sie sind ein Meister in allen. Glückliche Kaiserin, die das Glück hat, von einem Metastasio auf die Nachwelt gebracht zu werden!

Venere avia. In diesen Zeilen werden die Philosophen ihre Schüler die Grazie angaffen lassen.

Die gerächten Grazien sind ein Drama, ein Gedicht so niedlich, so voll süßer Gedanken, so voll schöner Gemähdchen, so voll von musikalischen Versen, und im Ganzen so vollkommen schön, daß es die hohe Schönheit, die höchste Vollkommenheit erreicht hat, worüber nichts ohne Verletzung der Schönheit gehen kann. So wie ein Mädchen, wenn es den höchsten Grad der Jugend erreicht hat, von den hohen Graden der Schönheit wieder absteigt, wie Rosen anfangen zu welken, wenn sie in ihrer höchsten Blüthe sind, so —

Metastasio. Sie machen dieser Kleinigkeit zu viel Lobsprüche. Dieses Gedichtchen hat vielleicht noch verschiedene Fehler; wir Poeten müssen immer feilen; ich werd' es auch hier thun müssen, zumal da ich es binnen einigen Stunden sehr schnell verfertigt habe.

Prinzessin. Nicht eine Sylbe dürfen Sie ändern! Was Grazie haben soll, muß auch die Natur der Grazie haben; ihre Natur verlangt das schnell hinwegschlüpfende, folglich muß ein solches Gedichtchen auch wie mit einem Hauch ins Leben geblasen zu seyn scheinen.

Ihr Dichter geht oft mit euren Geisteskindern um, wie unsre Ammen mit den Kindern — ja da weiß ich denn keinen Ausdruck — mit den Kindern vom Weibe geböhren. Was müssen diese nicht ausstehen, zumal wenn sie das Unglück haben, weiblich gestaltet zu seyn. Gepreßt bei uns unter den Rippen, und bei den Chinesern an den Füßen werden sie, daß ihre ganze Form so gezwungen wird, und daß sie gegen die Form der Natur sich verhalten, wie die elende Kopie eines Schülers von der Mediceischen Venus zum Original. So machen es die mehrsten Dichter auch mit ihren Werken! Bessert die Form der Natur nicht mit Fischbein, und die Gestalt der Kinder des Genies nicht mit Verstande.

Metastasio. Prinzessin, der Genius selbst kann verbessern, so wie die Natur oft die Fehler der Kinder nach und nach verbessert; und dann ist, was dieses betrifft, auch noch ein großer Unterschied zwischen der Entstehung der Kinder des Geistes und der Kinder vom Weibe geböhren. Allein die sogenannte Sokratische Arbeit ist jedem Genie unverständig.

Prinzessin. Was ist Sokratische Arbeit?

Metastasio. Sokrates arbeitete zehn Jahre an einer kurzen Rede. Sie sollte ein Meisterstück werden, wornach sich unsre Redner bilden könnten.

Prinzessin. O das ist zu arg. Zehn Jahre an einer kurzen Rede

zu arbeiten! Was ist das für ein Genius, der sich selbst in solche sclavische Fesseln zwingen kann? — Doch genug davon.

Man wirft der Oper vor, daß sie unnatürlich wäre, indem es lächerlich sey, wenn Herkules und Alexander ihre heroischen Gedanken mit allem Pomp der Musik begleitet sängen. Man kann nichts auf diesen Einwurf antworten, als — daß das Lächerliche bei der vorzrefflichen Aufführung nur kalte Philosophen fühlen können, deren Köpfe und Ohren unerhitzbare Lebensgeister und keine Verbindung mit dem Herzen haben. Auch diesen Einwurf kann man Ihren gerächten Grazien nicht machen. Bei einer Grazie wird man doch wohl den Gesang nicht für unnatürlich halten?

Metastasio. Ich glaube aber, daß man noch viele Gründe zu zweifeln hat, ob die singenden Alexander und Herkulesse auch wirklich lächerlich seyen.

Wie man die Oper erfunden hatte, mußte man es ohne Zweifel glauben; denn die Poeten wagten es nicht, Menschen auf das Theater zu bringen, sondern sie ließen Götter und Teufel und Nymphen und Feen auftreten; und wenn sie es auch wagten, so mußte doch ein Gott den sogenannten Knoten aufwickeln. Die Thoren hatten nicht so viel Menschenverstand, einzusehen, daß Götter noch lächerlicher dabei waren, als Menschen.

Die unter den Menschen erscheinenden Götter waren schon lächerlich zu den Zeiten, da man noch an sie glaubte, sie verehrte und ihnen Opfer brachte; Euripides selbst führt seine Götter und Göttinnen nur deswegen auf das Theater, damit er über sie spotten konnte. Nichts ist lächerlicher, als wenn der alte Zeus von seinem antiken Himmel herunter steigen muß, um den Mangel des Genie bei einem

Poeten zu ersetzen und durch Entdeckung einer Narrheit bei einer schrecklich tragischen Handlung den Knoten entzwei zu hauen.

Prinzessin. Ihren Grazien kann man wohl dieses nicht vorwerfen. Sie führen uns in das Paradies des Homerischen Himmels, und lassen uns daselbst die schönsten ihrer Göttinnen betrachten. Sie lösen keinen Knoten auf. Die Handlung ist so klein, so schön, so vortrefflich ausgedacht, und dabei der Phantasie so wahrscheinlich, daß sie uns täuschen und mit der wirklichen Gegenwart der Grazien überraschen muß. Sie versetzen uns in den griechischen Himmel, wie ein vortrefflicher griechischer Dichter und Maler seine Zeitverwandten dahin zauberte. Herr Metastasio, sollten wir nicht eben so weit in der dramatischen Kunst seyn, als die Griechen?

Metastasio. Eine vortreffliche Oper ist das hohe Meisterstück der dramatischen Kunst. Den Neuern war ihre Erfindung vorbehalten; denn die Alten hatten sie nicht. Die griechische Tragödie war noch gar keine Oper, wie einige Gelehrte sie dafür haben ausgegeben wollen. Weiter kann man nichts behaupten, als daß die griechischen Tragödien bei der Aufführung höchstens eine Aehnlichkeit mit unsern Recitativen hatten. Die Griechen hatten den höchsten Grad der Vollkommenheit ihrer Musik erreicht, und wir vielleicht den höchsten Grad der Vollkommenheit der unsrigen. Die musikalischen Instrumente der Griechen waren um sehr viel unvollkommner, als die unsrigen. Sie konnten solche nur zum Akkompagnement brauchen; und in ihrem Akkompagnement waren sie ohne Zweifel bis zum höchsten Grad der Vollkommenheit gekommen, so wie auch beim Singen. Ich glaube aber nun daraus den Schluß machen zu können, daß unsre Musik um so viel vollkommner ist, als unsere Instrumente die griechischen übertreffen. Wenigstens ist die Instrumentalmusik

um so viel vollkommner. Unsere Virtuosen können ohne allen Zweifel ihre Clavecins und Violinen eben so vortrefflich spielen, als die Griechen ihre Barbitons; denn es läßt sich bei einigen Virtuosen kein höherer Grad der Vollkommenheit mehr denken. Ihr Barbiton konnte höchstens kein vollkommneres Instrument seyn, als unsere Harfe. Um wie viel also ein vortreffliches Clavecin vollkommner ist als eine Harfe, um so viel vollkommner ist auch unsere Instrumentalmusik.

Prinzessin. Der Beweis scheint sehr bündig zu seyn; allein die Köpfe mit fremden Haaren werden ihn doch wohl nicht für bündig halten. Sie werden sagen, wer weiß ob ihr Barbiton nicht ein eben so vollkommnes Instrument war, als unser Clavecin? denn es giebt Gelehrte, die sich nicht schämen zu behaupten, das Schiff des Ulysses wäre so groß gewesen, wie ein großes Engländisches Drlogs Schiff.

Metastasio. Die Vergleichenungen unsrer Künste mit den Künsten der Alten sind allemal lächerlich. Die neuere Musik ist ganz etwas anders, als die Musik der Alten. Das ist offenbar. Allein die mehreren Grade ihrer Vollkommenheit genau bestimmen können wir nicht, weil wir von der Musik der Alten nichts mehr übrig haben.

Prinzessin. Dieses kann wohl nicht geleugnet werden, daß unsere Instrumentalmusik vollkommner ist; allein wie steht es mit der Singmusik?

Metastasio. Ich glaube, daß unsere berühmten Sängernnen und Sängern wenigstens eben so vortrefflich sind, als die Sängern und Sängernnen bei den Griechen. Ihr Gesang war schöne Natur, und unser Gesang ist verschönernte Natur. Ihre Sängernnen

machten wohl kein solch besondres Studium daraus, als unsere Faustinen und Cuzzonen. Vielleicht sangen sie eben so vortrefflich, als diese; allein was ist ein Liedchen gegen die zärtlichen, die rührenden Vorstellungen einer ganzen Oper!

Prinzessin. Dieser Beweis ist zu stark. Der vortreffliche Gesang, mit einer vortrefflichen Aktion verbunden, muß wohl mehrere Wirkungen hervorbringen, als Gesang allein, oder als Gesang mit der Aktion verbunden, welche zu einem Liedchen erfordert wird. Allein die kalten nordischen Bewunderer der Griechen werden immer sagen: euere Oper ist unnatürlich, und folglich übertrifft die griechische Musik doch noch immer die neuere! Denn durch das Unnatürliche das Natürliche übertreffen wollen, ist eben so viel, als die nach Antithesen schnappenden Nachahmer des Petrarch's über ihn setzen wollen.

Metastasio. Man könnte erstlich diese kalten nordischen Köpfe beweisen lassen, daß die Aufführung der griechischen Tragödien so natürlich war, als sie solche voraussetzen. Ihre Deklamation, ihre Ehre und ihre Flöten und andere Instrumente dazu würden vielleicht ihren Beweis sehr schwer machen, und wenn sie ihn herausgebracht hätten, so würden sie vielleicht unserer Oper ebenfalls das Unnatürliche dadurch abgenommen haben.

Prinzessin. Allein woher kömmt es, daß uns der Gesang dieser Helden auf der Bühne gar nicht unnatürlich vorkömmt, da wir ihn auf der Stube uns als unnatürlich vorstellen müssen?

Metastasio. Prinzessin, verschonen Sie mich mit der Erklärung dieser Frage! Ein abstrakter kalter deutscher Kopf wird Ihnen vielleicht diese Frage besser erklären können, als ich. Meine Seele geht nicht aus meiner Phantasie heraus, und folglich kann sie

solche auch nicht von ferne betrachten und über sie Schlüsse machen.

Prinzessin. Diese Entschuldigung taugt nichts. Warme Köpfe können über gewisse Gegenstände besser philosophiren, als kalte; und feurige besser, als beyde. Dieser Gegenstand schickt sich für Sie.

Metastasio. Ich weiß den Weg nicht in die Heiligthümer der Göttinnen Musik und Philosophie; da ist es dunkel. Wie kann ich den Pfad treffen, den ich nicht kenne? Wie kann ich sehen, wo es dunkel ist?

Prinzessin. Ich merke nun schon, warum Sie dieses nicht thun wollen; Sie denken, ich verstünde Ihre Erklärung doch nicht. Nicht wahr?

Es ist wahr, ich bin noch ein unwissendes Mädchen; allein ich glaube doch sehr gut verstehen zu können, was verständlich ist. Ihre Philosophie ist gewiß nicht unverständlich. Ein jedes Wörtchen in Ihrer Sprache hat ein Bild, und ich verstehe die Wörterchen sehr gut, mit denen ich Bilder verbinden kann.

Metastasio. Ihre heftige Wißbegierde wäre Beweis von dem Sonnenglanze des Adels Ihrer Seele, wenn nicht schon die zahllosen, tiefgedachten Kenntnisse ihn bewiesen. Schon danke ich dem Vater der Wesen für die Glückseligkeit, welche Nationen unter Ihrer künftigen Regierung genießen werden. Prinzessin, Ihre Seele ist wahrhaftig ein Ausfluß der Gottheit, wenn es auch keine andere menschliche Seele wäre.

Prinzessin. Sie sind ein tugendhafter Mann, Metastasio. Ihre Zunge ist so gut an das Herz, als an den Kopf gewachsen. Ich werde mich darnach zu bilden suchen, daß Sie dem Vater der Wesen

nicht vergeblich für die Glückseligkeit der Nationen sollen gedankt haben. Allein, lieber Metastasio, wir wollen von diesen Blitzen in unserer Unterredung uns nicht blenden lassen. Warum, Metastasio, kömmt uns der Gesang der Helden auf der Bühne nicht unnatürlich vor, da er uns außer ihr unnatürlich zu seyn scheint? Sollte man dieses nicht erklären können? Wir wollen es versuchen: fangen Sie an, ich will auch mit helfen arbeiten. Sie werden sich doch nicht weigern, mit einem so guten Mädchen zu arbeiten, als ich bin?

Metastasio. Sie erniedrigen sich zu sehr gegen den Poeten Metastasio.

Prinzessin. Und Sie erniedrigen die Prinzessin zu sehr, wenn Sie so mit ihr sprechen.

Metastasio. Sie zwingen mich dazu, Prinzessin! Sie werden also so gütig seyn, und mir verzeihen, wenn meine Philosophie gezwungen seyn sollte.

Wer in Neapel eine vortreffliche Oper hat aufführen gesehen, wird nicht an der Möglichkeit zweifeln, daß eine Oper täuschen und den Zuschauer in eine solche Vergessenheit der Unwahrscheinlichkeit setzen könne, daß er glaubt, er sähe den wahren Alexander, die wahre Dido, den wahren Herkules. Die häufigen Thränen, welche über Gesichter voll Leidenschaft herabrollen, die hochauf geathmeten Busen, worinnen die Angst arbeitet, der zärtlichen, gefühlvollen und feurigen Italienerinnen werden es ihm beweisen. Wenn es auch einen Kopf mit solchen gegenwärtigen Augen geben sollte, der diese Zähren für Beweise der Schwärmerei der Italiener ansehen wollte, so mag er die Gesichter der Franzosen und Engländer in solchen Opern betrachten, ihre Thränen werden ihm sagen, daß er kein

Mensch, noch weniger ein Gott — sondern daß er weiter nichts als eine denkende Maschine ohne Menschheit sey. Sogar die oft unschickliche Figur der Castraten zu den Personen, welche sie machen, verhindert die Täuschung nicht. Wenn gar Faustinen, Cuzzonen, die Farinelli, die Porporen die ihnen angemessnen Rollen haben, wenn zugleich ein Apostolo Zenò die Leidenschaft der Personen in der Sprache der Musen ausgedrückt, und ein Pergolesi die Accente dazu aus der Seele heraus empfunden hat — o wie wenig muß der dann die Natur kennen, der den Gesang dieser Personen für unnatürlich halten kann! Er ist nicht würdig, Seligkeiten zu empfinden! Er mag den Ruhm eines Stoikers haben, eines Mannes, dessen Seele sich ewig gleich bleibt, wie ein Stein.

Prinzessin. Wie muß es aber zugehen, daß die geschmackvollsten Personen, die aufgeheitertsten Köpfe, ohngeachtet der Unwahrscheinlichkeit, doch so sehr getäuscht werden, daß sie nicht daran denken können?

Metastasio. Wo Natur ist, kann der Dichter und Tonkünstler die Unwahrscheinlichkeit leicht aus den Köpfen der Zuhörer hinwegzaubern. Die Unwahrscheinlichkeit in den Opern ist nicht viel größer, als in Tragödien und Comödien. Cäsar, Cato, Brutus, Alexander, Medea, Lucretia sprechen in französischen, englischen und italienischen Versen auf dem Theater, wenn der Dichter ihre Charaktere gut und stark gezeichnet hat. Wenn die Akteurs und Aktrizen vortrefflich sind, so verbannt die Natur die Unwahrscheinlichkeit.

Prinzessin. Also müßten Pergolesi, Vinci, Leo das Unnatürliche zur Oper bringen; je vortrefflicher, je entzückender ihre Melodien wären, je unnatürlicher müßten sie seyn? Welche närrische Behauptung! Man sollte denen die Ohren abschneiden, oder das

Trommelfell entzwei stechen, welche etwas von dieser Art behaupten können.

Metastasio. In den Opern werden die Leidenschaften in dem höchsten Grade der Schönheit vorgestellt, dessen sie nur fähig seyn können. Alles muß mit der Leidenschaft übereinstimmen, Ton, Action und Ausdruck. Die in den Opern handelnden Personen sind Ideale von vollkommenen Menschen.

Warum hielt man den Gesang bei Erfindung der Oper für natürlich bei den Göttern, und für unnatürlich bei Menschen?

Prinzessin. Ohne allen Zweifel, weil man die Götter sich als die vollkommensten Menschen vorstellte.

Metastasio. Der Ton der gewöhnlichen Aussprache einer Person, die sich in einer gewissen Leidenschaft befindet, ist rauh, die Leidenschaft selbst giebt ihn noch grob und unvollkommen an. Der Tonkünstler bearbeitet ihn nur, und giebt ihm die Annehmlichkeit, die Schönheit, die der Poet der rohen Rede, dem ungehobelten Ausdruck der leidenschaftlichen Person gegeben hat.

Wenn eine Person, welche sich in einer heftigen Leidenschaft befindet, nur erzählt, oder selbst, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Geschichte der Leidenschaft handelt, so wird der Ton in der gewöhnlichen Aussprache sich nicht sehr verändern; sobald sie aber ihre Empfindungen darüber ausdrückt, sobald sie über ihr Schicksal seufzt, oder sobald sich zwei Personen in einer Scene befinden, wo sie nicht mehr handeln, sondern nur empfinden können, da verändert sich der Ton sehr merklich, die Accente darinnen werden bald schneller, bald langsamer, bald fehlen ihr die Worte zum Ausdruck der Empfindung, sie drückt sie also blos durch Töne aus; bald kann sie auch dieß nicht mehr, und die allzuheftige Empfindung erstickt Ton und

Worte. Die Erzählung oder die gehandelte Geschichte der Leidenschaft macht das Recitativ, und die darüber ausgedrückten Empfindungen Arien und Chöre aus. Dieses findet bei den mehrsten Leidenschaften Statt; Zorn, Liebe, Furcht, Schrecken, Eifersucht steigen von ihren Anfängen zur höchsten Höhe empor, und mit ihrem Wachstume verändern sich immer die Accente der Drohungen, der Zärtlichkeit, der Klagen, der Seufzer, der Wuth und des Schreckens.

Der Dichter macht die Natur vollkommner, und der Tonkünstler vervollkommnet sie noch mehr. Wenn sie beide gleiche Genieen, gleich vortrefflich sind, so erhöhen sie die Stärke, die Schönheit der Leidenschaft zu einem solchen Grade, daß die Gegenwärtigen nur beim Anblick und Anhören der handelnden Personen mehr fühlen müssen, als wenn sie sich selbst in der Leidenschaft befinden.

Die Zuschauer sehen und hören die Personen wirklich handeln; ihr Gefühl, ihre Sinnen lassen sie nicht an das Unnatürliche denken, sondern beweisen ihnen nur zu sehr, daß die gesungene Empfindung natürlich ist. Ihnen fällt nur so viel aus der Geschichte der Dido ein, als ihre Leidenschaft zu verstehen nöthig ist.

Der Tonkünstler muß die Natur der Töne samt ihren Wirkungen auf die Nerven des Ohres, und die Erschütterungen, die diese durch den ganzen Menschen machen, vollkommen kennen; die Melodie muß vollkommen mit der Empfindung harmoniren.

Und also ist eine Oper nichts weniger als unnatürlich; es wird hier vielmehr dasjenige dazu gethan, was dem Natürlichen noch an Schönheit und Vollkommenheit fehlet. Daher kommt es, daß eine Arie hundertmal mehr das Herz empfindlicher Zuhörer erschüttert, wenn sie gesungen, als wenn sie in einer Tragödie nur deklamirt

wird. Ich habe die beſten Tragödien von Corneille und Racine aufſühren geſehen, und die faſt übermenſchliche Aktion und Deklamation der berühmteſten Aktrice hat noch lange nicht ſo viel Zähren aus den Zuſchauern herausgelockt, als eine vortreffliche Sängerin mit dem hinreiſenden Geſang einer Arie, wo in der Göttersprache der Italiener der höchſte Grad einer melancholiſchen Zärtlichkeit ausgedrückt iſt, herausſtrömen kann. Ihre zärtlichen, hingefeufzten Accente aus einem Munde mit melancholiſcher Grazie übergoffen geſungen, die Zähren ihrer himmelaufſehenden Augen, ihr ängſtlich wallender Buſen, mit welchem das Herz mehr als mit der Zunge ſprechen kann! mit der vollkommnen Aktion eines ſchönen Leibes verbunden — Wer wollte hier nichts fühlen? Selbſt die Aktion in der Oper iſt natürlicher, als in einer Tragödie; hier iſt ſie oft ſo ſchnell, daß ſie die ganze Handlung unnatürlich macht, der Kampf des Geiſtes mit den Leidenschaften in ihrer hohen Größe iſt oft nicht ſo ſchnell vorbei, als ihn eine Aktrice in einer Tragödie, um das Leere zu vermeiden, dauern läßt.

Dichter und Tonkünſtler müſſen beide einerlei Endzweck haben: der Dichter darf nichts in ſeine Handlung bringen, das der Tonkünſtler nicht bearbeiten kann, und der Tonkünſtler darf nicht durch den Pomp und das leere Geräuſch ſeiner Muſik die Handlung unterbrechen, oder das Intereſſe derſelben vermindern.

Daher darf der Dichter weiter nichts thun, als die Leidenschaften von ihren intereſſanten Anfängen bis auf ihren höchſten Grad in Handlungen nach und nach ausführen. Das Feuer derſelben darf gar nicht auslöſchen, die Flamme muß immer nach und nach wachſen. Die kalten überlegten Sentenzen, Gedanken ohne Empfindungen, Schlüſſe, politiſche Feinheiten, kurz, Wiß und Verſtand muß ſich

nicht in die Sprache der Empfindung und des Herzens drängen. Der Tonkünstler kann diese nicht ausdrücken. Die Musik drückt entweder Leidenschaften und Empfindungen aus, oder sie ist weiter nichts, als ein angenehmes Geräusch für die Ohren. Der Zuschauer muß immerfort empfinden; sobald die Empfindung unterbrochen wird, sobald die Seele wieder willkürlich denken kann, sobald ist wenigstens das Interesse an der Handlung geschwächt, wenn es nicht ganz und gar verschwunden ist. Daher waren die ersten und mittlern Opern weiter nichts als ein Concert mit Recitativen und Arien untermischt. Die Musik war für sich, und die Poesie auch. Höchstens machten sie eine Vereinigung, wie ein Paar nicht allzu zärtliche Eheleute. Sie sollen sich aber zusammen wie die Theile des Menschen verbinden; man muß weder Poesie noch Melodie besonders unterscheiden können, sie müssen in einander zusammenschmelzen, zusammenfließen. Und so wird die Täuschung ganz gewiß hervorgebracht werden, und die Oper wird gegen die Tragödie und Comödie allezeit das seyn, was Tragödie gegen die wirklichen Handlungen der Menschen ist.

Prinzessin. Mit Vergnügen hab' ich Ihnen zugehört, und Sie scheinen völlig Recht zu haben, wenn Sie die vollkommne Oper so weit über das Trauerspiel erheben.

Die Menschen werden bei der Oper zu einem Ideal der Vollkommenheit empor gehoben, welches sie freilich in der Natur noch nicht erreicht haben, die handelnden Personen in der Oper sind unwahrscheinlich, allein nicht unnatürlich. Das Unwahrscheinliche verschwindet, weil die Menschen allezeit die verschönernte Natur in die Wirklichkeit wünschen, und wenn man ihnen nur die geringste Gelegenheit dazu giebt, sie wirklich sehen. Die Natur legte diesen

Grundtrieb insbesondere in den Menschen, immer vollkommner zu werden. Daher entsteht die Liebe zum überirdisch Schönen; denn die überirdische, die idealische Schönheit ist eine vollkommnere natürliche; und daher entsteht unsre Liebe, jedes Ding in seiner höchsten Vollkommenheit zu sehen. Man hat kaum den Wunsch gethan, so setzt schon die Phantasie das noch hinzu, was zur höchsten Vollkommenheit fehlt; wenn sie es selbst nicht thut, so ist es ihr überaus ergözend, wenn es ihr ein Gemälde von der höchsten Vollkommenheit eines Dinges macht. Alle Sinnen sind auf die Sache gerichtet, und alles wird entfernt, was diesem Gemälde von der höchsten Vollkommenheit zuwider ist. Daher sieht man ein schönes Gemälde gleich für lebendig an, die Titianische Venus schläft, Christus verkläret sich, die Mediceische Venus kömmt aus dem Bade, Laokoon seufzet, indem ihn die Schlangen drücken; die Gewalt unserer Phantasie geht noch weiter, wir sehen die Personen, welche Dichter in ihren Gedichten handeln lassen, vor unsern Augen; und auf eben diese Art sehen wir die siegenden Helden mit unsern Augen leibhaftig, unsere leiblichen Augen verwandeln sich in die Augen der Phantasie, wir sehen sie wie sie sind, und nicht wie sie nach der Geschichte seyn sollten. Der Gesang ist weiter nichts als eine bis zur höchsten Vollkommenheit gebrachte Rede. Die unharmonischen Töne der gewöhnlichen Aussprache sind harmonisch worden.

Metastasio. Allein warum sehen wir die Karrikaturen, die vergrößerte Häßlichkeit in Gemälden eben so gut für lebendig an, als die Schönheit?

Prinzessin. Weil die Häßlichkeit vollkommner ist, als die Schönheit. Allein wenn ich einen häßlichen Gegenstand abgemahlt sehe, so sehe ich ihn gleich nach dem ersten Anblick bloß für ein Gemälde,

und nicht für lebendig an, und werde unwillig auf den Mahler, daß er meinen Sinnen Ekel verursachen will. Ich will immer lieber alle Dinge vollkommen schön, als häßlich und mangelhaft sehen. Man sollte die Künstler, die das Häßliche bearbeiten, auch nicht schöne, sondern häßliche Künstler nennen.

Metastasio. Prinzessin, bisweilen müssen Dichter und Mahler häßliche Charaktere bearbeiten, um die andern Personen durch diesen Contrast in ein helleres Licht zu setzen. Man muß oft die Natur nur schildern, sich zeigen lassen wie sie ist, wenn man ein Gemälde interessant machen will; die allzuhohe Vollkommenheit wird uns zur Last, wenn wir sie nicht erreichen können. Die allzusehr verschönerte Natur, insbesondere die vom Menschlichen allzusehr gereinigten Leidenschaften erhalten durch das allzu Unwahrscheinliche einen Anstrich von Unnatürlichen, daß sie unsere Eigenliebe beleidigen, und daß wir die Leidenschaft für Heuchelei halten.

Prinzessin. Die menschliche Natur muß beybehalten werden; die ihr natürlichen Leidenschaften, die bis aufs höchste verschönerte menschliche Natur im wahren, ächten menschlichen Leidenschaften wird allemal ein Gegenstand unserer Liebe bleiben. Man darf freilich seine Helden nicht zu Göttern erhöhen, ihnen die Menschlichkeit ausziehen; man muß ihnen nicht allein erhabnen Adel, sondern auch Zorn, ausschweifende Liebe, und andere menschliche Leidenschaften geben. Sie müssen Blut und Nerven haben. Ich glaube, daß man einen häßlichen Charakter nie auf das Theater bringen darf, außer bis er die Süßigkeit der Zähren vermehrt, die wir über die von ihm unglücklich gemachte Person weinen sollen. Die Bühne ist mehr zum geistigen Vergnügen der Menschen bestimmt, als zum Belehren

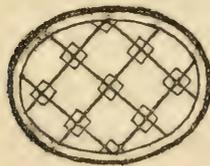
ſo wie alle ſchönen Künſte. Die moralische Philoſophie ſoll zeigen, welche Folge Laſter und Tugenden haben. Wir intereſſiren uns für die tugendhaften Perſonen auf der Bühne, und die laſterhaften verabscheuen wir; wir müſſen aber ſchon wiſſen, was Tugend und Laſter iſt, ehe wir dieſes thun können. Wir bewundern oft die große Kenntniß der Menſchen eines vortrefflichen Dichters in ſeinen dramatiſchen Stücken, ja wir lernen von ihm die Menſchen beſſer kennen, wir ſtudieren in ſeinen handelnden Perſonen die Natur der Lei den ſchaften; allein deſwegen gehen wir nicht ins Schauſpiel, um durch eine Handlung von drei Stunden lang uns die Folge des Laſters und der Tugend zeigen zu laſſen. Folglich iſt der Hauptendzweck eines ſchönen Künſtlers, die Natur zu verſchönern und vollkommner zu machen, um dadurch die geiſtigen Wollüſte bei denen, für welche er arbeitet, hervorzubringen. So iſt es auch bei dem Operndichter und Componiſten.

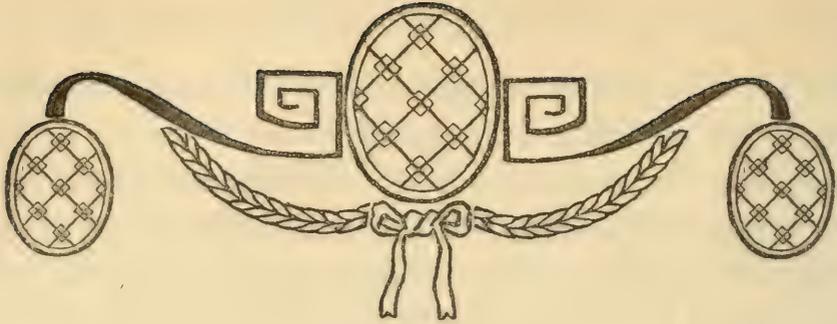
Weil nun bei einer vollkommenen Oper die geiſtigen Wollüſte nicht allein ſtärker, ſondern auch häufiger in den Zuſchauern und Zu hörer n hervorgebracht werden, ſo iſt ſie auch eben deſwegen der Tragödie und Komödie weit vorzuziehen. Und folglich ſind Sie, Herr Metastasio, den griechiſchen und engliſchen und franzöſiſchen Trauerſpielſchreibern vorzuziehen, weil Sie eben ſo vollkommne Opern dichten, als jene Trauerſpiele machten; denn ein Gedicht iſt ſehr viel ſchwerer zu verfertigen, wo nichts als Leidenschaft, nichts als Handlung und Empfindung ſeyn darf, als ein anderes, wo man die Zuſchauer und Zuhörer mit dem kalten Waſſer der Sentenzen zu übergießen die Erlaubniß von den Kunſtrichtern hat.

Metaſtaſio. Prinzefſin, ich weiſ nicht, wodurch ich es verdient habe, daß Sie heute ſo außerordentlich gnädig gegen mich ſind. Ich

werde alle meine Talente anwenden, wie ich mich Ihrer außerordentlichen Gnade instünftige würdig machen kann.

Prinzessin. Keine Dankfagungen und Complimente für mein Lob! Metastasio, Sie wissen, wie hoch ich Sie schätze! Ihre Grazien haben die Hochachtung, welche ich schon gegen Sie hatte, noch vergrößert. Es sind drei allerliebste Mädchen, samt ihrem Amor. Sie machen mit ihren naiven und unschuldigen Erzählungen die ganze Seele heiter, und selbst daß sie sich rächen, und die Art der Rache ist voll von Grazie. Wenn der Tonkünstler nur dieser naiven Unschuld folgt, und nur nicht seine Kunst im Künstlichen zeigen will, und wenn dann die Sängerinnen ihrer Aktion und ihrem Gesange Grazie geben können, so muß dieses kleine Gedichtchen die Zuschauer und Zuhörer in die süßeste Entzückung setzen. Es wird eine solche heitere Stille in unserer Seele seyn, wie in der schönsten Frühlingsgegend Elysiums.





Vorbericht.

Schon über die sich unterredenden Personen werden sich meine Landsleute verwundern! Was werden sie denken, wenn sie den Dialog selbst gelesen haben werden? Zumal, wenn sie, vermöge ihres großen Talents zu errathen, es herausbringen, wer die Prinzessin ist? —

„Und kennen Sie denn, Herr Vorberichter, uns so gut, daß Sie, vermöge Ihres großen Talents zu errathen, dieses voraus sehen können?“ —

Eine Prinzessin unterhält sich mit dem Metastasio über die Oper. Eine deutsche Prinzessin spricht mit ihm! und noch dazu eine sehr große Prinzessin! Ihre Gespräche sind sehr philosophisch! Sie schätzt ihn wegen seines Genies höher, als Könige und Fürsten! Und Sie wollten sich nicht darüber verwundern? Sie müssen sehr eigenstänig und ärgerlich seyn, wenn Sie das leugnen wollen!

In Deutschland dürfen sich unsere Gelehrten sehr selten dem Throne nahen: das ist gar was unerhörtes, daß sich der Thron ihnen nahet!

Wenn das erstere bisweilen geschieht, so brennen gleich die großen Journalisten ihr grobes Geschütz los, und die kleinen ihr kleines, und es entsteht ein Laufdonner von Berlin an bis nach Hamburg. Und dann fangen alle Gelehrten an und singen das Te Deum. Sollte gar das letztere geschehen — von welchem mir nur ein einziges Beispiel beifällt, so — erlauben Sie mir, eine sprichwörtliche Redensart von Sancho Pansa zu entlehnen — steht ihnen gar der Verstand stille, und der von Wonne trunkene Gelehrte muß sich selbst ein Donnerwetter machen, und sein Glück der Welt verkündigen. —

O ihr Großen dieser Welt, wie wenig kostet es euch, die Weisen glücklich zu machen! Wie viel weniger wird euch also das Glück der Narren kosten? Auch dieses Wenige wollet ihr nicht thun? Was wegen machen euch Weise und Narren glücklich? Was nützt ihr der Welt, wenn ihr dieses nicht einmal thun wollet? Wenn ihr glücklich machen euch für Schande haltet, was soll euer Stolz seyn?

Diese große Prinzessin läßt sich sehr weit gegen den Metastasio herab, sie spricht wie eine Freundin mit ihm — Verwundern Sie sich nicht darüber! Metastasio ist der erste Dichter seiner Zeit, und den ersten Dichtern Griechenlands und Roms gleich! Und die Prinzessin ist unter den Prinzessinnen, was Metastasio unter den Dichtern ist! O matre pulchra filia pulchrior!



Euphrosine.

Besänftigen wollet ihr mich?
 Wie? Schwestern! — Nur zu gerecht ist mein Zorn!
 Mehr reizen solltet ihr mich!
 Die stolze Göttin der Liebe! —
 Sie suche sich andre Gespielen,
 Und was sie ist,
 Wenn ihr die Grazien nicht dienen,
 Wird dann vielleicht die Stolze fühlen!
 Schon weckt die Nachtigall mit ihrem Lied die Horen!
 Sie ruft! Wir hören es nicht! Wir schlafen mit den Ohren!
 Sie mag allein aus ihrem Himmel gehn,
 Und glänzen vor Auroren!
 Glänzen? — Das wollen wir sehn!
 Wie nun ihr Morgenstern wird funkeln,
 Ob er mit zitterndem Sonnenlicht
 Dianens Strahlen kann verdunkeln!
 O Schwestern, das wollen wir sehn!
 Vielleicht glänzt ohne Grazien
 Er nicht so schön!

Aglaiä.

O Schwester, laß uns doch die Sphären
 In ihrem alten Lauf nicht stören!

Thalia.

Zu lange harr't der Tag
 Durch unsern Zorn!

Aglaiä.

Die Sonnenpferde wiehern schon,
 Geblendet von langer Nacht,
 O Euphrosine, stampfen sie Sonnenlicht!

Thalia.

Aurora schmücket sich,
 Und unsre Göttin wartet!

Aglaiä.

Ach laßt uns nur die Täubchen
 Mit Rosenzäunen
 An ihre Muschel spannen!

Euphrosine.

O Schwestern, bleibt, und höret eure Schwester! —
 Wie, wollen wir ewig seyn
 Die Dienerinnen ihrer Phantasie?
 Und immer den frechen Spötterein
 Des lieben Söhnchens unterworfen seyn?
 Wir Grazien! wir? wir? —
 Nein! Lasset uns rächen
 Für so viel alt' und neue Verbrechen! —
 Wißt! wir sind Kinder des Zevs! O laßt es ihnen uns zeigen,
 Daß unsre Rache kann den Spöttereien gleichen!

Aglaiä.

Doch! welches neue Bubenstück
 Entflammet deinen Zorn?

Euphrosine.

O höret es! und, wenn ihr könnet, sprecht:
 Mein Zorn sey ungerecht!
 Ein überraschender Sturm
 Fuhr gestern über unsern Himmel,
 Und Amor wurde von ihm erwischt;
 Ich weis die Gegend nicht, wo?
 Und eine Stunde lang
 Zerrissen Winde ihn!
 Es stürzte Regen und Schloßen
 Der Sturm auf ihn herab.
 Ganz athemlos erreicht' er endlich das Schloß
 In Cyprien, wo Venus und ich war.
 Die Mutter selbst und ich,
 Verwandelt wie er war,
 Erkannten ihn nicht.
 Das Wasser träufelte vom Köcher auf mich, der Bogen
 War schlapp, und Pfeile, Kleid und Haar
 Und Binde, ja die Flügel gar
 Hatt' euch die Masse ganz durchzogen.
 Er weinte, kaum halb lebendig, erstickte
 Nun häufiges Schluchzen ihn.
 Er zitterte nach uns die Hände
 Und seufzte Wörterchen, bald langsam, bald behende,
 Und dann verlispet' er die heimlichen Accente.
 Mitleiden hatt' ich mit ihm;
 Wer hätte den Treulosen nicht beklagt?

Ich laufe freundlich nach ihm
 Und nehm' ihn bei der Hand —
 Schon brennen arabische Zweige
 Den süßesten Duft
 In die Luft.

Nun stieg das Leben ihm wieder ins Gesicht.
 Ich trocknete seine Stirn, und drückt' aus seinen Locken
 Der hellen Tropfen viel;
 Ich legte seine kalten Händchen
 In meine, drückte so sanft, so zärtlich die Wärm' in sie,
 Und spielte, tändelte so artig mit seinen Händchen,
 Liebkos'te, tröstete ihn! — Und, Schwestern! wie
 Vergalt er meine Müß?
 Kaum erwachte das Leben in ihm,
 So fodert' er die Waffen;
 Ich will, spricht das treulose Kind,
 Doch sehn, ob sie nicht vom Regen verdorben sind;
 Der undankbare Dube spannt
 Den Bogen, ein Pfeilchen darauf! und eh' ichs mir versah,
 Flog er nach meiner Brust, und flog mir in die Hand,
 Die schnell ich wie ein Schild vor meine Brust gewandt.
 Hätt' ich dieß nicht gethan, so wär von seinem Bogen
 Das Pfeilchen grad ins Herz geflogen.

Aglaiä.

Was machte Venus nun?

Thalia.

Wie! strafte sie ihn nicht?

Euphrosine.

Ihn strafen? Sie befürchtete,
 Ich möchte dem Söhnchen was thun!
 Sie nahm ihn auf den Arm und gab dem Buben Küsse,
 Und lobte seine That, ihm gab sie lauter süße,
 Und mir nur spöttische Blicke;
 Den Bogen wies mir das Kind; sie lachte seiner Tücke.

Aglaia.

Das ist zu arg, o Schwestern! (zu Euphrosinen)
 O Schwester, das ist zu arg! (zu Thalien)

Thalia.

Man darf den Zorn nicht zeigen,
 Und wär' er auch gerecht,
 Und schweigen, und erdulden.

Euphrosine.

Erdulden! schweigen!
 Nein! nein! ich will mich rächen;
 Der Hohn war allzugroß,
 Den sie hier auf mich goß.
 Erdulden sollt' ich ihn?
 Jetzt, da er seufzte, weinte,
 Schon halb erstorben schien,
 Da sollt' ich mich fürchten und fliehn?
 Seht, Schwestern, drohend ihn!

Thalia.

Und glaubst du die allein zu seyn,
Die ihn erdulden soll?

Aglaiä.

Ach Amor geht mit uns
Nicht anders um!

Euphrosine.

Es sey! Doch konnten die Spötterein
Euch nie so sehr empfindlich seyn!

Aglaiä.

Jüngst, höre nur! floh ich
Die brennenden Strahlen der Sonne;
Mit seinen freundlichen Schatten
Umfieng mich dieses Wäldchen;
Ich kühlte meine Lippen
Mit frischer Quelle.
Dann legt' ich mich ins Grüne
Und athmete die Ruhe.

Stiller Schatten floß um mich,
Lieblich lispelten die Blätter,
Murmelnd hüpfen die Wellen
Ueber Blumen dahin,
Schmeichelnde Lüftchen flatterten
In den Locken herum;

Scherzend küßten sie mich;
Sanft und nach und nach
Schlummert ein süßes Schläfchen
Nun Uglaien ein!

Es lauschte nicht weit davon
Das böse Kind,
Und lauerte eben darauf:
Nun springt er in die Rosenhecke
Und pflückt und bindet Rosen
Und lacht schon über mich,
Und knüpft feste Binden!
Nun schleicht er leise nach mir,
Ganz langsam setzt er die Füßchen
Eins nach dem andern so sanft auf,
Daß er es selber nicht hört,
Und windet seine Fesseln
Um meine Händ' und Füße
Und um den ganzen Leib
Unzählige mal herum,
Und bindet mich
An einen Lorbeerbaum.
Er macht es so schlau und so listig,
Daß da Uglaiia gefesselt liegt,
Als wenn sie mit gutem Willen
Sich hätte fesseln lassen.
Er schlich sich wieder davon
In seinen Hinterhalt,
Und ich! ich regte mich nicht.

Endlich wach ich auf,
Und will den Schlummer aus den Augen
Mit meinen Fingern jagen;
Allein sie thaten es nicht,
Es hielt sie was zurück.
Erschrocken will ich auffahren,
Es hält mich was zurück.
Schon fuhr mir die Angst ins Herz,
Ich strecke die Arme aus
Und hebe mich wieder auf,
Nun fühle ich Fesseln, und seufze.
Je mehr ich zieh, je mehr ich ringe,
Je mehr verwickel' ich mich hinein.
Das Bübchen kiffert nun laut;
Ich hör' es, drehe mich um
Und sehe das feine Herrchen —
Und entbrannte für Zorn!
Verwegner, kühner Bösewicht,
Treuloser! ruf ich ihn.
Er schweigt und lacht mir ins Gesicht. —
Ich tobe! Das freuet ihn!
Ich fange zu bitten an:
Ach Amor, mache mich los!
Und gab ihm hundert süße Namen.
Das freuet ihn noch mehr.
So lag ich lange da,
Bis endlich Hebe kam
Und noch die Fesseln von mir nahm.

Und wäre diese nicht von ohngefähr gekommen,
 Sie wären mir gewiß jetzt noch nicht abgenommen.

Euphrosine.

Er gieng ja mit dir um, wie mit geringen Dirnen,
 Und Zorn entflammet dich nicht?

Aglaiä.

Ich kann, ich kann nicht zürnen.
 Oft will mich Zorn entflammen,
 Ich tobe, suche ihn;
 Bald aber kann ich ihn nicht verdammen,
 Er ist ja noch ein Kind.
 Ich denk', er ist verwöhnet;
 Dann bin ich gleich versöhnet,
 Wie gute Mädchen sind!

Thalia.

Die Lücke, welche Amor euch erwies,
 Sind gegen die Streiche gering,
 Die er mir täglich spielt.
 In einem einzigen hört die übrigen.
 Da, wo die Meereswellen
 Den Amathunt umhüpfen
 Und den erhabnen Gipfel ein Felsen wölbet,
 Um zu beschiffen die friedliche Fluth,
 Da wollt' ich einst mit Netzen
 Und Angeln Fische fangen,
 Und Amor war bei mir.
 Er tändelte mit Blumen
 Und haschte Schmetterlinge,

Und dieß mit so viel Ernste,
Daß wegen seiner Lücke
Ich unbesorgt nur nach meiner Angel blicke.
O wie misbrauchte der Knabe,
Der Heuchler, meine Sicherheit!
In einem dichten Busche
Von Diptam verbarg der Betrüger
Geschärftste Pfeile, und etwas weiter davon
Legt' unvermerkt auß künstlichste
Er zwischen Blumen und Gras
Mir einen Fallstrick hin.
Nun schreit er: ach! ich bin verwundet,
Und hält die Händchen vor's Gesicht
Und weinet ganz erbärmlich.
Ich werfe das Netz von mir und fliehe zu ihm —
Er schreit und klagt: ach eine Biene,
Ach eine Biene hat mich gestochen;
Ach Hülfe! Hülfe! Thalia!
O weh! o weh! o weh! —
Ich glaubte dem kleinen Heuchler,
Und jedes O weh! schlug eine Wunde ins Herz.
Ich pflück', um ihm den Schmerz zu lindern,
Schon Diptam, und suche die weichsten,
Die jüngsten seiner Blätterchen —
Doch plötzlich fühlt' ich Stiche in meinen Fingern;
Ich zog sie heraus, da fielen die Pfeile,
Die tückischen Pfeile von ihnen herab.
Schnell floh der Schmerz von des Verräthers Lippen,

Er lachte laut: Getroffen, getroffen!
 Und schrie: Ach sieh, wie meine Wange
 Geschwollen ist! ach wie geschwollen ist sie! —
 Wie zornig war ich da,
 Als ich die spöttische Miene sah!
 Um mich zu rächen, lauf ich nach ihm,
 Und er sprang lachend vor mir her;
 In hundert Kreisen hüpfst er bald dahin, bald dorthin,
 So listig, daß ich endlich in die Schlinge
 Des bösen Buben springe.
 Da lag ich auf der Erde
 Und hieng mit dem Fuße dran!
 Ich tobte, wüthete für Zorn,
 Und der Betrüger konnte kaum
 Vor Lachen weiter laufen.
 Ich riß aus Wuth die Schling' entzwei,
 Sprang auf und lief ihm nach;
 Ich hätt' ihn auch gewiß erhascht;
 Allein indem ich mich aus seiner Schlinge machte,
 Und Zorn und Wuth mich aus der Fassung brachte,
 Entlief er mir, indem er mich verlachte.

Euphrosine.

Und du, du rathest mir
 Zu schweigen und zu dulden!

Thalia.

Nicht weniger ist Amor mir verhaßt
 Als dir, beständig ist er mir zu Last.

Ich hasse seine Bubenstücke,
 Und tobe oft, wie du, auch über seine Tücke;
 Bestrafen, rächen möcht' ich sie;
 Doch, liebstes Schwesterchen, wie?
 Nichts ist wohl zu heilig dem kindischen Gotte.
 Thalia weiß dieß lange schon,
 Unschuldige sind ihm zum Hohn,
 Und Jupiters Blitze zum Spotte.
 Wir müssen auch erdulden ihn,
 Er äffet ganze Heere
 Im Himmel, auf Erden, im Meere,
 Und Götter und Menschen sind ihm zum Spotte.

Euphrosine.

Der Gegenstand von meinem Zorn,
 O Schwester, ist nicht Amor.
 Wer wird auf Kinder zürnen!
 Allein des Sohnes Streiche
 Sind Fehler seiner Mutter,
 Sie ist's, die uns verfolget;
 Und diese kleinen Beleidigungen
 Erinnern mich an größere.

Aglaiä.

An welche?

Euphrosine.

Ihr fragt noch lang, an welche?

Sagt, welches Amt schrieb uns das Schicksal vor?
Was fodert unsre Pflicht?

Aglaiä.

Friedfertig sollen wir die Menschen alle machen,
Und dankbar und wohlthätig!

Thalia.

Die Fackel aus der Hand
Dem Haß und Zorne winden.

Aglaiä.

Durch Fried' und Freundschaft sie verbinden.

Euphrosine.

Und Venus, wozu braucht sie uns?
Wir müssen ihrem Sohne dienen,
Die Kindereien noch verschönern;
Bald ihren Lippen Lächeln geben,
Und bald ihr Auge liebäugeln lassen;
Was hilft uns alle Müh?
Gewalt, treulose Zeugen
Vernichten Gesetz und Recht,
Und Furien sind auf die Erde gedrungen,
Und peinigen das menschliche Geschlecht.

Thalia.

Es ist nur allzuwahr!

Aglaiä.

Und doch, wie können wir uns rächen?

Euphrosine.

Die Rach' ist ausgedacht.
Seht nur, mit welcher triumphirenden Miene
Sie die Göttinnen anblickt!
Hat nur Aglaia, Thalia
Und Euphrosine
Sie ausgeschmückt!
Wie wird wohl ohne Grazien
Die Stolze Göttinnen ansehen?
Hm! Laßt uns rächen,
Und mit der Stolzen brechen,
Und eine Schönheit bilden,
Dergleichen man nie sah in Paphischen Gefilden.

Aglaia.

O Schwester, Ja!

Thalia.

O ja! das soll geschehn.

Euphrosine.

Und alles soll sie haben,
Was noch der Göttin fehlt.
Mit Schönheit Majestät vereiniget,
Bescheidenheit mit allen Reizen
Und allen Tugenden.
Das königliche Herz soll aus den Mienen blicken,
Und Schönheit, Kopf und Herz soll Nationen entzücken!

Doch welche Seel' ist unter den Sternen
 Wohl edel genug, die Würde,
 Den Himmel von Geschenken zu ertragen?
 Nur die ist ihrer würdig,
 Von der man stets im Himmel spricht,
 Die dieß Jahrhundert
 Mit ihrer Geburt verherrlichen soll!

Thalia.

Und wenn wird die geböhren werden?

Euphrosine.

Noch diesen Tag.

Aglaiä.

Und sie wird heißen?

Euphrosine.

Elisa.

Aglaiä.

Geschwind, ihr Schwestern, eilen wollen wir!

Thalia.

Wir wollen gehn.

Euphrosine.

Wir wollen gehn
 Die große That zu thun!

Thalia.

Wie wird sich Venus schämen!

Uglaia.

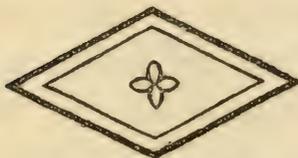
Das menschliche Geschlecht
Wird wieder Ruhe athmen.

Euphrosine.

Laßt Venus bitten und flehn,
Es werden doch die Grazien
Elisen zur Liebegöttin erheben.
Elisa wird gerächten Grazien
Des goldnen Alters Würde wieder geben.

Chor.

Herauf! herauf! Aurore,
Und öffne des Tages Thore!
Schon blizt durch die Nacht
Ihr sonnigter Blick,
Der ganze Himmel lacht!
O welche Freuden
Verspricht der Tag den künftgen Zeiten!
O Götter, welches Glück!





Dritter Dialog.

Ueber musikalische Bildung.

Herr Löwe, Herr Waldmann, ein Cantor und drei Mädchen.

Waldmann. Noch einmal wollen wir es spielen, mein lieber Herr Löwe! Wenn ich sonst ein schönes Stück zweimal gespielt habe, so bin ich gleichgültig dabei gewesen, wenn ich es zum drittenmale spielte; allein mehr als dreißigmal habe ich es schon gespielt, und immer entzückt es mich! — O göttlicher Salieri, Schöpfer der schönsten Harmonieen!

Löwe. Nun! so lassen Sie uns diesen vortrefflichen Terzett noch einmal spielen. Von ihm gilt, was Horaz von den Gedichten der Sappho sagte: Vivunt adhuc commissi fidibus calores!

Wer glaubt, man könne nicht für Jeden Liebe spielen,
Der hör' es nur! er wird es glauben und sie fühlen!

Oder er müßte wahrhaftig von den Göttern nicht deswegen auf diese Unterwelt gesandt worden seyn, um glücklich zu leben und um das menschliche Geschlecht zu vermehren.

Die Herren unter den philosophischen Theologen oder theologischen Philosophen, welche den Ort der Hölle bestimmen, sagen: ohne allen Zweifel ist sie in einem Planeten am Himmel; vielleicht ist die Hölle eines andern Planeten auf unsrer Erde, so wie auch vielleicht der Himmel eines andern Planeten hier seyn kann. Wenn man dieses annähme, so wären auf einmal die Grillen von der bösen Welt, vom Ursprung des Bösen und der Mannichäer und vieler andern widerlegt.

Es ist ja möglich, daß die Herren und Damen, die in Mönchs- und Nonnenklöster wandern und daselbst Fische fressen, damit sie desto besser beten können, in einer andern Welt vorher, ehe sie auf diese Erde kamen, so sehr gesündigt haben, daß sie nun hier dafür büßen müssen. Denn wahrhaftig! es scheint, als wenn die mehrsten vom Schicksal dazu bestimmt wären, ihr Leben unglücklich und unglücklichselig daselbst zuzubringen, da sie mehrentheils gezwungen werden, das Gelübde zu thun: kein Fleisch zu essen, selten zu reden, ihre Gesichter nicht sehen zu lassen, und auf Steinen zu schlafen.

Die Liebe und der Umgang mit andern Menschen ist das Beste auf dieser Welt. Wenn man einem Menschen verwehren will zu lieben und mit andern Personen umzugehen, so nimmt man ihm alles, was ihn glücklich machen kann; und giebt ihm dafür in der ewigen Einsamkeit eine Hölle, die schrecklicher ist, als welche man uns gewöhnlicher Weise abschildert. Da Gott für alle Geschöpfe sorget, da kein Sperling ohne seinen Willen auf die Erde fällt: so würde er doch auch so viele Geschöpfe in Mönchs- und Nonnenklöstern

nicht unglücklich seyn, und sie nach einem Tropfen Liebe, wie den reichen Mann in der Hölle nach einem Tropfen Wassers, schmachten lassen, wenn sie es nicht schon vorher in einem andern Planeten durch ihre Sünden verdient hätten.

Waldmann. O guter Freund! die schönen Nonnen und die schönen Mönche leben glücklicher, als Sie glauben. Sie werden aufgespürt und gebraucht, wozu sie taugen. Dickbäuche und eingerunzelte Häute würden auf der Welt nicht viel mehr genützt haben, als sie in ihren Klöstern nützen. — Allein was sollen die Mönche und Nonnen bei diesem Trio? Es ist wahr, daß es voll der zärtlichsten Liebe ist, und daß folglich Mönche und Nonnen das Gegentheil dazu sind, doch — Nehmen Sie Ihre Geige, ich will das Clavecin so gut dazu spielen, die Melodien dazu so trefflich hervorbringen, wie sie Filz in seiner Phantasie hatte.

Löwe. Dort lauschen drei Mädchen in der Laube! Das schöne Schwarzköpfchen ist dabei. Geschwind angefangen, damit sie nicht umsonst lauschen! — (jetzt spielen sie.) Gucken Sie einmal seitwärts! Wie die Lämmerchen, wenn der Hirt auf seiner Schallmey pfeift, stehen die guten Mädchen da! Ihre Ohren hören wohl verschiedene Töne; aber sie wissen so wenig, was diese Melodien zu bedeuten haben, als wie die Lämmer beim Gesang des Schäfers. — Wir wollen spielen: „Als der Großvater die Großmutter nahm“ — (jetzt spielen sie's.) Ha, sehen Sie nur! Das gefällt ihnen —

Waldmann. Jetzt laufen sie davon! Warum lachen Sie so sehr?*)

*) Man kann daraus sehen, daß diese Herren noch Schüler sind; sonst würden sie ihnen nachlaufen! Nicht wahr, ihr Herren Studenten? O lächerliche Schüchternheit! Vielleicht scheuten sie sich, weil der Mädchen drei waren!

Löwe. Bald sollen sie wieder hier seyn. — Spielen Sie nur: „Ich schlief, da träumte mir“ — Hab' ichs nicht gesagt? Sehen Sie nur, wie sie die Ohren spizen! wie junge Rehe beim Jagdhorn! — Nun will ich dazu singen; was gilt's, sie kommen näher?

Ich schlief, da träumte mir,
Geliebtes Kind, von dir! —

Waldmann. Poß Wetter! Singen Sie doch! — Sie kommen! — Sie sind da!

Erstes Mädchen. O Herr Löwe, lehren Sie mich doch auch so schön singen!

Zweites Mädchen. Sie denkt, Sie hätten von ihr geträumet.

Drittes Mädchen. Nicht wahr, Sie haben nicht von ihr geträumet?

Erstes Mädchen. O Herr Löwe, wenn ich so singen könnte wie Sie, ich sänge Tag und Nacht!

Zweites Mädchen. Singen Sie uns doch noch einmal das schöne Liedchen!

Drittes Mädchen. O thun Sie es doch! Auf den Sonntag sollen Sie auch ein recht schön Sträußchen von uns bekommen! ein recht schönes!

Erstes Mädchen. Herr Waldmann, fangen Sie nur an zu spielen, dann wird Herr Löwe schon singen! Das Herz hüpf't mir im Leibe, wenn Sie das Clavier schlagen! Sie sind zween allerliebste Herren!

Waldmann. Nun so singen Sie doch, Herr Löwe! Sie lassen sich zu weit herab, Demoisellen! Wir verdienen es nicht!

Coppia si tenera, così fedel,
No, non dividere, pietoso ciel!

Il fato scordisi d'esser crudel
 E sol perseguiti alma infedel.
 Coppia si tenera, così fedel,
 No, non dividere, pietoso ciel!
 (Gerechte Götter, steht
 Der Tugend bei!
 O trennet Herzen nicht,
 So gut und treu!
 Straft, wollt ihr grausam seyn,
 Treulosigkeit.
 Doch reiner Liebe schenkt
 Zufriedenheit.
 Gerechte Götter, steht
 Der Tugend bei!
 O trennet Herzen nicht,
 So gut und treu!)

Löwe. O meine allerliebsten Demoisellen, kommen Sie doch oft zu uns in diesen Garten. Ich will Ihnen die schönsten Liederchen vorsingen, so lange, bis wir sie zusammen singen können.

Waldmann. Ich habe gar vortreffliche Tänze, die will ich Ihnen vorspielen; tanzen können Sie dabei! Ach es muß herrlich gehen! Sie thäten uns einen wahren Gefallen, wenn Sie oft zu uns kämen. Ich will inständige auch meine Harfe mitbringen.

Erstes Mädchen. Es ist uns recht sehr lieb, meine Herren, daß wir das Glück haben, mit Ihnen bekannt zu werden. Die Musik ist unser Leben! Ich hab' oft meinen Papa und meine Mama um Gottes willen gebeten, mir das Clavier und das Singen lehren zu lassen. Nein, sagten sie: alle Mädchen, die leichtfertige Lieder:

chen singen lernen, werden Huren, und du sollst uns keine Hure werden.

Zweites Mädchen. Et! Schäme dich doch, mit diesen Herren so zu reden.

Erstes Mädchen. Sie können wohl viele solcher leichtfertigen Liederchen singen, Herr Löwe? und ich weiß doch von Ihnen, daß Sie hübsch eingezogen zu Hause leben!

Löwe. Aber Ihre Frau Mama kann doch sehr gut singen! Sie wird doch wohl aus eigener Erfahrung wissen, daß man durch ein Paar Liederchen sich nicht gleich verführen läßt! und es giebt ja auch sehr schöne Liederchen!

Erstes Mädchen! Mein Papa ist auch am meisten dawider!

Waldmann. Ei! ei! es ist doch wunderbar, daß Ihr Herr Papa nicht haben will, daß Sie sich nach Ihrer Frau Mama bilden sollen.

Erstes Mädchen. Sie sind mir ein loser Vogel! Warten Sie nur, Herr Waldmann! — Allein wir wollen unsere Lektionen gleich anfangen. Lehren Sie mir jetzt ein schönes Liedchen, Herr Löwe!

Löwe. Ihnen aufzuwarten. Spielen Sie, Herr Waldmann!

O Traum, der mich entzückt!
 Was hab' ich nicht erblickt!
 Ich warf die müden Glieder
 In einem Thale nieder,
 Wo einen Teich, der silbern floß,
 Ein schattichtes Gebüsch umfloß.

Da sah ich durch die Sträucher
 Mein Mädchen bei dem Teiche,

Das hatte sich zum Baden
 Der Kleider meist entladen,
 Bis auf ein untreu weiß Gewand,
 Das keinem Lüftchen widerstand.

Der freie Busen lachte,
 Den Jugend reizend machte;
 Mein Blick blieb lüstern stehen
 Bei diesen regen Höhen,
 Wo Zephyr unter Lilien bließ,
 Und sich die Wollust greifen ließ!

Sie fieng nun an, o Freuden!
 Sich vollends auszukleiden —

Der Cantor. Ist das die Arie, die ihr morgen singen sollt, Löwe?

Waldmann. Die Antwort werden Sie schon gehört haben, ehe Sie fragten. D! —

Der Cantor. Noch fein naseweis!

Erstes Mädchen. Herr Löwe, singen Sie doch das Verschen vollends aus! — Zanken Sie doch nicht mit ihnen, Herr Cantor! Wir sind sehr große Liebhaberinnen von der Musik, und wie wir sie spielen hörten, haben wir uns hergeschlichen, ohne daß sie etwas davon wußten.

Der Cantor. Das ist eben auch nicht fein, Sie müssen hübsch zu Hause bleiben.

Löwe. Ich glaube, Sie wollen gar mit diesen unschuldigen Kindern zanken!

Der Cantor. Nun, wo habt ihr die Arie?

Waldmann. Zu Hause haben wir sie!

Der Cantor. Nu! was soll denn das heißen?

Löwe. Hier hab ich sie.

Der Cantor. Nu! was soll denn das bedeuten? Einer spricht: zu Hause liegt sie; und der andre: hier hab ich sie!

Erstes Mädchen. Wir empfehlen uns Ihnen gehorsamst, Herr Löwe und Herr Waldmann; es bleibt dabei! Aber sie müssen Ihr Wort halten, Herr Löwe!

Löwe. Mit dem größten Vergnügen.

Waldmann. Sie erweisen uns zu viel Ehre!

Der Cantor. Und dies soll ich so mit anhören?

Erstes Mädchen. Wir danken Ihnen für das Vergnügen, welches Sie uns gemacht haben!

Alle Drei. Wir empfehlen uns Ihnen, es bleibt dabei!

Waldmann. Aber Sie müssen Ihr Wort auch halten!

Alle Drei. Gewiß! gewiß! Morgen kommen wir! Leben Sie wohl, Herr Löwe und Herr Waldmann. (gehen ab.)

Der Cantor. Was ist das für eine Aufführung?

Waldmann. Eine sehr gute! feine und löbliche! Herr Cantor, wenn Sie unsre meinen!

Löwe. Wir werden doch nicht wie die Schlafmützen da stehen sollen?

Der Cantor. Ich werde eure Aufführung dem Consistorio melden!

Waldmann. Nicht doch, Herr Musikdirector!

Der Cantor. In meiner Gegenwart so unverschämt zu seyn und einander zu bestellen! Eure Stipendien, eure Beneficia sollen euch entzogen werden!

Löwe. Sie haben gar nicht Ursache, so sehr zu zanken. Wir sind doch keine Kinder mehr, und dürfen folglich wohl auch ein Paar Wörtchen mit einem Frauenzimmer reden?

Der Cantor. Ey! eben deswegen, weil ihr keine Kinder mehr seyd, sollt ihr nicht mit ihnen umgehen.

Löwe. Das ist noch kein Umgang, wenn drei Mädchen zu uns in dieses Gartenhaus kommen und uns zuhören. Sie werden doch wohl nicht gar von uns verlangen, wir hätten sie sollen fortjagen! Eine schöne Aufführung wäre das gewesen!

Der Cantor. Was sängt ihr ihnen aber für ein feines Liedchen vor, Löwe?

Löwe. Sie baten mich, ich sollte ihnen etwas singen. Abschlagen konnt ich es ihnen doch nicht. Verlangen Sie denn aber von mir, daß ich ihnen die Aria singen sollte, die ich morgen in der Kirche singe! Was würden die Mädchen gedacht haben, wenn ich ihnen die abscheulichen Verse vorgesungen hätte:

Verfolgt nur, ihr Teufel, die gläubigen Seelen,
Bemüht euch, dieselben recht ängstlich zu quälen,
Ja zeigt die Begierde mit feuriger Wuth
Und brennt sie mit Schwefel und pechichter Gluth.

Was würden die guten Mädchen gedacht haben?

Der Cantor. Möchten sie doch gedacht haben, was sie wollten! Ihr sollt mir meine Kirchenstücke nicht tadeln! Anakreontische Tändeleynchen braucht man nicht zu Kirchenmusiken!

Waldmann. Ihrentwegen werden wir uns doch nicht wohl für Narren sollen halten lassen!

Löwe. Es ist hier nicht die Rede von Anakreontischen Versen, Herr Cantor, sondern überhaupt von abscheulichen!

Der Cantor. Ihr sollt mit keinen Mädchen umgehen, noch weniger ihnen gottlose Lieder vorsingen, sondern hübsch zu Hause bleiben, und eure Nasen in die Bücher stecken!

Löwe. Das ist das allersicherste Mittel ein Dummkopf zu werden, wenn man nicht schon einer ist. Der Mensch ist zur Gesellschaft gemacht, und insbesondere die Jugend.

Waldmann. Und noch mehr die studierende Jugend.

Löwe. In Gesellschaften lernt man mehr von dem, was uns glücklich machen kann, als in Büchern.

Der Cantor. Habt ihr nicht eure Mitschüler, mit denen ihr umgehen könnt?

Löwe. In diesen hören und sehen wir mehrentheils uns selbst; wir gewöhnen uns an das Allzuvertrauliche, an das Unhöfliche zu sehr, und können uns dann nie verstellen, sondern sagen Alles heraus, wie es ist; und wenn wir ja noch so viel Verstand übrig behalten, dieses nicht zu thun, so stehen und sitzen wir in Gesellschaften wie Statuen, und wagen es nicht ein Wörtchen zu reden. Daher kommt die schüchterne, die gezwungene Lebensart, alles ist steif an uns, sobald wir aus unsrer Sphäre kommen. In Gesellschaften wissen wir zwar tausendmal mehr, als was die übrigen plaudern, wir sehen es auch ein; allein dennoch machen wir die albernste Figur von der Welt mit unsern altklugen, gehorsamen, schülermäßigen Gesichtern. Würde uns der Umgang mit Frauenzimmern erlaubt, so würden wir bald das Artige, das Freie, Scherzhafte uns angewöhnen, das so sehr beliebt macht, und wodurch oft ein Jüngling glücklicher worden ist, als ein stiller Kopf durch die Quintessenz aller Schulautoren. Ich ärgere mich oft über mich selbst,

wenn ich wie der abgeschmackteste Tropf in Gesellschaften sitze, und um mich herum die artigsten Mädchen scherzen, und fluche über die Aufzziehung, die ich seit meiner Kindheit gehabt hatte. Schurken von dickbäckichten Candidaten quälten mich täglich in Postillen und Gebetbüchern zu lesen, und das lateinische Wörterbuch auswendig zu lernen, anstatt daß sie meinen Verstand, mein Genie entwickeln sollten; sie falteten mir eine dumme Miene ins Gesicht, anstatt mir feine Sitten und Lebensart beizubringen; kurz sie machten die Hälfte meines Gehirns zu einem Fragmente von einem lateinischen Wörterbuche. Sind solche Schurken nicht des Fluches werth? Noch immer bin ich halb blödsinnig in Gesellschaften; und da ich es einmal gewagt habe, ein Paar Worte mit einigen artigen Mädchen zu reden, so kommen Sie schon mit Schulsentenzen wider mich angezogen; ich bin des Schultons überdrüssig, mir singen Sie kein Liedchen darinnen vor!

Der Cantor. Nur den Respect nicht aus den Augen gesetzt, Löwe! Ich möchte wissen, wer euch das Zeug in den Kopf gesetzt hätte! Ich kann euch Beyspiele sagen, was die Herrchen worden sind, die so erzogen wurden, wie ihr es haben wollt. Gleich fallen mir dreie davon ein, welche die artigen Mädchen, mit denen sie umgingen, zum Falle gebracht haben.

Waldmann. O Herr Cantor, davon schweigen Sie ja stille; ich dünkte, es fielen Ihnen ein wenig mehr als drei Herren ein, die ihre Gesichter immer mit Josephsmienen ausstarrten, und doch — welches ganz abscheulich ist — mehr als ein Mädchen zu früher Zeit zu Fall brachten! Das ist leider! ein Stück von der Erbsünde! sie überfällt uns manchmal wie das böse Wesen; die Heiligsten haben ihr nicht widerstehen können! Adam, Abraham, David, Salomon

und die heiligsten Männer wurden von ihr hingerissen. Man muß der Natur hier ihren Lauf lassen.

Der Cantor. O Waldmann! Waldmann! es wird euch noch trüb-
selig ergehen! Ihr seyd ein gottloser Mensch! Das hätt' ich nicht
hinter euch gesucht!

Waldmann. Hinter dem Berge wohnen auch Leute. Guten Tag,
Herr Cantor! Sie dürfen nicht denken, daß Sie alleine klug sind.

Der Cantor. Ihr redet ja mit mir, als wenn ihr eures Gleichen
vor euch hättet!

Waldmann. Ich denke, Herr Cantor, wir werden einander in der
Musik nicht viel herausgeben!

Der Cantor. Was sagt ihr? Ich hab' euch nicht verstanden!

Waldmann. Ich denke, Herr Cantor, sag' ich, wir werden ein-
ander in der Mu—

Der Cantor. Nur nicht lange geplaudert! oder ich will euch Mores
lehren! Geschwind! wo ist die Arie? — Was liegt denn da für
Zeug?

Waldmann. Sehr gutes Zeug! Es ist ein Trio von Filzen! und
zwar ein sehr schönes, weil es das schönste von ihm ist.

Der Cantor. Ich habe noch nichts von dem Keel gehört; spielt
es einmal!

Waldmann. Viel lieber, als Ihre Arie. Nehmen Sie Ihre Geige,
Herr Löwe! (sie spielen.)

Der Cantor. Und das haltet ihr für schön?

Waldmann. Und das halten Sie nicht für schön?

Löwe. Was gefällt Ihnen denn?

Der Cantor. Man kann wahrhaftig! davon sagen, was der Fuchs
im Phädrus von einer Larve sagt: o quanta species! cerebrum

non habet. Sagt mir nur, ihr Leute, wie es möglich ist, daß ihr euch in solches Flittergold vergaffen könnt? Wenn man diese so schön klingenden Melodien nach den Regeln des Generalbasses und des Contrapunktes untersucht, was kömmt da heraus? Dort eine Sexte, hier eine Quarte, und alle Zeilen einmal eine Septime! O ihr Leute wißt noch nicht, was das Körnichte in der Musik ist!

Löwe. Wahrhaftig! diese Probe kömmt mir eben so vor, als wie unser Herr Rektor die Vortrefflichkeit des Horaz beweist. Sie verlangen, wir sollen aus diesem Trio Regeln des Contrapunktes uns abstrahiren; und unser Herr Rektor, wir sollen aus den Oden des Horaz Physik lernen. Heute hatten wir die vortreffliche Ode von Horaz auf den Frühling:

Solvitur acris hyems — bei den Versen:

Jam Cytherea chorus ducit Venus imminente Luna

Iunctaeque Nymphis Gratiae decentes

Alterno terram quatunt pede: dum graves Cyclopum

Vulcanus ardens vrit officinas.

Schon tanzen auf jungen Blumen,
Bei der Fackel des Monds,
Wie's ihnen Venus lehrt,
Die schüchternen Grazien
Mit schönen Nymphen umschlungen,
Vom Frühling entzückt!
Indeß der hinkende Vulkan
Die Schmiede der Cyclophen
Mit vieler Mühe heizt.

Bei diesen Versen wurde weislich angemerkt, Horaz hätte hier lehren wollen, daß im Frühlinge die künftigen Donnerwetter reisten. Man

muß keine Augen haben, wenn man nicht sehen will, daß Horaz hier auf Kosten des Mannes der Venus hat scherzen wollen. Wer kein Poet ist, wird ihm freilich Recht geben müssen. Allein im Doid und selbst Horaz und andern Poeten ist dieser Gegensatz allezeit anzutreffen, wenn sie von den Freuden und den Geschäften der Göttin der Liebe reden.

Der Cantor. Euer Rektor hat eben so völlig Recht, wie ich habe.

Waldmann. Also halten Sie nur die Piecen für schön, wo viele Dissonanzen und Consonanzen zusammengeflocht sind, daß sie einem Hannswurstskittel ähnlich sehen?

Der Cantor. Ihr jungen Leute seht doch auf weiter nichts, als auf schöne Larven; auf das Wesentliche der Musik kommt ihr niemals.

Waldmann. Was halten Sie denn für das Wesentliche der Musik?

Der Cantor. Die Regeln des Contrapunctes, oder den ganzen Generalbaß. Wer diese einmal versteht, der hat die ganze Musik inne.

Löwe. Diese Vorschrift, die Musik zu erlernen, ist eben nicht viel besser, als die: Man muß alle Aesthetiken auswendig lernen, wenn man ein Poet werden will. Mit entzückenden Gedichten der Griechen, der Italiener und Franzosen muß man sein Genie begeistern, und nicht mit Regeln!

Waldmann. Sie haben völlig Recht, Herr Löwe. Wer ein guter Tonkünstler werden will, muß sich erst seinen Geschmack durch die Meisterstücke von musikalischen Genieen bilden. Man muß die unsterblichen Werke eines Pergolesi, Tomelli, Graun, Filz und dergleichen Männer studiren.

Freilich kann man mit diesen nicht gleich in der Musik anfangen,

man muß schon etwas verstehen, ehe man sie verstehen kann. Die Regeln des Generalbasses sind binnen einigen Stunden erlernt; alsdann muß man sich ein gutes musikalisches Gehör durch Anhörung guter Piecen anschaffen, und immer nach und nach weiter gehen, und es wagen, Meisterstücke von solchen großen Meistern, wie junge Dichter ihren Homer, Pindar, Anakreon, Horaz und Virgil, zu lesen.

Allein wie erzieht man die Jugend in der Musik bei uns? Da müssen sie Arien von elenden Purschen auswendig in den Kirchen herleiern, oder Fugen geigen, oder Vorspiele für die Orgel lernen, und dann über den einfältigen Regeln einer Generalbassschule die besten Jahre ihres Lebens verschwizen. Dann macht man ihnen weis, nun könnten sie alles in der Musik; dann setzen sie sich hin und komponiren drauf los, daß einem angst und bange dabei wird. Daher haben wir so schöne musikalische Werke in Deutschland: entweder bestehen sie aus veränderten Akkorden, oder sie sind ein Gemisch von Fugen, Dissonanzen und Terzen und Sexten, daß gesunde Leuten die Ohren gellen, wenn sie das klägliche Wimmern anhören müssen.

Wenn die Tutti in den mehrsten Kirchenstücken gesungen werden, so hört man weiter nichts, als ein Geblöke, wobei man nicht weis, was man denken soll; die Arien in denselben sind alle auf einen Schlag. Von dem Grundton wird in die Quinte desselben getrillert, und von der Quinte mit einer die Lunge folternden Cadenz wieder in den Grundton. Dann geht es — nach Herrn Sorgen — in die Gemahlin des Grundtons, und dann — Da Capo. Der Text dazu ist aus dem sechszehnten Jahrhunderte verschrieben, und der Takt ist Pantomime.

Alle Kirchenstücke sind auf diese Art geformt. Bisweilen werden die Herren Cantoren des ewigen Einerlei selbst überdrüssig; dann schaffen sie sich neue Symphonien mit schwerem Gelde an, ziehen die besten Stellen, nach ihrem Gutachten, heraus, und radebrechen dann den Text damit, daß es nicht zum Ausstehn ist.

Der Cantor. Ihr seyd ja vor der Zeit klug geworden, Waldmann!
Waldmann. Dich weis die Schliche der Herren Cantoren zu gut.

Löwe. Daher kömmt es, daß man die Musik so wenig achtet. Wenn ein junges Frauenzimmer in der Musik unterwiesen wird, so muß sie Kirchenstücks:Arien und Chorale singen lernen, oder Polonaisen und Menuetten.

Es war fast kein Inwohner des alten Griechenlandes, der nicht die Musik verstand. Einige Philosophen sagen, daß die Musik die Hauptursache war, daß die Griechen weiser als alle andern Nationen waren. Wie wurde diesen die Musik gelehrt? Man brachte ihnen weder den Contrapunkt, noch die Regeln der Fuge bey, sondern die vortrefflichen Melodien zu den feurigen Gesängen einer Sappho, zu den zärtlichen eines Anacreons, und zu den feurigen Hymnen eines Pindars. Ihre Dichter und Tonkünstler machten sie weise, nicht ihre Philosophen. Könnte man dies nicht auch in Deutschland einführen, und statt der Kirchenstücks:Arien, Motetten und dergleichen Zeug, die vortrefflichen Gesänge eines Hagedorns, Uzens, Gleims, Weisens und dergleichen, in unsern Schulen den Schülern und den Mädchen lehren?

Sie würden ein wenig klüger dadurch werden, als durch die vielen Worte, welche sie ohne Gedanken auswendig lernen müssen; der feine Geschmack würde bis zum Pöbel kommen. Unsere Vorfahren die alten Deutschen hatten schon im grauesten Alterthume diese Art,

ihre Kinder zu erziehen. Mädchen und Knaben wurden die Lieder der Barden, worinnen die Thaten ihrer tapfern Ahnen nebst den Lehrsätzen ihrer Religion besungen waren, beigebracht; wie Tacitus berichtet. Aus den geheiligten Quellen gingen Jünglinge und Mädchen in die heiligen Haine mit Blumen bekränzt, und sangen und tanzten. Wenn sie Barbaren waren, was müssen wir seyn? In welcher Gegend Deutschlands findet man jetzt noch diese Unschuld der Sitten? diese jugendlichen Freuden?

Wenn uns die feinern Sitten nicht glücklicher machen, warum preisen wir sie? Und doch, worinnen bestehen denn die feinern Sitten unserer Zeiten?

Ausgeartet sind wir von ihnen: warum nennen wir sie unsre Vorfahren und Väter? Doch die kleine Eichel kann auch die erhabenste Eiche, die bis in die Himmel ihr Haupt erhebt, ihren Vater nennen!

Es ist wahr, sie waren Wilde; aber ihre Wildheit war edel! Was ist unsere Frömmigkeit, unsere geheuchelte Frömmigkeit und unsere Zähmheit dagegen? Wir sind das *caput mortuum* von einem starren Spiritus!

Waldmann. Wir jungen Leute sollen gar keine Lust mehr haben, kein Vergnügen genießen. Wir sollen nicht eher küssen, bis wir im Ehebett — mit Erlaubniß, Herr Cantor — liegen. Dieser Befehl ist eben so, als wenn wir die Blüthen zu unsern Kränzen abbrechen sollten, wenn die Äpfel an den Bäumen hängen.

Der Cantor. Ich hätte nicht geglaubt, daß ihr so gescheut, so klug wäret! Wir wollen euch Pursche schon kriegen! wartet nur! wartet!

Waldmann. Das thun Sie ja nicht, Herr Cantor! sonst komm' ich über Ihre Compositionen, und decke Ihre ganze Blöße auf. Weil

Sie doch in den Fabeln des Phädrus so gut bewandert sind, will ich mich auch einer Anspielung auf eine Fabel desselben bedienen. Wenn Sie das geringste uns zu Leide thun, so rupf' ich Ihnen die gestohlenen Federn aus! Sie dürfen nicht denken, daß ich mich vor Ihnen fürchte. Was Sie sind, kann ich alle Stunden mit besserem Rechte seyn!

Löwe. Nicht so wild, Waldmann!

Der Cantor. Was plaudert ihr denn? Ihr seyd ein grober Mensch, Waldmann!

Waldmann. Wie man ins Holz schreit, so schallt's wieder heraus!

Der Cantor. Ihr beiden seyd Leute, aus welchen noch etwas werden kann; alleine bis jetzt redet ihr immer ohn' alle Erfahrung.

Ihr fodert von einem Cantor, was Prinzen kaum von ihren Kapellmeistern fodern. Um einmal die Besoldung zu erhalten, welche die Cantoren gewöhnlicher Weise bekommen, wird man schwerlich nach Italien reisen und die Musik daselbst lernen, und Kirchenstücke für die Kirche eines kleinen Städtchens mitnehmen. Und mit wem soll denn ein Cantor die Meisterstücke der Italiener aufführen? Ja! wenn ich lauter solche Leute hätte, wie ihr Zween wäret, da ging es an. Aber ihr wißt ja selbst, wie erbärmlich es klingt, wenn ich ein schweres Stück aufführe.

Waldmann. Die Helfershelfer sollten Sie selbst erziehen und bilden können! und um gute Kirchenstücke zu bekommen, hat man eben nicht nöthig nach Italien zu reisen. Wir haben einige gute Kirchenkomponisten in Deutschland; allein man kennt sie nicht.

Der Cantor. Ihr seyd aber auch ein rechter Starrkopf.

Löwe. Es wäre gut, wenn jede von den drei Sekten der christlichen

Religion auch eine allgemeine Zuſammenkunft in einem Tempel hätte, wie der zu Jeruſalem war. Auf jedem kleinen Dörflein ſißt ein Pfarrer und ein Schulmeiſter, ſamt Weibern und Kindern; die Inwohner des Dörfleins, welche nun ſelbſt weder zu beißen noch zu brechen haben, können folglich dem Pfarrer und dem Schulmeiſter ſamt ihren Weibern und Kindern, mit welchen letztern ſie mehrentheils reichlich geſegnet ſind, ſehr wenig geben; wie der Lohn, ſo die Arbeit! Sechs oder acht an einander liegende Dörfer ſollten niemals mehr als eine Kirche haben.

Wenn in der Hauptſtadt der Lutheraner ein ſo großer Tempel gebauet würde, wie der zu Jeruſalem war, ſo könnte man auch einmal einen recht feierlichen Gottesdienſt bei ihnen ſehen. Da das Ganze dazu beitragen müßte, ſo würd' es nicht viel Schwierigkeit haben, die Prieſterſtellen und alle Aemter der Kirche mit den auſgeſuchteſten Männern zu beſetzen. Nach dieſen könnten ſich dann die andern bilden. Und alle große Feſttage könnte ſich jeder, der in ſeiner Kunſt vortrefflich wäre, die Erlaubniß ausbitten, ſich hören zu laſſen, und dann würde er nach Verdienſten beſördert werden.

Der Cantor. Nein, guter Löwe, das Ding geht nicht ſo leicht an, als ihr es denkt. Das ſind Hirngeſpinnſte. Fangt ja nicht an, euch in eurer Jugend auf das Projektenmachen zu legen, ſonſt werdet ihr ganz gewiß einmal ein unglückſeliger Bagabund. Ein Tempel zu Jeruſalem bei den Lutheranern! ha! ha! Ihr ſeid ein wunderlicher Kopf!

Löwe. Es wäre der Religion in ſehr vielen Stücken vortheilhaft; wenn ein Streit bei den Proteſtanten entſteht, ſo weiſ man nicht, wer ihn entſcheiden ſoll. Der Urheber deſſelben mag Recht oder Unrecht haben, er wird Kezer geſchimpft, und von Haus' und Lande

gejagt, wenn ihn die Gegner überwältigen können. Hat er sich aber festgesetzt, so ist dann ein ewiger Krieg und ein Gezänke, wodurch die Religion selbst verächtlich gemacht wird. Jede Parthei will Recht haben, und die Mitglieder von beiden schlagen sich die Hände auf den Lehrstühlen wund; und wenn sie sehen, daß auch dieses nicht hilft, dann vergehen sich diese sanftmüthigen, gallenlosen Herren so weit, daß sie Pasquille gegen einander schreiben. Der theologischen Fakultäten sind sehr viel, jede maßet sich des Rechts der Entscheidung an; und es sind ja Fälle bekannt, wo unter sechs Fakultäten keine einzige das nämliche behauptet hat, und wo alle den Sinn des Regers verfehlten. Ein allgemeiner Tempel, wohin von jeder Fakultät ein Abgesandter abgeschickt und — doch ich bin zu jung dazu, mein Bart ist noch nicht lang genug, daß ich es wagen dürfte, meine profanen Augen hier sehen zu lassen.

Allein so viel ist gewiß, die Genieen in den Wissenschaften und Künsten, in der Malerei, Bildhauerkunst, Baukunst, Musik, Beredtsamkeit würden sich dann vermehren, oder vielmehr, sie würden erst in Deutschland gebohren werden, indem doch hier Gelegenheit da wäre, wo man sie brauchen könnte, und die armen Deutschen würden nicht nöthig haben, so vieles Geld nach Italien zu tragen, um einmal eine schöne Kirche und vortreffliche Gemählde zu sehen, und eine gute Musik anzuhören.

Wir können bei so bestellten Sachen, wie sie jetzt sind, in Deutschland keinen großen Bildhauer, Baumeister, keinen Fleischer, keinen Raphael haben, weil wir keinen haben wollen.

Der Cantor. Laßt euch ja bei keinem Geistlichen davon ein Wörtchen entfahren, sonst werdet ihr ankommen, wie der Hund in der Küche. Ihr habt gefährliche Dinge im Kopfe! und noch so jung!

Doch was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten; ihr werdet einmal viel Unheil anstiften! Aber der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht! Merkt euch das! Wenn euch wieder ein Projekt einfällt, so thut mir ja den Gefallen, und hört gleich auf zu denken, und seht auf eure Nase oder zum Fenster hinaus, und wenn es Nacht ist, so singt ein Abendlied; denn sonst macht ihr, so lange ihr lebt, bis man euch singt: „Nun laßt uns den Leib begraben“ nichts als Luftschlösser. An kleinen Riemchen lernen die Hunde Leder fressen, und ein junger Adler fliegt immer höher.

Waldmann. Damit Sie noch mehr Ihrer Sprüchwörter anbringen können, will ich doch auch ein Projekt machen.

Der Cantor. Sagt mir nur, wo ihr das Projektmachen gelernt habt?

Waldmann. Das will ich Ihnen gleich sagen, weil ich es sehr gut weis. Wir armen Schüler müssen ja zu Hause sitzen, wie die Gefangnen, wie die Cartheuser, wenn wir aus der Schule kommen. Alle Freuden sind uns versagt.

Wenn ich nach Hause komme, so fang' ich an auf meinem Claviere zu spielen und lese Tausend und eine Nacht, Thomas Jones, Amalia, Reisebeschreibungen, und zur Abwechselung lateinische Poeten, wie sie mir vor die Hand kommen, samt den Schriften des Cicero, Petrons und Apulejus. Nun will ich nur für die Woche zwei Tage rechnen, wo ich keine Lust zu lesen habe, was soll ich hier thun?

Ich setze mich hin, und reise nach Ost- und Westindien, hole mir Geld, und reise wieder nach Deutschland, kaufe mir das schönste Landgut in der Schweiz, und dann reise ich in der halben Welt herum, wohl endlich gar nach Persien und Circasien und hole mir

ein Mädchen, so schön, daß ich kein Fleckchen, und wär' es nur einen Pfennig groß, an ihrem ganzen Leibe ansehen kann, ohne entzückt zu werden. Dieses bring' ich auf mein Landgut, und sehe es alle Morgen von oben bis unten an. Ein herrliches Recipe wider alle schlimmen Launen auf den ganzen Tag! Ich gehe mit ihm auf die Jagd, ich spiele das Clavier zu ihrer Sirenenstimme, und tanze und spiele mit den auserlesensten Freunden. So sitz' ich wohl Stunden lang auf einem Fleckchen und guck' an meine Wand hinauf und — sehe sie nicht, und wenn ich sie sehe, so spring' ich nach meinem Stocke und schlage Löcher hinein, daß sie mich in meinem wollüstigen Traume verstäört hat. Dann nehm' ich mein Halstuch und binde mir die Augen zu und fange wieder an mich in meine vorige Lage zu denken. Allein mehrentheils ist es mir nicht möglich. Nun fang' ich an ein neues Projekt zu machen, und zwar ein schwereres, weil mir das vorige so leicht gemacht war, daß ich nicht lange davon träumen konnte.

Der Cantor. Gott erhalt' euch bei eurem Verstande, Waldmann!

Waldmann. Deswegen tragen Sie keine Sorge! —

Wenn ich die Thaten in den Lebensbeschreibungen der großen Feldherren und Generale gelesen habe, und nun überdenke, was Alexander, Hannibal, Pyrrhus, Scipio, Cäsar, und nun noch einmal überdenke, was Alexander und Cäsar gethan haben, wer sie waren! dann verlier' ich mich auf eine Stunde lang in tiefen Betrachtungen über das menschliche Geschlecht, und endlich erholt sich mein Geist in der Pause einer langen Gedankenstille, und fängt ein ungeheures Projekt zu entwerfen an; ich drücke die Augen zu, bin nur oben in der Stirne zu Hause, und bilde mir ein, ich wäre Karl der Große oder Karl der Fünfte, und nun fang' ich an zu erobern Königreiche,

Wüsten, Wälder, Berge, Schlösser, Nationen. Ich bezwinge tausend Völker, bin tapfer wie Pyrrhus und Hannibal, und ein philosophischer Monarch wie Alexander und Cäsar. Ich setze in jedes Land, sobald ich es erobert habe, Generale, welche alle ausgesuchte Leute sind, zu Landvoigten, wie Cäsar Prokonsuln, und lasse sie alle vier Jahre abwechseln, und gebe neben ihnen den Philosophen den Auftrag, für den Ackerbau, Manufakturen und den Handel zu sorgen. Dann lasse ich ein London, ein Paris oder Rom mitten in meiner Monarchie aufbauen, und ziehe dahin alle Arten von großen Genieen. Ich bringe die Religion meines Landes auf einfache, leicht begreifliche Grundsätze zurück vermittelst meiner Genieen, und richte sie so ein, daß sie den Weisen eben so glücklich macht, wie den Dummkopf, und verbiete die geringsten Zänkereien darüber bei der härtesten Strafe; ich setze das Gesetz fest nach dem Alexander, daß jeder meiner Nachfolger allezeit den Fähigsten, den Weisesten zu seinem Nachherrscher ernennen soll, und bestimme zugleich meinen Nachfolger. Denn da ich diesen durch eine lange Prüfung für den Weisesten befunden habe, so wird er auch keinen Dummkopf nach sich ernennen. Der Staatsrath besteht aus lauter Weisen vom ersten Range. Ich mache noch dieses Staatsgesetz, daß niemals der Monarch einen von seinen Söhnen zu seinem Nachfolger zu ernennen das Recht haben solle, aus physikalischen und moralischen Gründen. Nun übersehe ich mein ganzes Reich, und freue mich, und ersticke beinahe vor Entzückungen einer majestätischen, edeln, erhabenen Wollust über die Glückseligkeit meiner glücklich gemachten Bürger. Friede ist rund um mich, kein Hügelchen in dem ungeheuern Reiche ist unfruchtbar, aus jedem Gesichte lacht mir Gesundheit und Freude entgegen; blühende Jünglinge tanzen mit bekränzten jungen Mäd-

chen Fröhlichkeit, und mein ganzes Reich gleicht einem grünen, frischen Wäldchen voll Nachtigallen im May.

Nun sehe ich meine — weiße Wand an, und verschwunden sind Eroberungen, große Generale, große Genieen, große Weisen, Nachfolger, Staatsgesetze, und ich höre vor meinem Fenster einen — jungen, starken Bettler ein Almosen fodern.

Der Cantor. Gehet mir ja nicht in den Hundstagen zu sehr ins Heiße!

Waldmann. Und lesen Sie ums Himmels willen in Ihrem Leben keine Zeitung.

Der Cantor. Warum das?

Waldmann. Weil Sie alle Hände voll Arbeit haben, nur um Ihrem Amte vorzustehen. Diese Projekte mache ich nur, wenn ich an unsern theuern Herr Rektor und an Sie und unser Gymnasium denke. Nun will ich Ihnen aber auch noch ein Projekt sagen, welches ich jüngst gemacht habe, da ich aus der Schule kam, ein Blatt von gelehrten Zeitungen und eine Seite in der Geschichte der Kunst von Winkelmann, welche eben auf meinem Pulte aufgeschlagen lag, gelesen hatte.

Löwe. Nun, das möcht' ich hören! Schule! Geschichte der Kunst! Gelehrte Zeitungen! Das ist doch ein Contrast! Wie wird das Projekt lauten?

Waldmann. Sehr wohl, Herr Löwe!

Der Cantor. Es ist kein Wunder, daß es so chaotisch, so verwirrt in euern Köpfen aussieht.

Waldmann. So ist es, wie Sie vorhin sagten, Herr Löwe: wir sind das caput mortuum von einem starken Geiste. Wenn wir unsere jezigen Deutschen betrachten, so werden wir finden, daß von

dem aufstrebenden Geiste, welchen die Deutschen hatten, da sie noch wahre Wilde waren, fast kein Ueberbleibsel mehr da ist. Unter Zehntausenden findet man kaum Einen Mann, der seinen eignen Kopf hat. Niedergeschlagen, schüchtern, pedantisch sind die meisten. Die Britten sind beinahe das einzige Volk unter allen Nationen Europens, welches immer seinem Nationalcharakter treu geblieben ist. Woher kömmt das? Von der Regierungsform und der Aufzucht; beides in der allgemeinen Bedeutung genommen! Der Umgang der Kinder mit andern Personen und die Gegend ihres Aufenthaltes gehört auch zur Aufzucht, wie Helvetius richtig behauptet.

Was haben nun die Deutschen für eine Regierungsform? für eine Aufzucht? Ich bin noch zu unbärtig, um mir erlauben zu können, über die Regierungsform der Deutschen einige Anmerkungen zu machen. Nur den Montesquieuen, welche die Regierungsformen aller Nationen des Erdbodens während ihrer ganzen Jugend und Mannheit durchdacht, durchstudirt haben, ist dieses — in der Schweiz oder Frankreich — erlaubt. Ich will sagen, was ich schon oft gedacht habe, wenn ich an die Einrichtung unserer Land-, Stadt- und gelehrten Schulen dachte.

„Ein schöner Frühling verspricht auch einen schönen Herbst“ sagen unsere Bauern. Zur Schönheit des Frühlings gehört die aufblühende Saat im fruchtbar gemachten Boden. Disteln und Unkraut im Lande, und Stöcke und verwachsene Büsche im Walde müssen ausgerottet werden, wenn junge Bäume und die aufblühende Saat hinlängliche Nahrung haben sollen. Man muß dabei die Kräuter der Wiesen mit Quellen tränken, daß sie nicht verdorren, und den jungen Bäumen die untern Aeste abscheren, damit alles

empor wachse zur Ehre Gottes, und zum Nutzen und Vergnügen der Menschen.

Der Frühling im menschlichen Leben ist die Jugend. Mehr als Millionen mal ist dieses gesagt und gesungen und angehört worden; aber Sager und Sänger und Zuhörer haben selten Gedanken dabei gehabt, wenigstens diese nicht, welche man dabei haben sollte. Mehrentheils braucht man die Blüthe der Jugend auf eben diese Art, wie die geistvollen Blüthen der edeln Citronenbäume schöne Damen brauchen: sie brechen sie ab, und binden sie in ein Sträußchen, und geben sie schönen Herren, welche ihre süßen Düfte doch nicht mit ihren Nasen empfinden können, weil sie solche zu sehr mit welschen Wässern und Schnupstaback verdorben haben. Kein Wörtchen ist in diesem Gleichnisse umsonst, vom Anfange bis zum Ende. Es ist kein homerisches Gleichniß. Die Blüthen unserer Jünglinge werden verbraucht, wie die Citronenblüthen; beide können nicht zu Früchten aufwachsen.

Die Aufzuehung der Jugend ist die Quelle, woraus das Glück und Unglück der Nation fließt, nachdem sie gut oder schlecht ist. Alle Büchleinschreiber über die Aufzuehung sagen das, ohne uns aber zu sagen, was gute Aufzuehung ist. Beinahe auf eben diese Art schreit ein Philosoph nach dem andern: Diese! diese Welt ist die beste! Sie sagen aber nicht, worinnen das Glück derselben besteht, was die Bestimmung des Menschen ist. Vielmehr rufen sie hinterdrein, wie Cicero nach dem Plato: *Humana contemnito!* Auf gut deutsch übersetzt: verachte die Welt. Man werfe mir nicht ein: du verstehst den Satz: diese Welt ist die beste — nicht recht! — Ich denke dabei, was man dabei denken soll und muß; und dabei kann doch, Herr Löwe, Ihre neue vortrefflich ausgedachte Muthz

maßung Statt finden: auf dieser Erde unterm Monde hier ist vielleicht die Hölle und der Himmel eines andern Planeten. Was aber Seligkeit in diesem Himmel ist, sollten die Philosophen wissen, da oft schon Bauern darnach leben. —

Doch ich muß meine Phantasie im Geleise zu bleiben zwingen. Sagen Sie mir eine Nation, bei welcher die Bürger unglücklich lebten, ob sie gleich eine gute Aufzucht gehabt hatten!

Wie war aber die Aufzucht bei den Nationen, die glücklich lebten? Bei welchen wenigstens die mehrsten ihrer Bürger glücklich lebten? — Die Aufzucht besteht also in weiter nichts, als die Jugend zu lehren, wie sie glücklich leben soll. Man muß ihr also lehren, was Glückseligkeit ist, und welche Mittel man dazu anwenden muß, sie zu erlangen, und welche Hindernisse aus dem Wege müssen geräumt werden. Die Mittel sie zu erhalten sind sehr verschieden bei manchen Nationen, und also muß auch die Aufzucht verschieden seyn.

Dies sind die einzigen, die wahren Grundsätze, nach welchen man die Jugend unterrichten muß. Wer dieses nicht weiß und die Aufzucht verbessern will, baut Luftschlösser. Diese wenigen Grundsätze sind so einfach, so leicht einzusehen, daß man sie eben deswegen nicht hat sehen wollen.

Die Glückseligkeit, welche die mehrsten Griechen für die wahre hielten, bestand in einem weisen Genuß der Wollüste. Das ist die irdische Glückseligkeit, deren Grundpfeiler die Tugend ist. Nur wenige bei ihnen hatten so angebrannte, so schief verrückte Köpfe, daß sie den Genuß der Trübsalen für die wahre Glückseligkeit hätten halten sollen. Ihre Staatsform war so eingerichtet, daß den weisen Genuß der Wollust jeder Bürger haben konnte, wenn er wollte.

Wenn man Wollust genießen will, so muß man ein ruhiges Gemüth haben. Die Furcht vor künftigen Qualen muß nicht in der Seele, wie ein Schwären am Leibe sitzen. Diese Furcht mußte wie Unkraut ausgerottet werden. Dieses erreichten sie dadurch, indem sie ihren Kindern die Grundsätze der Religion beibrachten.

Die Grundsätze der Religion, welche wir durch die Vernunft wissen können, sind diese: es ist ein Wesen, welches die Welt und die Väter und Mütter aller Geschöpfe so hervorgebracht hat, wie wir sie sehen. Warum? weil wir in allen Fächern unserer Imagination keine andere Ursache finden können, woher die Welt und die Geschöpfe sonst entstanden seyn sollten; und einen Ursprung muß doch jedes Ding haben?

Worin dies Wesen, welches wir Gott nennen, aber besteht, auf welche Art es alles hervorgebracht hat, wissen wir nicht. Die Menschen, welche dies erklären wollen, sind Narren. Und was sind die Weisen, die sagen: Gott ist eine Monade? Kann eine Monade einen solchen ungeheuren Körper zusammensetzen, wie die Welt ist? kann sie allgegenwärtig seyn? Und doch, woher wissen wir, daß Gott allgegenwärtig seyn muß? Weil er die Welt erhält.

Löwe. Folglich sind diejenigen Narren, welche sagen, Gott bewege sich von einem Orte zum andern; denn sie sagen etwas ohne Grund.

Waldmann. Ich bin in diesem Zimmer allgegenwärtig, weil ich in der Ecke sitze. Kann ich deswegen nicht von dieser Ecke zur andern gehen? Ein Ding ist in dem Raume nicht allein gegenwärtig, welchen es einnimmt. Gott könnte als Monade allgegenwärtig seyn; die Art, wie es möglich ist, ist uns zwar unbegreiflich, allein wir können doch nicht beweisen, daß es unmöglich sey! Wie eine Mo-

nade diese großen himmlischen Körper schaffen, zusammensetzen konnte, das ist — eben so unbegreiflich; allein wir können auch nicht beweisen, daß es unmöglich sey. Ich kann zwar von meinen Augen sagen, es ist ihnen unmöglich, meine Gedanken, die ich hier in der Ecke denke, zwölf Schritte weit davon an die weiße Wand zu sehen, oder durch Angucken so hinzuschreiben, daß sie andere lesen können; allein kann ich es von den Augen eines Wesens behaupten, das ich nicht kenne?

Ferner vermuthen wir aus der Vernunft, daß noch jenseit des Grabes etwas von uns übrig seyn wird. Denn was halten wir von der Weisheit eines Mahlers, wenn er sein Gemählde, das für ein Meisterstück von allen Kennern gehalten wird, das er selbst dafür hält, wieder austreibt? verbrennt? vernichtet? Wahrhaftig! man hält ihn für verrückt im Kopfe. Und was müßte dieses Wesen seyn, wenn es seine Geschöpfe wieder vernichten sollte?

Das ist der stärkste Beweis, den man für die Unsterblichkeit der Seele vortragen kann; wer sie aus der Natur, aus dem Wesen der Seele demonstrieren will, den halt ich für den allerelendesten Stümper in der Physik und Psychologie.

Ideen sind im Hirn, spricht Haller und Albin,
 Wenn das Gehirn verfault, wo flieht die Seele hin?
 Wo kann sie dann Gedanken finden?
 Beim Zeus! was muß sie seyn,
 Wenn sie nicht denkt? Ist dies wohl zu ergründen?
 Wie weiß sie dann, was sie im Leben hat gethan,
 Wenn sie das Buch nicht hat, worin sie's lesen kann?
 Wie rief Cartesius? „Ich bin! warum? ich denke!“

Das lehrt die Physik und die Psychologie. Nun wollen wir auch sehen, was die Weisheit darauf antwortet!

Wie? frasen Würmer Platons Seele?
 Des Sokrates erhabnen Geist?
 Verfauleten in ihres Grabes Höhle
 Homer? Anakreon? und Hagedorn? und Kleist?
 Gedenk' einmal, nicht mehr zu seyn:
 Wie schwarz! wie fürchterlich bist du!
 Die Seele bebt, wann sie dich denken soll.

Ueber diese zween Punkte müssen wir keine Grillen mehr haben, wenn wir glücklich leben wollen. Die Religionsstifter der Griechen sagten also den Griechen, was sie über diese Punkte denken oder glauben sollten. Daher entstand ihre Götterlehre und ihre elysäischen Felder.

Löwe. Es geschah nicht allein deswegen, um die Griechen nicht von den Grillen über das Wesen Gottes und über die Zukunft quälen zu lassen, sondern sie sollten auch dadurch eine neue Quelle erhalten, woraus sie Wollust trinken konnten. Wenn sie an einen Gott dachten, so hatten sie den Kopf voll lachender Gedanken. Dann geschah es auch, um die bösen Handlungen zu verhüten. Daher schilderten sie die Seligkeiten der Tugendhaften und die Strafen der Gottlosen.

Waldmann. Sie haben völlig Recht. Weil sie aber vorhersehen, daß dazu ein ziemlich großer Glaube gehörte, und daß dieses nur die Gedanken lernenden Menschen glauben würden, so errichteten sie eine feinere Religion für die feinern Seelen. Daher ordneten sie die Mysterien, wo aber nur feine Köpfe hinzugelassen wurden. Für

die, welche so klug wie sie selbst waren, sorgten sie nicht. Ein Weiser wird nie die Glückseligkeit seiner Nebenmenschen stören: thut ein Mensch dies aus Vorsatz, so ist er kein Weiser. Ueber diese Punkte der Religion wird ein Weiser auch keine Grillen denken, die ihn unglücklich machen. *Levius fit patientia, quicquid corrigere est nefas.* In dieser Religion wurde die Jugend mehr durch die Gewohnheit, als durch Lehren unterrichtet. Binnen einigen Monaten wußten sie alles, was sie davon, um glücklich zu leben, wissen sollten. Die übrigen Tage ihres jugendlichen Lebens machten sie sich geschickt, sich selbst und andre glücklich zu machen. Wenn sie geschickt genug dazu waren, so fingen sie an, und machten ihre Glückseligkeit dauerhaft. Sie härteten ihren Körper, und übten sich in den Waffen und den Künsten des Krieges, um sich gegen die zu vertheidigen, welche es wagten, sie und ihre Freunde, das ist gegen den ganzen Staat, in ihrer Glückseligkeit stören zu wollen. Selbst diese Uebungen in den Waffen wurden von ihren weisen Gesetzgebern ihnen wieder zu einer Quelle der Wollust gemacht. Sie lernten Wissenschaften und Künste. Kurz, sie thaten nichts, sie erlernten nichts, was ihnen Schmerzen gekostet hätte. Sie schwammen in Wonne durch dieses Leben, und wenn sie an das Ufer desselben kamen, stiegen sie ans Land Elysium.

Nun will ich die Aufzuziehung der Deutschen betrachten. Erstlich wie sie seyn könnte, und dann wie sie ist.

Die Hauptlehresätze unserer heiligen Religion sind faßlicher, als die Lehresätze der griechischen Religion, weil sie wahr sind, und jene falsch waren. Wir haben den einigen Gott, Schöpfer Himmels und der Erden, und die Griechen hatten eine erstaunliche Anzahl Götter. Die Verehrung unsers Schöpfers lehrt uns schon der gesunde

Menschenverstand, die Griechen hatten tausenderlei Ceremonieen zu erlernen. Der Gedanke an unsern wahren Gott und an den gekreuzigten Jesus ist so voll entzückender Majestät, daß der Gedanke eines gläubigen Griechen an seinen Zeus dagegen so klein, so gering ist, wie ein Sonnensystem gegen Centillionen andrer Sonnensysteme. Unfre Bestimmung in dieser und in jener Welt ist so leicht in den Briefen Paulus an die Corinthher zu verstehen, daß man sie nur zu lesen braucht.

Kurz, die Hauptlehrsätze der christlichen Religion sind binnen wenigen Monaten den dümmsten Kindern faßlich.

Nun sollten ihnen die Mittel gelehrt werden, wie man sich in besondern Lebensarten glücklich machen könne. Ich will von unten anfangen. Man sollte auf jedes Dorf einen Mann setzen, der erfahren im Ackerbau und der Viehzucht wäre. Dieser müßte die Kinder darinnen unterrichten, nachdem ihnen die Lehrsätze unsrer heiligen Religion beigebracht wären. Dazu könnte zur Grundlage ein Büchlein dienen, so stark wie ein Abebuch. Er müßte ihnen dann noch lehren, was jeder für ein Verhältniß und für Pflichten gegen den Staat und seine Bürger habe. Dabei müßten sie die Gestalt unserer Erde ein wenig kennen lernen, nebst dem was am Himmel ist, und Schreiben und Rechnen. Mit wie vielem Vergnügen würden die armen Bauerkinder das erlernen! Welche Vortheile würde der Staat dadurch erhalten? Der muß nicht eine Monade von Vernunft und von Phantasie in seinem Gehirne haben, der hierbei nicht die herrlichsten Aussichten machen kann!

Nun zu den Schulen in Städten! Was die Religion betrifft, so bleibt es bei dem vorigen. Die Inwohner der Städte sind Handwerker, Künstler und Kaufleute. Die Gelehrten abgerechnet. Hier

können schon mehrere Classen, mehrere Arten von Schulen seyn, zumal in großen Städten.

In jeder großen Stadt sollte eine Handlungsschule seyn. Darinnen müßten die Kinder hauptsächlich Geographie, Schreiben, Rechnen und die deutsche Sprache studiren; bei den Lehrstunden über die Geographie müßte ihnen dann die Kenntniß der jedem Lande eignen Produkte, nebst dem Grade der Güte jeder Waare in verschiedenen Ländern beigebracht werden.

Die Jugend, welche Handwerke und Künste erlernen wollte, könnte hier ebenfalls unterrichtet werden. In jeder Stadt sollte ferner eine Schule der Musik seyn, sowohl der Sing- als der Instrumentalmusik; denn die Musik ist eine wahre Purganz der Seele, sie führt die bösen Launen und Grillen ab, und giebt derselben ihre verdauende Kraft wieder. Jeder Fürst, er mag groß oder klein seyn, sollte seine Unterthanen so sehr vergnügt und aufgeräumt zu machen suchen, als es ihm möglich wäre, denn dann kann er mit ihnen anfangen, was er will. Dazu ist aber kein besseres Mittel, als er bringt es dahin, daß jeder Bürger die Musik versteht. Die Musik macht fleißige Leute. Ich verstehe hierunter aber nicht jede Art von Musik, sondern nur die lustige. Ein Jäger wird noch einmal so gut jagen, noch einmal so schnell über die Felsen setzen, bei einer Jagdmusik von Waldhörnern, als wenn er einsam jagen soll. Die Bauern ärnten noch einmal so ämfig, wenn hübsche junge Gesellen drolligte Liederchen dazu singen. Chardin sagt in seiner Reisebeschreibung von Persien, daß man daselbst bei einer großen Arbeit, wo viele Menschen Hand anlegen müßten, allezeit Musik habe, und daß dann die Arbeit noch einmal so schnell von statten gieng, als wenn keine Musik dabei wäre. Der Nutzen der Musik beim Kriege ist bekannt genug, man könnte sie

aber noch um sehr vieles verbessern. Doch ich darf hier nicht zu weitläufig davon seyn; ich habe schon vorhin darüber etwas gesagt.

Diese Schulen sind für die Knaben. Für die Mädchen müssen sie ganz anders wieder eingerichtet seyn, da, wie bekannt, die Mädchen nicht thun und nicht thun können, was die Knaben thun. Ein Frauenzimmer, welches in den Wissenschaften und Künsten und der weiblichen Glückseligkeit wohl erfahren wäre, sollte mit gutem Fug und Recht die Aufzziehung der jungen Mädchen besorgen.

Was weiß ein mährischer Bengel von einem Schulmeister von der Bestimmung des weiblichen Geschlechts? von Artigkeit? von feinen Sitten? In manchen Orten ist die geistliche Polizei so strenge, daß die Mädchen bis in ihr sechszehntes Jahr christliche Sprüche auswendig lernen müssen, und zwar jeden Tag sechs Stunden lang Mehrentheils sind die Schulmeister Laquaien bei Regierungsräthen oder Hausknechte bei Superintendenten gewesen, sie haben in Babylonischer Gefangenschaft gefessen, höchstens war ihnen erlaubt, den Köchinnen eine Zote zu sagen; nun kommen die Bursche — wie ein Wolf unter eine Heerde Lämmer aus der Wüsten — unter ein Schock niedlicher Dirnen; man kann sich leicht einbilden, wie sie der Ritzel stechen wird. Es ist schnurgerade wider die Regeln der Ehrbarkeit und Zucht. — Aber leider! wir haben keine Aspazien in Deutschland.

Die Jugend, welche die Weisheit völlig lernen will, muß die allerbeste Aufzziehung haben. Man nennt sie gewöhnlicher Weise die studirende Jugend. Das Hauptwerk hierbei ist, sie zum Selbstdenken anzugewöhnen. Man sollte mit den leichtesten Lehren der Weisheit anfangen, und immer nach und nach auf die schwerern kommen.

Die Hauptregel iſt hier inſbesondre zu beobachten, daß ihnen das Studium beſtändig eine Quelle der Wolluſt ſeyn muß; daher ſoll alles Trockne, Gedankenleere vermieden werden. Die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften ſind das beſte Mittel dazu. Man macht ſie nach und nach mit den beſten Schriften der Weiſen bekannt; um dieſe verſtehen zu können, müſſen ſie freilich auch ihre Sprache verſtehen. Beides, die Sprachlehre und Philoſophie, kann mit einander verbunden werden. Wenn man ſie zu Weiſen gemacht hat, ſo gut als man Jemanden zum Weiſen machen kann, ſo führt man ſie in die beſondern Felder der Gelehrſamkeit. Da Ein Menſch nicht alles lernen kann, ſo iſt es ſchon genug, wenn ein Jüngling nur die Beſchaffenheit eines einzelnen Feldes davon gut kennt. Theologie, Rechtsgelehrſamkeit und Arzneigelahrtheit ſind die drei bekannteſten Felder derſelben. In der Theologie ſollten, nach einem kurzen System der philoſophiſchen Religion, die Lehrſätze und die Geſchichte aller bekannten Religionen vorgetragen werden. Dann erſtlich ſollte man anfangen die erſten Anfänge und Urſprünge der chriſtlichen Religion zu entwickeln, die Sitten und Gebräuche und Geſchichte der damaligen Inwohner der Länder, wo Jeſus und die Apoſtel lehrten, erklären, und dann ihnen zeigen, wer Jeſus und die Apoſtel waren, den Geiſt ihrer Lehren herausziehen, und die Hauptlehrſätze beſtimmen. Dann lehrte man den jungen Studenten die Kirchengeschichte von dem zweiten Jahrhunderte an, bis daher, wo wir leben. Was würden wir dann für Geiſtliche erhalten, wenn die Lehrer lehrten, wie ſie lehren ſollten?

Unſere Rechte liegen noch in einem völligen Chaos. Wenn man in die Compendien der Rechtsgelehrſamkeit ſieht, ſo ſchwindelt es den Augen des Geiſtes, wie den leiblichen, wenn ſie auf einen farbent-

wechselnden seidnen Stoff gesehen haben. Doch ich mag davon nichts sagen, weil es sich nicht für einen Schüler schickt, etwas davon zu sagen. Ebenfalls muß ich auch von der Arzneygelahrtheit deswegen stille schweigen.

Würde die Auferziehung, so eingerichtet, nicht besser seyn, als sie jetzt wirklich ist? Man könnte noch einige von den vielen Stipendien, welche mehrentheils stupide Duben bekommen, auf eine bessere Art anwenden. Man könnte jährlich für jedes Gymnasium etliche hundert Thaler zu Prämien bestimmen, für denjenigen, welcher z. B. das beste Gedicht, das beste musikalische Stück, die beste Rede, die beste Uebersetzung u. s. f. verfertigte. Man könnte schon verhüten, daß das Urtheil darüber nicht partyisch seyn könnte; und ebenfalls, daß die Richter nicht mit fremden Arbeiten hintergangen würden. Doch genug davon.

Wie ist nun unsere wirkliche Auferziehung? Auf den mehrsten Schulen sind sieben Ordnungen, und in jeder Ordnung muß ein Schüler zween Jahre bleiben, also vierzehn Jahre, wenn er durch alle Klassen wandern will. Was lernt er nun in jeder? Alle vierzehn Jahre werden mehrentheils zu Erlernung des Christenthums angewendet, und das Uebrige auf die Erlernung lateinischer und hebräischer und sehr selten — griechischer Wörter; und wenn's eine recht sehr vortreffliche Schule ist, lehrt man den Schülern noch Geometrie und Logik nach der so beliebten Anleitung des Herrn Baumeisters.

Man wird unter den Schullehrern selten einen Mann von Genie antreffen; sie gehören mehrentheils unter die Klasse von Menschen, welche im Schweiß ihres Angesichts die Gedanken Andrer auswendig lernen.

Die Bauern- und Bürgerſchulen ſind ſo elend eingerichtet, daß es mir ekelt, wenn ich nur hineingucken ſoll. Theologie, nicht Religion, wird den Kindern da gelehret, und weiter nichts. Erbärmliche Geſellen ſind mehrentheils die Lehrer. Sie ſagen die Lehren der chriſtlichen Religion von der Dreieinigkei Gottes, vom heiligen Abendmahl, vom Himmel und ewigen Leben her, wie mein Staar ſein: „Gieb mir was!“ Dieſe Art der Auferziehung iſt keiner Verbesserung fähig, weil ſie keine Auferziehung iſt. Ich mag alſo auch nichts mehr davon ſagen.

Sie lehren, daß man ſich nicht eher einen Philoſophen nennen könnte, als biß man die Schriften des Herrn Canzlers und Baron von Wolf auswendig gelernt hätte; den Cicero müſſe man deßwegen leſen, um ſchöne lateiniſche Phraſen aus demſelben zu lernen; kurz, die Philoſophie müſſe man nicht eher anfangen zu ſtudiren, biß man auf Akademieen käme. Man müſſe den Anakreon und Homer deßwegen leſen, damit man das neue Teſtament deſto beſſer erklären könnte, und den Iſokrates dem Xenophon vorziehen, weil man aus dem erſtern eine gute Predigt machen lernte.

Die mehrſten Akademieen müſſen noch erbärmlicher ſeyn, als unſere Gymnaſien in ihrer Art. Ich ſchließe dieſes aus den bejammernswürdigen Candidäthen und überhaupt Studentchen, die wieder zurück gezogen kommen. Ich ſaß einmal in einer Geſellſchaft von ſolchen Herrchen; hoch brüſteten ſie ſich auf in ihrer Candidatens Uniform, und ſahen mich über die Achſel an, zumal einer, der eben gepredigt hatte; und die Bübchen konnten noch nicht einmal deutſch dekliniren. Vielleicht findet auch hier das Sprüchwörtlein Statt: es flog eine Gans über den Rhein, und kam mit Girkak wieder heim. Die Herren Profeſſoren können aus einer Gans keinen Adler

machen. Doch muß ich noch gestehen, daß ich mir von den mehrsten keinen allzu vortheilhaften Begriff, wegen des Tones, in welchem sie ihre gelehrten Zeitungen schreiben, und wegen der Philosophie, die sie ihren Herren Studenten lehren, und wegen der Theologie, und wegen — und wegen — vieler Erfahrungen, gemacht habe.

Der Cantor. Seid ihr nun einmal fertig?

Waldmann. Fertig bin ich nicht, aber ich will davon aufhören.

Der Cantor. Nun bedankt euch für die Geduld, welche ich gehabt habe, euer jugendliches Geschwätz anzuhören! Weil ihr doch sagt, daß die Einsamkeit, in welcher ihr leben müßet, Schuld an diesen Projektmachereien sey, so will ich Mittel und Wege ausfindig machen, daß ihr Gesellschaft bekommt.

Waldmann. Wenn ich nicht einsam gelebt hätte, so würd' ich nie solche eigene Gedanken von den Dingen bekommen haben; die Einsamkeit ist das allernützlichste für Jünglinge, wenn ihr Verstand nur einen Anfang von guter Richtung erhalten hat. Die Jünglinge, welche von Jugend auf beständig in großen Gesellschaften gelebt haben, werden endlich Schwächer, aber keine Genieen. Man muß aber auch hier die Mittelfraße beobachten.

Der Cantor. Es scheint wahrhaftig! als wenn ihr euch zu meinem Lehrer aufwerfen wolltet. Waldmann! Waldmann! hütet euch —

Waldmann. Poß Wetter! Mit dem Ihr und Euch schweigen Sie einmal stille! Ich mache mir aus diesen Possen nichts; allein sobald es einfältigen Hochmuth anzeigt, ist mir das Ihr und Euch unausstehlich.

Der Cantor. Was wollt ihr?

Waldmann. Ihr sollet mit Eurem Ihr aufhören! wißt Ihr's, Cantor! Es schickt sich nach der heutigen Höflichkeit gar nicht, daß

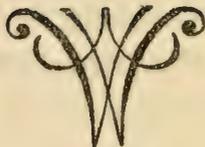
Schüler ihre Lehrer Ihr, und die Lehrer die Schüler Sie nennen. Ich will Euch Lektionen geben, Herr Cantor, in der Musik, Philosophie, in Sprachen und vielen andern Dingen! und zwar öffentlich; und worinnen wollt Ihr mich unterrichten? In nichts; es müßte denn in der Grobheit seyn.

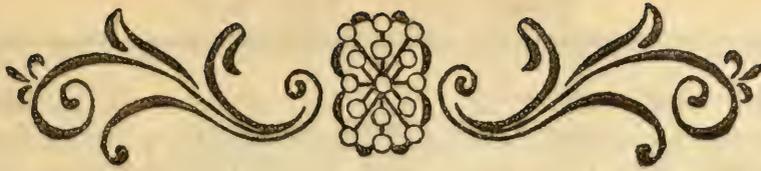
Der Cantor. Schon gut! wir wollen euch lehren — (geht ab.)

Löwe. Sie haben Recht, Herr Waldmann! Die Galle muß einem manchmal bei solchen dummen Gesellen überlaufen.

Waldmann. Der Bursch hat gar keine Aufführung! Zwar die mehrsten Schullehrer haben keine. Sie gehen mit allen Menschen wie mit ihren Schülern um. Sie bilden sich ein, da sie oft mehr wissen, als ihre Schüler, alle Welt wäre Schüler gegen sie; denn sie gehen sonst mit niemand um.

Ende.





Kritischer Anhang.

Dieser erste Band vereinigt sämtliche Gedichte Heineses, mit Ausnahme der „Kirschen“ und der in seinen Briefen und sonstigen Werken zerstreuten, sowie seine Jugendschriften vor der Petronius-Übersetzung; daß zu den letztern auch die posthumen „Musikalischen Dialoge“ gehören, deren Echtheit vielfach bestritten worden ist, wird weiter unten nachgewiesen. Dagegen habe ich mich nicht entschließen können, die kürzlich von Arthur Schurig in seiner aufschlußreichen Studie „Der junge Heine und seine Entwicklung bis 1774“, München und Leipzig 1910, für unsern Dichter in Anspruch genommenen Beiträge zur „Bibliothek der elenden Scribenten“, Frankfurt und Leipzig 1768, Stück I, S. 13—22 („Der Antikritikus, ein Helden-gedicht in fünfzig Büchern“) und S. 23—28 („Kriegslieder“) hier aufzunehmen, da mir der Beweis dafür, daß sie gerade von Heine und nicht von einem andern Mitgliede des Kiedelschen Kreises her-rühren, nicht erbracht zu sein scheint. Hierüber, wie über die Ver-fasser der anonymen Beiträge zum „Thüringischen Zuschauer“ von 1770 wird eine besondere Untersuchung anzustellen sein.

Gedichte.

Die hier zum erstenmal, größtenteils aus den Handschriften in Halberstadt und Frankfurt a. M., vereinigten Gedichte Heineses um-fassen in chronologischer Folge: I. Jugendgedichte von 1766 bis 1768 (Nr. 1—3); II. die nachweisbar von ihm herrührenden poetischen Stücke aus dem „Thüringischen Zuschauer“ von 1770 (Nr. 4—14); III. die als einzige selbständige Publikation erschienenen „Sinngedichte“ von 1771 (Nr. 15—58); IV. die erste Gruppe der „Zer-streuten Gedichte“, etwa aus den Jahren 1770—1774 (Nr. 59—64); V. die Epigramme und sonstigen Lyrika aus der Halberstädter

„Büchse“ vom Jahr 1774 (Nr. 65—116) und VI. die übrigen „Zerstreuten Gedichte“, etwa aus den Jahren 1773 bis zu Heinse's Lebensende (Nr. 117—160). Von diesen 160 Gedichten sind im zehnten Bande der Laubeschen Ausgabe nur 46 enthalten; dagegen bringt diese zwei Schäfererzählungen, „Die eilfertige Schäferin“ (X, 69—74) und „Die Schäferstunde“ (X, 75—82), die, wie schon Otto Behagel in Seufferts Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte III, 186 nachwies, nicht von Heinse, sondern von Johann Christoph Rost herrühren (vgl. dessen „Schäfererzählungen“ 1742, Seite 6 und 43), dessen Namen er in Halberstadt auf Gleims Anraten als Pseudonym wählte (vgl. Briefe IX, 88 f., Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse I, 93). Ebenso halte ich die in der Laubeschen Ausgabe X, 30 abgedruckte „Dithyrambe. Ach und Weh!“, für apokryph, nehme sie aber, da ich weder ihren Ursprung noch ihre Überlieferung nachweisen kann, hier im Apparat auf:

Dithyrambe.

Ach und Weh!

Sauget Liebe,
 Glühende Lippen!
 Und Du Nacht,
 Schütze alle,
 Lächle nieder
 Mit Deinen Welten! Evoe!

Ach, sterben! —
 Durch Dich getödtet,
 Neppiges Wesen! —
 Glühende Herzen!
 Von Liebesmacht
 Unendlich gedrungen! Evoe!

Bakchos! Bakchos!
 Menschenbeglücker,
 Bruder der höchsten
 Farb'ig geflügelten
 Lebendigen Freude!
 Folg' uns Entzügelten! Evoe!

Freudetrunken,
Mächtig verschlungen
Tanzen wir hin!
Mit Ranken gebunden
An Vater Priapus:
Rufet Evoe! — Evoe!

Löset die Gürtel,
Nichts fesse den Keiz. —
Warm-süßes Schrecken
Durchbebe die Körper.
Seht! Venus lächelt!
Evoe! hinaus! — Evoe!

Tuba ertöne!
Eyrinx erwecke
Zur Freude Alle!
Tonbecken klinget,
Zitter hoch, Epheu —
Befränktes Sistrum! Evoe!

Haltet ein! senket
Die Pauken, Becher
Schlaget den Tact!
Den Göttern, den ersten
Most — der goldnen
Und blutigen Traube. Evoe!

Schwenket den Becher!
Hebet die Arme!
Ihrysus durchschneide
Die herbstliche Luft!
Wollust erquicket
Die durstige Brust! Evoe!

Hebet die Arme!
Sauget Liebe!
Ringt im Entzücken!
Reißet die Augen

Dort nach den Höhen —
 Kehrt sie in Euch zurück! Evoe!

Gaufelt auf Klippen! —
 Erglühe! o Jugend,
 O Liebreiz und Wonne,
 Lebt langsam Euch auf:
 Tönet Ihr Bleche
 Süßhallend im Traum! Evoe!

Erwachtet! Erwachtet!
 Und schlürfet den Becher
 Mit Hochgefühl aus! —
 Die Sorgen verschwinden —
 Heißglühend Entzücken,
 Du wiegst Elysium auf! Evoe!

Jauchzet im Jubel!
 Hochlodert die Flamme: —
 Unendliches Sehnen
 Werde nimmer gestillt! —
 Ach! Laßt uns — auf immer
 Das Götterglück schlürfen! — — Evoe!

— Es lodert die Flamme! —
 Ach Götter! Es leben
 Die Welten, — Ach! Ach!
 Evoe! — Ach — Evoe!
 Welch' seliges Sterben —
 Ach Götter! Evoe — Evoe — —

Welch heftiges Feuer
 Durchrinnet die Adern;
 Entwaltet von Innen. —
 Dem lechzenden Leben
 Entrinnet entseelend
 Das süß'ste Gefühl! — Evoe!

Heistrauchende Liebe!
 Stürme das Hehre!
 Kämpft in Entzücken! —
 Ach weile! — Ach tödte! —
 Tochter des Lebens,
 Mutter des Todes! Evoe!

Entfessele, entseele
 Mit Rasen, mit Macht
 Das Wonne-Gefühl!
 Woget Ihr Meere
 Im Reize des Lebens —
 Ende nimmer — O Lust! Evoe!

Panther zerknirschen
 Den stachelverwahrennden
 Taddrohenden Thyrsus!
 Sieger! Zur Erde,
 Zu Eurer Mutter —
 Bekämpften durch Ach und Weh! Evoe!

Das Geburtstags-Carmen, das Heinse 1763 in Schleusingen auf die regierende Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen verfertigte (Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte X, 376), ist bisher, wie manche andre Jugendgedichte, nicht aufgefunden worden. Dagegen stammt Heinses bekanntestes Gedicht („O wie manches schöne Kind“), das von Schiller noch am 20. April 1786 im Briefe an Körner citiert und sogar in die Hempelsche Schiller-Ausgabe (Gedichte, 2. Buch, S. 93) aufgenommen ist, aus der „Laidion“ (vgl. unsere Ausgabe III, 1, 162); auch Fräulein Luise von Göchhausen hat es, ohne Namen des Verfassers, in dem Sammelbande, in welchem sich der „Urfauft“ befand, abgeschrieben.

I.

I. Handschrift in Halberstadt, am 14. Oktober 1771 (vgl. IX, 39) aus Frankfurt an Gleim übersandt, von Gleims Hand mit folgenden Veränderungen versehen, die J. Schober (J. J. W. Heinse. Sein Leben und seine Werke, Leipzig 1882, S. 174) in dem ersten

Abdrucke des Gedichtes in den Text aufgenommen hat: 3, 11 Zu dem 12 eine 4, 4 denn auch gestrichen 5 weise gestrichen 6 um gestrichen 7 und noch Ehloens Ruß 9 gnug] nur 10 Und ich gestrichen kan, o dann 12 Dann so tragt mich nur 15 zuwieder 16 Und die zärtlichen Homere 19 Keine Bonne zittern in den 20 Dann ist besser, nicht zu seyn 5, 6 der Nectarfüßen Trauben 10 Welche Felsenherzen — Vgl. Gleim:Heinse II, 254; die übrigen drei, mit demselben Briefe übersandten Gedichte folgen hier als Nr. 2, 60 und 61.

2. Vgl. zu Nr. 1 und Gleim:Heinse II, 249. Das Gedicht steht in verkürzter und veränderter Gestalt unter der Chiffre „H“ auch im „Thüringischen Zuschauer“ 1770, Stück II, S. 172, und ist hier als Nr. 11 wiederholt; ob der Freund „Er.“ ein Sohn des Cantors Treffel in Langewiesen, der dem jungen Heinse den ersten Unterricht im Lateinischen gab, war (Schöber S. 8, Köddel S. 10), ist zweifelhaft. — 10, 9 zuerst: vom aufgeschwollenen.

3. Der Stammbuch-Eintrag für Joh. Friedrich Schalling befindet sich in der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar (Stammbücher Nr. 382, Bl. 100) und ist zuerst abgedruckt bei Robert und Richard Keil, Die deutschen Stammbücher des sechzehnten bis neunzehnten Jahrhunderts, Berlin 1893, S. 271; ob die Verse von Heinse selbst stammen oder aus einem fremden Gedichte entnommen sind, ist ungewiß, doch wird in ähnlichen Fällen meist die Quelle des Citats angegeben.

II.

Der „Thüringische Zuschauer“, von dem nur ein Quartal, bestehend aus dreizehn wöchentlichen Stücken, von Januar bis März 1770 erschienen ist, existiert nur in zwei Exemplaren, die sich in der Universitätsbibliothek zu Halle (Wa. 314) und zu Prag befinden. Die einzelnen Beiträge sind, mit Ausnahme der von Friedrich Just Niedel unterzeichneten „Vorrede“, anonym oder mit Chiffren unterzeichnet, deren Auflösung zumal bei den prosaischen Aufsätzen nicht immer mit voller Sicherheit möglich ist. Verhältnismäßig einfach liegt die Frage bei den Gedichten, von denen fünf (4. 6. 9. 12. 14) in Heinse's „Sinngedichten“ von 1771 wiederkehren, eines (11) in einer zweiten handschriftlichen Fassung vorliegt, die übrigen teils durch die Chiffre „H“ (5. 8. 10.), teils durch ihre Stellung bei andern nachweislich Heinse'schen Gedichten (7. 13) ihre Herkunft an der Stirn

tragen. Für die vier von A. Schurig (a. a. D. S. 9) Heinse zugeschriebenen Gedichte in Stück 10 („An die Föhler“, „Der Entschluß eines Wittwers“, „Die betrübte Witwe“) und in Stück 13 („Hanns“) treffen diese Voraussetzungen dagegen nicht zu (vgl. zu Nr. 35).

4. Thüringischer Zuschauer, 5. Stück, S. 80; wiederholt in den „Sinngedichten“ 1771, S. 16, mit folgenden Aenderungen: 17, 1 Auf ein hochmüthiges Mädchen | nach dem Martial. 2 Niemand nur hat gesehn.

5. Thüringischer Zuschauer, 5. Stück, S. 80, Chiffre: H.

6. Thüringischer Zuschauer, 6. Stück, S. 96; wiederholt in den „Sinngedichten“ 1771, S. 3, mit folgenden Aenderungen: 17, 13 Auf die Bewunderer alles Griechischen. 14 ia die Griechen! fehlt 18, 1 sah man reizende 2 Mädchen 3 ia die Griechen! fehlt 5 rufet jeder 6 so ruf auch ich, 8 und bey.

7. Thüringischer Zuschauer, 6. Stück, S. 96.

8. Thüringischer Zuschauer, 7. Stück, S. 110—112.

9. Thüringischer Zuschauer, 7. Stück, S. 112; wiederholt in den „Sinngedichten“ 1771, S. 8, mit folgenden Aenderungen: 20, 7—10 Freund! tadle ja die Vorsicht nicht, | Weil Russe, Britt' und Türk' verschiedene Sprachen spricht! 11 Hätt' 12 Wovon denn sollten wohl die Uebersetzer leben?

10. Thüringischer Zuschauer, 7. Stück, S. 112, Chiffre: H.

11. Thüringischer Zuschauer, 11. Stück, S. 172—(1)76, Chiffre: H. Vgl. die handschriftliche Fassung in Nr. 2.

12. Thüringischer Zuschauer, 12. Stück, S. 192; wiederholt in den „Sinngedichten“ 1771, S. 14, mit folgenden Aenderungen: 25, 1 auszuspähn? 5 Hier ist's, auf meiner Chloë Busen.

13. Thüringischer Zuschauer, 12. Stück, S. 192.

14. Thüringischer Zuschauer, 13. Stück, S. 208; wiederholt in den „Sinngedichten“ 1771, S. 5, mit folgenden Aenderungen: 25, 13 Sinngedichte. fehlt 15 Elegionton! 16 wahrlich Schade! 18 sprüht voll] an; dazu die Anmerkung: Man beliebe diese wunderbare Begebenheit in dem zweyten Bande der italiänischen Biographie nachzulesen. — Der letzte Vers ist auch citirt in den „Musikalischen Dialogen“, vgl. oben Seite 243.

III.

Das am 18. November 1770 von Heinse und Wieland an Gleim übersandte Manuscript seiner „Sinngedichte“ (vgl. Gleim-Heinse I,

6, 25. 7, 14) fehlt jetzt im Gleimarchiv zu Halberstadt (vgl. Gleim: Heinse I, 215). Gleim ließ dasselbe auf seine Kosten in Halberstadt drucken, wo es unter dem Titel: Sinngedichte von Wilhelm Heinse. — Halberstadt, bey Johann Heinrich Groß, 1771 (64 S. 8°, Berlin, fgl. Bibl. Ym. 251) wohl (vgl. die Besprechung im Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1772, S. 143) zur Michaelismesse 1771 erschien, während der Verleger die Ausgabe bis zur nächsten Ostermesse verschieben wollte (Gleim: Heinse I, 25). Die drei Druckfehler, welche Heinse am 10. September 1771 (IX, 30) corrigirt, sind auch in unsrer Ausgabe nachträglich zu verbessern, vgl. zu 30, 1. — Die fünf bereits im „Thüringischen Zuschauer“ 1770 gedruckten Sinngedichte (Nr. 4. 6. 9. 12. 14) sind hier nicht wiederholt.

15. Sinngedichte S. 4.

16. Sinngedichte S. 6; vorher schon citirt im Thüringischen Zuschauer 1770, 7. Stück, S. 106 (oben S. 164), mit folgenden Abweichungen: 29,6 fehlt 8 Er glitschte wenigstens 9 — ich weiß wohin — Kalez kutscherhahn

17. Sinngedichte S. 7; 30, 1 lies (nach Heinse IX, 30): Braucht Deser sieben.

18—23. Sinngedichte S. 9—13.

24. 25. Sinngedichte S. 15.

26—28. Sinngedichte S. 17—20.

29. Sinngedichte S. 21. Dazu eine Handschrift im Nachlassheft 36, auf einem Quartbogen zusammen mit Nr. 53. 58. 59, und folgenden Abweichungen: 34, 5 Auf S ** in H **. 7 denkt] wohnt 8 Scheackespear Moliere! 9 Dir armen Manne nicht! 10 Es wird dir übel fast bey Charitinnen Lehre! Auf 11 folgt: Ihr fragt, warum ihm's ganz an Menschen Sinn gebricht? 12 Wist seine Mutter hat an eines Mannes Stelle 13 Ein Efelein belegt, wie einst Voltairs Pucelle.

30—34. Sinngedichte S. 22—25 (35, 8 sämft).

35. Sinngedichte S. 26. Im „Thüringischen Zuschauer“, 10. Stück, S. 160, steht folgendes Epigramm, das eine ähnliche Pointe hat:

Der Entschluß eines Witwers.

Nun ist mir auch mein zweytes Weib entrißen,
 sprach Barthel jüngst, und weinte bitterlich —
 Ich armer Mann! Wer tröstet mich —
 Ich werde wohl die dritte nehmen müssen!

U. Schurigs Vermutung (Der junge Heinse, S. 9), daß auch dieses Gedicht, wie das vorhergehende („An die Föhler“) und das folgende („Die betrübte Witwe“) von Heinse stammt, scheint mir unbegründet; sie werden sämtlich der Chiffre G. = Gleichmann, die am Schluß des 10. Stückes steht, angehören.

36—44. Sinngedichte S. 27—35; „Waldheim“ (39, 7), die sächsische Irrenanstalt, auch im „Thüringischen Zuschauer“ (oben S. 187, 13).

45. Sinngedichte S. 36 (39, 9 In panidum).

46—52. Sinngedichte S. 37—48 (45, 18 können. Der).

53. Sinngedichte S. 49. Dazu eine Handschrift im Nachlassheft 36, vgl. zu Nr. 29, mit folgenden Abweichungen: 46, 9 schwoollen? jetzt
11 beblümtem 12 laue aus bunte? liebzufofen 14 samt Schlofen
16 Chloe 17 an dem Rosenbach 21 von über gestrichenem und 24
sie nackt! So nach Heinses Brief vom 10. September 1771 (IX, 30) einzusetzen.

54—57. Sinngedichte S. 50—56 [im Original falsch: 58].

58. Sinngedichte S. 57 [im Original falsch: 59] —64. Dazu eine Handschrift, ohne den italienischen Urtext, im Nachlassheft 36, vgl. zu Nr. 29, mit folgenden Abweichungen: 50, 1 27ten Petrarchs 7
diesen Bäumen 51, 12 Hier folgt: Von Thränen und Elend abge-
zehr[e]t; nach Heinses Brief vom 10. September 1771 (IX, 30)
ist zu ergänzen: Von Klagen abgezehret 14 fährt] kehret

IV.

59. Ungedruckt im Nachlassheft 36, auf einem Quartbogen zusammen mit Nr. 29, 53 und 58, also wohl spätestens aus dem Jahre 1770 stammend.

60. Handschrift in Halberstadt; zusammen mit Nr. 1, 2 und 61 am 14. Oktober 1771 aus Frankfurt mit Brief Nr. 9 an Gleim übersandt; abgedruckt: Gleim:Heinse II, 253.

61. Handschrift in Halberstadt. Vgl. zu Nr. 60 und 117; abgedruckt: Gleim:Heinse II, 253. Ein ganz veränderter, späterer Abdruck im Almanach der deutschen Musen 1778, S. 184, unterzeichnet: W. Heinse, lautet folgendermaßen: Ueber eine Kritik über Musarion.

Ihr fragt, warum haßt denn der Mann Musarion?

Ihr solltet billig über diese Frag' erröthen!

Aus Reid haßt [!] er Musarion,

Und Danaen und ihren Agathon

Und schützt [lies: schätzt] die Damen nur in ihren Kindesnöthen.

62. Handschrift in Halberstadt, von Gleim falsch datirt: „den 7ten Mai 1772“; vielmehr wurde am 6. November 1772 von Gleim die Uebersetzung des Gedichts von Marcus Antonius Flaminius († 1550) „Ad agellum suum“ erbeten und an demselben Tage von Heinse übersandt (vgl. IX, 90, Gleim:Heinse I, 100. II, 259).
63. Handschrift in Halberstadt, hinter Brief Nr. 27 eingebunden, am 13. November 1772 an Gleim nach Magdeburg als Probe der mit Klamer Schmidt gemeinsam geplanten, aber nicht vollendeten „Hendekasyllaben“ übersandt. Von Schober S. 188 mit vielen Fehlern zuerst abgedruckt; vgl. Gleim:Heinse I, 236. II, 260.
64. Handschrift in Halberstadt, hinter Brief Nr. 73 zusammen mit dem in den „Laidion“ S. 368 abgedruckten Gedicht „Ein mitternächlicher Seufzer gesungen in einem schönen Garten“ eingebunden. Da der Kurfürst Emmerich Joseph Freiherr von Breidbach am 11. Juni 1774 in Mainz starb (vgl. Allgemeine deutsche Biographie VI, 83), gehören beide Gedichte noch der Halberstädter Zeit an.

V.

Ueber die Halberstädter „Büchse“, ihre Entstehung und Ueberlieferung, ist im Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse I, 246 ff. das Nähere mitgeteilt. Da die in einem Foliobande chronologisch vereinigten Gedichte meist von fremder oder verstellter Hand geschrieben sind, läßt sich bei manchen die Verfasserfrage nicht mit voller Sicherheit lösen, so daß ein Abdruck der ganzen Sammlung sich wohl lohnte; hier sind aus Gleim:Heinse II, 265—298 nur diejenigen Stücke wiederholt, die sich sicher Heinse's charakteristischer, wenn auch oft verstellten Handschrift zuweisen lassen.

65. Büchse, Blatt 7, von Heinse's verstellter Hand; Gleim:Heinse II, 265.
66. Büchse, Blatt 8, von Heinse's verstellter Hand; Gleim:Heinse II, 265 ff. Nikel ist der oft verspottete Christoph Friedrich Nicolai.
67. Büchse, Blatt 10, von Heinse's verstellter Hand; Gleim:Heinse II, 266.
68. Büchse, Blatt 15, von Heinse's verstellter Hand; Gleim:Heinse II, 266.
69. Büchse, Blatt 25, von Heinse's verstellter Hand; Gleim:Heinse II, 267. Geht auf Johann Ludwig Anton Rust's anonyme Satyren „Antiquitäten“, Nürnberg 1774, die in der „Büchse“ mehrfach mitgenommen werden.

70. Büchse, Blatt 30, von Heineses verstellter Hand; Gleim/Heinse II, 267.
71. Büchse, Blatt 31, von Heineses verstellter Hand; Gleim/Heinse II, 267. Geht auf Basedows vierbändiges „Elementarwerk“, 1774.
72. Büchse, Blatt 37, von Heineses verstellter Hand; Gleim/Heinse II, 268. Geht auf Wielands anerkennende Rezension von Nicolais „Sebalduß Nothanker“ im Deutschen Merkur 1773, II, 231; vgl. Nr. 87 und 93.
73. Büchse, Blatt 38, von Heineses verstellter Hand; Gleim/Heinse II, 268. Ueber „Nikel“ vgl. Nr. 66.
74. Büchse, Blatt 39, von Heineses verstellter Hand; Gleim/Heinse II, 268.
75. Büchse, Blatt 40, von Heineses verstellter Hand; Gleim/Heinse II, 268 f.
76. Büchse, Blatt 41, von Heineses verstellter Hand; Gleim/Heinse II, 269.
77. Büchse, Blatt 53, von Heineses Hand; Gleim/Heinse II, 269—71.
78. Ist durch einen Druckfehler übersprungen.
79. Büchse, Blatt 60, von Heineses verstellter Hand; Gleim/Heinse II, 272.
80. Büchse, Blatt 61, von Heineses verstellter Hand; Gleim/Heinse II, 272 f.
81. Büchse, Blatt 62, von Heineses verstellter Hand; Gleim/Heinse II, 273.
82. Büchse, Blatt 65 (verbunden), von Heineses Hand; Gleim/Heinse II, 283.
83. Büchse, Blatt 64 (verbunden), von Heineses Hand; Gleim/Heinse II, 274. Gedruckt im Taschenbuch für Dichter und Dichtersfreunde 1775, IV, 115 als „Grabschrift auf einen Kunstrichter. Zum voraus gemacht“ mit der Unterschrift „Aretino“; wiederholt im Hamburger Musenalmanach für 1782, S. 14, unter der Chiffre „F“, als „Nickels Grabschrift“.
84. Büchse, Blatt 97, von Heineses verstellter Hand; Gleim/Heinse II, 274. Geht auf den Hamburger Hauptpastor Göthe, Lessings Gegner.
85. Büchse, Blatt 101, von Heineses verstellter Hand; Gleim/Heinse II, 274 f. — 85, 20 Dresden = Dresden.
86. Büchse, Blatt 112, von Heineses Hand; Gleim/Heinse II, 275. — Pleißathen = Leipzig, wo Christian Garve in der Neuen Bibliothek

der schönen Wissenschaften die Anatreontiker befehdete, vgl. J. Minor, E. F. Weiße, S. 324.

87. Büchse, Blatt 116, von Heineses Hand; Gleim:Heinse II, 276. — Ueber Göthe vgl. zu 84; Zürchens Jakob Böhme = Lavater; über Wieland und Nicolai vgl. zu Nr. 72.

88. Büchse, Blatt 128, von Heineses Hand; Gleim:Heinse II, 276 f. — Gegen die Bardendoesie der Kretschmann und Genossen gerichtet; zu 87, 20 vgl. Goethes Gedicht „Flieh, Täubchen, flieh“ (W. A. IV, 361. V, 2, 227).

89. Büchse, Blatt 132, von Heineses Hand; Gleim:Heinse II, 277. — 88, 25 zuerst: Sich an des Seinen zu befließen 26 stützen] zuerst mauren 89, 1 zuerst: allzumahl.

90. Büchse, Blatt 133, von Heineses Hand, von Gleim durchkorrigiert; Gleim:Heinse II, 277 f.

91. Büchse, Blatt 134, von Heineses Hand (89, 12 lies: Teutschland); Gleim:Heinse II, 278. Dazu eine zweite Handschrift im Nachlassheft 36 (Sedezblatt, zusammen mit Nr. 94. 95 und 125), mit der Abweichung: 89, 12 ist fürwahr die.

92. Büchse, Blatt 135, von Heineses Hand; Gleim:Heinse II, 278.

93. Büchse, Blatt 136, von Heineses Hand; Gleim:Heinse II, 278 f. — Gegen eine lobende Kritik von Nicolais Roman „Sebaldu Rothanker“, vgl. zu Nr. 72.

94. Büchse, Blatt 159, von Heineses Hand; Gleim:Heinse II, 279. Dazu eine zweite Handschrift im Nachlassheft 36 (vgl. zu Nr. 91), mit der Ueberschrift: „An Wieland wegen der Recension des Merkurs in der allgemeinen [Bibliothek]“.

95. Büchse, Blatt 160, von Heineses Hand, von Gleim durchkorrigiert. Gedruckt im Hamburger Musen-Almanach für 1782, S. 73, unter der Ueberschrift „Unsre Kritiker“ und der Chiffre „F.“ Dazu eine zweite Handschrift im Nachlassheft 36 (vgl. zu Nr. 91), mit folgenden Abweichungen: 90, 15 teutsche 18 heulen —

96. Büchse, Blatt 166, von Heineses Hand, von Gleim durchkorrigiert und datiert: „Den 25ten Februar 1774.“ Dazu eine zweite Handschrift im Nachlassheft 36 (auf einem Oktavbogen zusammen mit Nr. 97) mit folgenden Abweichungen: 91, 2 H. Pastor Caroli an Herrn Rost. 19 sprizte] schmierte 21 Rännchen 23 samt den fehlt. Gedruckt im Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde 1775, IV, 113 mit der Unterschrift „Aretino“, wiederholt im Hamburger Musen-Almanach für 1783, S. 45, unter der Chiffre „H“. Gleim:Heinse II, 279.

97. Büchse, Blatt 167, von Heinses Hand; Gleim:Heinse II, 281. Dazu eine zweite Handschrift im Nachlassheft 36 (vgl. zu Nr. 96), mit folgenden Abweichungen: 92, 17 Darauf folgt: Dort oben müßt' ich ja vor Froste gleich vergehen; | Vor Kälte kann ich schon nicht auf dem Brocken stehen; | Und hundert hoch — Warum 20 nicht vor Augen stets zu 21 grösser, als ich mich.

98. Büchse, Blatt 186, von Heinses verstellter Hand; Gleim:Heinse II, 281.

99. Büchse, Blatt 193, von Heinses Hand; Gleim:Heinse II, 281. Dazu eine zweite Handschrift im Nachlassheft 36 (auf drei Octavbogen zusammen mit Nr. 100—107 und 126) mit folgender Abweichung: 93, 11 einmahl fehlt; eine dritte Handschrift ebda. (auf zwei Octavbogen zusammen mit Nr. 100. 101. 105. 106. 109. 110 und 126) unverändert.

100. Büchse, Blatt 193, von Heinses Hand; Gleim:Heinse II, 282. Dazu zwei Handschriften im Nachlassheft 36 (vgl. zu Nr. 99), denen die Ueberschrift (93, 15, 16) fehlt.

101. Büchse, Blatt 194, von Heinses Hand; Gleim:Heinse II, 282. Dazu zwei Handschriften im Nachlassheft 36 (vgl. zu Nr. 99), mit folgenden Abweichungen: 94, 1. 2 Ueberschrift fehlt 3 Lauren 5 An ihr fehlt H^r reinern.

102. Büchse, Blatt 194, von Heinses Hand; Gleim:Heinse II, 282. Dazu eine Handschrift im Nachlassheft 36 (vgl. zu Nr. 99), dem die Ueberschrift (94, 7) fehlt.

103. Büchse, Blatt 197—202, von Heinses Hand, von Gleim datiert „Vom 4ten Martii 1774“; Gleim:Heinse II, 283. Dazu eine Handschrift im Nachlassheft 36 (vgl. zu Nr. 99) mit folgenden Abweichungen: 94, 15—17 Ueberschrift fehlt 95, 14 Letzen 15 meine Freude 17 Blumen abzupflücken auf der Weide 24 einem [so im Text zu lesen] 97, 3 kleiner, lieber — 99, 7 gab sie mir] sie dafür 16 Zuerst: Wen er küffet, wer sie an die Brust sich drücket 100, 10 erinnert 101, 1 ein süßes Spiel 3 Alles 8 Herzen] Seelen. Gedruckt in Klammer Schmidts „Elegien der Deutschen“ 1776, S. 179 (vgl. zu Gleim:Heinse I, 112, 12). Eine Abschrift nach diesem Druck im Nachlassheft 37.

104. Büchse, Blatt 202, von Heinses Hand; Gleim:Heinse II, 288. Dazu eine Handschrift im Nachlassheft 36 (vgl. zu Nr. 99) mit folgender Abweichung: 101, 10. 11 fehlt.

105. Büchse, Blatt 205, von Heinses Hand; Gleim:Heinse II, 288.

Dazu zwei Handschriften im Nachlassheft 36 (vgl. zu Nr. 99) mit folgenden Abweichungen: 102, 1. 2 fehlt H¹ Bey dem Kuße eines schönen Mädchens, nachdem ich meine Daphne verlohren hatte. H² 3 Wie süß war dieser Kuß! H¹ H²

106. Büchse, Blatt 205, von Heinse's Hand; Gleim:Heinse II, 288 f. Dazu zwei Handschriften im Nachlassheft 36 (vgl. zu Nr. 99) mit folgenden Abweichungen: 102, 7. 8 fehlt H¹ Antwort auf einen Brief meiner Daphne. H² 11 unter] in den H¹ H² 13 wird es aus werd' ich H¹ 15 Nun ist's] Es ist H¹ H² Unter H¹ steht verkehrt geschrieben folgender Anfang eines ungedruckten Briefes von Heinse: Nur eine Viertelstunde Zeit hab' ich ietzt meinem Triebel zu widmen.

107. Büchse, Blatt 206, von Heinse's Hand; Gleim:Heinse II, 289.

108. Büchse, Blatt 207, von Heinse's Hand; Gleim:Heinse II, 289.

109. Büchse, Blatt 224, von Heinse's Hand, von Gleim datiert „Vom 11ten Martii 1774“ und an zwei Stellen corrigiert; Gleim:Heinse II, 290 f. Ein früheres Concept im Nachlassheft 36, auf zwei Octavbogen zusammen mit Nr. 110, zeigt folgende Abweichungen: 103, 12 Platons 15 Das höchste über gestrichnem Das wesentliche 18 Zuerst: Wenn Kalamis vom Nektar Koer Neben 19 sanft über gestrichnem leis 21 nach ihr ihn durch übergeschriebene Zahlen aus ihn nach ihr 22 verliebter über gestrichnem der 104, 1 Mädchen Kehlen daß nach und 12 Klazomener unter gestrichnem Nektar 23 Amoretten leis' über gestrichnem Liebesgötter rund 24 Zuerst: Sich auf den My(rthen) Rosenbüschen wiegen 105, 3 Darnach folgt gestrichen: Und im Gemurmeln von den klaren Bächen.

110. Büchse, Blatt 226, von Heinse's Hand; Gleim:Heinse II, 291 f. Ein früheres Concept im Nachlassheft 36, auf zwei Octavbogen zusammen mit Nr. 109, zeigt folgende Abweichungen: 105, 4—6 Ueberschrift fehlt 7 deinem über gestrichnem Daphnes 9 dich über gestrichnem sie 16—106, 2 später mit Verweisungszeichen auf dem zweiten Octavbogen nachgetragen 105, 16. 17 Zuerst: So war die Dämmerung von mancher Sommernacht | Mit mehr als Götter Leben zugebracht 106, 1. 2. In der ursprünglichen Fassung, ungestrichen: Da war Elysium die Erde mir, und höher 2 Statt Freude lies Erde 3 Caspar 6 mir über gestrichnem jetzt, dann letzteres wiederhergestellt 7 dir, o Chloë, über gestrichnem meiner Daphne 9 jetzt. Ich sehe über gestrichnem mir. Nun seh' ich, dann letzteres wiederhergestellt 10 Onid über gestrichnem

Paphos jetzt (über gestrichnem mir, dann letzteres wiederhergestellt) 15 ein nach gestrichnem sich zukünftig üdZ 16 unsre über gestrichnem Daphnes 17 Helene über Homerus 18 Die Herzen ewiglich über gestrichnem Wie Liebe jedes Herz 20 Verlohrne aus Verlohren? 24—127, 1 Chloë über gestrichnem Daphne 107, 3 Fluth] Wasserfluth 5 die Suada über gestrichnem Apollo 6 Die Note fehlt 8 Das zweite ich muß üdZ.

III. Die Handschrift der Büchse, zwei Octavbogen von Heinses Hand, von Gleim datiert „vom 18ten Martij 1774“ (daneben von unbekannter Hand „N. 2“) und von W. Körte unterzeichnet „W. Heins“, fehlt seit Körtes Zeiten in den Halberstädter Papieren und befindet sich seit 1906 im Besitz von Professor Dr. Walther Brecht in Posen, der sie in den Nachrichten der R. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philologisch-historische Klasse, 1909, S. 1—13, als „Ein unbekanntes Gedicht von Wilhelm Heins“ veröffentlichte. Unsere Ausgabe folgt seinem Abdrucke, den sie nur an zwei Stellen: 107, 15 (Den statt Der) und 109, 9 (bey statt bei) nach einer früheren Fassung im Nachlassheft 36 (zwei Octavbogen von Heinses Hand, unterzeichnet „130“) verbessert, die außerdem folgende Abweichungen zeigt: 107, 18 später zwischengeschrieben 20 Kein Alinea 24 Gluth 108, 13 Alinea 16 Himmelkönigin 17 Kein Alinea 24 junge fehlt 109, 19 Adleraugen] Augen 20 Feur' in der Göttinnen Herzen 22 Und Besta selbst fieng an mit ihm zu scherzen 110, 12 her gegangen 17 Kein Alinea 19 jedes einst die Welt gleich Sternen ziert 111, 4 Nur] Die 11 sein über gestrichnem d(as?) 14 Blumenketten 112, 4 Das [!] in's Gebüsch sie mit ihm für Heben irrten.

III.2. Büchse, Blatt 268, von Heinses Hand, von Gleim datiert „Preisgedicht den 25ten Martij 1774“; Gleim:Heins II, 293—296. Betilgt sind zwei Zeilen von Heinses Hand, die, wie es scheint, lauteten: „Dem Probst Spalding zugeeignet“ (112, 7 lies è). Eine frühere Fassung im Nachlassheft 36 (zwei Octavbogen von Heinses Hand, unterzeichnet „134“) zeigt folgende Abweichungen: 112, 8 Pietro Bembo fehlt 13 Kein Alinea 18 Alinea 21 doch auch 113, 5 Aufsprang 12 Henkern] Knechten 22 Alinea sprach] rief über gestrichnem sprach 23 Kein Alinea 114, 10 herab] ergrimmt 16 dieser] jener 18 entweyht 26 Nicht gesperrt 115, 2 Charitinn 11 summsfen 19 Aus ihren Armen] Von ihrer Seite 21 Darnach folgt: Mit halber Stimme ruft sie bebend Hülfe, windet | Die Hände los, allein sie bleibt des Pluto Theil 116, 12 Phlegethon] Acheron 20 hier] dort

- 117, 1 süßen] bittern 9 betrat entzückt (nach gestrichnem mit) mit ihr des 10 Die Morgenröthe gieng 11 Göttinnen Chor.
113. Büchse, Blatt 298, von Heines Hand; Gleim:Heinse II, 297. Eine frühere Fassung im Nachlassheft 36 (Octavbogen, zusammen mit Nr. 121. 115. 114 und 116) zeigt folgende Abweichungen: 117, 14 schneller über tapftrer Meister] Bruder 22 Zuerst: Und stürzet dann herab pfeilschnell zum 118, 1 ungestümm.
114. Büchse, Blatt 299, von Heines Hand; Gleim:Heinse II, 297. Eine frühere Fassung im Nachlassheft 36 (vgl. zu Nr. 113) zeigt folgende Abweichungen: 118, 3 An die Venus oder den Abendstern. 4 du so zärtlich auf 5 Teutschen. — Gedruckt: Iris I, 2, 113 (Chiffre: H) mit folgenden Abweichungen: 118, 3 An den Abendstern. 4 du so zärtlich auf.
115. Büchse, Blatt 299, von Heines Hand; Gleim:Heinse II, 297. Eine frühere Fassung im Nachlassheft 36 (vgl. zu Nr. 113) zeigt folgende Abweichungen: 118, 6 schönen unschuldigen. — Gedruckt: Iris I, 2, 112 (Chiffre: H) mit folgender Abweichung: 118, 6. 7 einen schönen Jüngling am Tage seiner Geburt.
116. Büchse, Blatt 300, von Heines Hand; Gleim:Heinse II, 298. Ein Concept im Nachlassheft 36 (vgl. zu Nr. 113) zeigt folgende Abweichungen: 118, 10 Ein Danklied der teutschen Grazien und Musen an den Apollo. 11 Myrthenthal aus Myrthenhahn 12 ersten über gestrichnem reinen 13 Gab (über gestrichnem War) Hagedorn und Mayen mittags strahl | Warf Wieland Uz und Gleim — wir 14 sangen über gestrichnem priesen, dann letzteres wiederhergestellt 15 Und nun über gestrichnem Darauf, dann letzteres wiederhergestellt 15 Darnach gestrichen: Und fruchtbar blühet Land und Flur und Hahn 16 Flur] Feld 17 Wir (unter gestrichnem Für) sehen wieder Wielands (für gestrichnes Wieland, Gleims, Gresset?) und Lessings) Sonnenschein 18 Jacobi wird der Regenbogen seyn durch übergeschriebene Zahlen aus Der Regenbogen wird (Gresset gestrichen) Jacobi seyn 19 schönsten über gestrichnem besten.

VI.

Die zweite Abteilung der „Zerstreuten Gedichte“ umfaßt Stücke aus den Jahren 1773 (Nr. 118) oder noch früher (Nr. 117, 123, 124, 126—128) bis 1800 (Nr. 159 f.); einige (z. B. Nr. 121, 125) scheinen ursprünglich für die „Büchse“ bestimmt gewesen zu sein,

doch wurde alles, was nicht mit Sicherheit chronologisch zu fixieren ist, hier zusammengefaßt.

117. Handschrift im Nachlaßheft 36, ungedruckt, auf einem Octavbogen mit Nr 61. 127—131; 121, 19 flugs aus pflug? 24 thierischen über gestrichnem irrdischen 122, 3 gegeben nach gestrichnem für sie 12 Noch über gestrichnem Schon.

118. Handschrift im Nachlaßheft 36, ungedruckt, auf einem Octavblatt. Valentin Andreas Ernst Rudolf von Massow wurde am 29. Oktober 1766 geboren, vgl. Schurig a. a. D. S. 84; das Gedicht ist also zum 29. Oktober 1773 niedergeschrieben.

119. Das am 6. April 1774 in einer verlorenen Handschrift an Gleim übersandte (vgl. Gleim/Heinse I, 160), bisher unbekanntes „Gespräch zwischen meinem Genius und mir“ hat sich nachträglich im Nachlaßheft 36 auf drei Octavbogen von Heineses Hand mit zahlreichen Correcturen vorgefunden; die Abkürzungen in den Ueberschriften G. (= Genius) und J. (= Ich) sind aufgelöst und, wo sie fehlten, ergänzt. — 124, 3 Und Götter über gestrichnem Des Himmels 5 Auf diesen Wegen über In <nach gestrichnem Auf> diesen Labyrinth 6 so bald über mein Sohn 8 Davor gestrichen: Verlasse diese Lebensbahn 9 Darnach gestrichen: Und schreibst zum Wohl der Welt Moral, wie die Plutarche | Und lebstest frömmer, als Deutalion | Daß Vater Zeus in einer Arche | Dich retten würde 11 Sophas über gestrichnem Rosen 12 mich, aus mich? 15. 16 Nachträglich in zwei Verse geteilt 26 mir gestrichen, dann wieder hergestellt die Erdenwelt nach gestrichnem da meinem Geist 125, 5 große über gestrichnem weise 6 auf den Wink über emsiglich 7 singend über der Zeile 10 Mich nach gestrichnem Wer mich nur hören | Die 15 Und aus über gestrichnem Die Fluren 20 in fehlt 126, 3 glücklich über gestrichnem voll Zauber 4 Ich würde über gestrichnem Und 9 Zum nach gestrichnem Und ich darinnen ich über der Zeile 23 Nach gestrichnem Und sie dadurch 26 Zuerst: Ein zäher Masernstock 127, 4 gebracht über gestrichnem vor Schätzen geführt 5 mit nach gestrichnem voll 6 und — macht aus daß der Geist im Anschau sich verliert 11 Später zwischen geschrieben 14 hören; aus hören? 15 in nach gestrichnem davon 18 hören nach gestrichnem singen 19 Später zwischen geschrieben; statt Scill lies Scyll 21 lies dann 128, 3 auf Rosen über gestrichnem im Schooß der Ruhe 24 Und über gestrichnem Ge<nius>? 129, 7 was über gestrichnem wenn 8 Wo aus Wie stets über gestrichnem schlau; darnach gestrichen: Die

Menschen sind entzückende Geschöpfe | Man muß an ihnen nur die Oberfläche sehn. ¹⁰ Du irrest! unter gestrichnem Du irrst ¹⁵ Zuerst: Du flie<gst>, dann: O Sohn ²¹ Vorher geht, versehentlich ungestrichen: So kann <über gestrichnem Dann wird> dein Herz allein <üdz> die Seeligkeit empfinden ²³ Zuerst: Und wähl, dann: Du findest manchen Ehrenstand ²⁶ Darnach gestrichen: Du findest schöne Seelen | Die dich zum Freund erwählen ²⁷ immer üdz ¹³⁰, ¹ zu ihrem aus zum ⁶ begeistert über belebet ⁷ Lauben über gestrichnem Büschen ⁸ Darnach folgt gestrichen: Und lässest dich ⁹ reicht über gestrichnem bringt ¹³ Wiß nach gestrichnem Tanz und ¹⁴ Hayne nach gestrichnem Flüsse ¹⁶ Zuerst: Da wurd er als ein ¹⁷ Drauf nach gestrichnem So ¹⁸ Zuerst: So stark, daß alle Musen näher traten | Und ihm den höchsten Lorbeerfranz | Mit seinem Kleist um seine Schläfe wanden ¹⁹ Hiezu unter gestrichnem Ihm näher ²⁰ Zuerst: Und ihn umstrahlte, dann: Und aus ihm blizete schönster unter gestrichnem Sonnen, darüber gestrichen höchster ²¹ was er gesungen nach gestrichnem jetzt vor <üdz>, was er gethan, ²² Durch übergeschriebene Zahlen aus: Wenn <nach gestrichnem Als über Wie> er sich vom <über gestrichnem zum> im Adlerflug geschwungen ²³ Dann üdz seinen über gestrichnem nicht da den Das Ganze mit Verweisungszeichen am untern Rande für gestrichnes: Hat er nicht da <über auch> zuvor <über zugleich> Archive <über die Acten> durchgewühlt ²⁶ hätte sich [so zu lesen!] aus hätt' er Aetnas nach gestrichnem des ¹³¹, ¹ Als unter gestrichnem Gleich ¹⁹ werden nach gestrichnem wieder.

120. Handschrift, Oktavbogen, im Nachlassheft 36, ungedruckt; noch in Halberstadt entstanden ¹³⁴, ¹² Davor gestrichen: Elysium <nach Den> hätt' aus der Laube Lizian | Den Kennern <über Menschen> zum Entzücken können mahlen ¹⁸ Der Schluss fehlt.

121. Handschrift im Nachlassheft 36, ungedruckt, auf einem Oktavbogen mit Nr. 55—58, also wohl als einer der letzten Beiträge Heines für die Halberstädter „Büchse“ bestimmt, aber nicht aufgenommen.

122. Handschrift im Nachlassheft 36, ungedruckt, auf einem Oktavblatt mit Nr. 123 und 124; noch vor Halberstadt entstanden? ¹³⁵, ⁸ lies: Wann's.

123. 124. Vgl. zu Nr. 122.

125. Handschrift im Nachlassheft 36, ungedruckt, auf einem Sedezblatt mit Nr. 34, 37 und 38, also wohl auch für die Halberstädter

- „Büchse“ bestimmt, aber nicht aufgenommen. — 136, 18 von über gestrichnem bey. Zweite Handschrift ebda. (vgl. zu Nr. 91).
126. Zwei Handschriften im Nachlassheft 36, vgl. zu Nr. 99.
127. Gedruckt im Almanach der deutschen Musen 1778, S. 240, unter „W. Heirse“, mit der Anmerkung zu 137, 5: „Nämlich das, was in den Chrestomathon [!] aus ihm genommen ist“. Zu Grunde liegt eine Handschrift, die Heirse am 16. Juli 1773 an Klammer Schmidt für Christian Heinrich Schmid schickte (jetzt im Besitz der Familie Brockhaus), vgl. IX, 142 f., abgedruckt in der Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde 28, 599, wo es in der Anmerkung richtig „Chrestomathien“ heißt. Eine frühere Handschrift im Nachlassheft 36 (vgl. zu Nr. 117) hat folgende Abweichungen: 137, 1 Auf einen Sinndichter 1768. 2 nannt' 3 bestahl; 5 unwitzigste] einfältigste, dazu dieselbe Anmerkung.
128. Handschrift im Nachlassheft 36, vgl. zu Nr. 117; ungedruckt.
129. Gedruckt im Almanach der deutschen Musen 1778, S. 232, unter „W. Heirse“ (137, 13 lies: Auf Lottchen. 14 da Wein' 15 Vögelchen,). Zu Grunde liegt dieselbe Handschrift wie bei Nr. 127, abgedruckt: Zeitschrift des Harzvereins 28, 600; eine zweite Handschrift im Nachlassheft 36 (vgl. zu Nr. 117) zeigt folgende Abweichungen: 137, 13 Auf Lottchen 14 es] sie 15 Die schöne Sängerin, 16 Lottchen jüngst — und sie verlohrt.
130. Handschrift wie bei Nr. 127, abgedruckt: Zeitschrift des Harzvereins 28, 600; eine zweite Handschrift im Nachlassheft 36 (vgl. zu Nr. 117) zeigt folgende Abweichung: 137, 18 Die Ehen.
131. Handschrift wie bei Nr. 127, abgedruckt: Zeitschrift des Harzvereins 28, 600; eine zweite Handschrift im Nachlassheft 36 (vgl. zu Nr. 117) zeigt folgende Abweichungen: 138, 1 Beweis, daß die Päbste Nachfolger Peters sind. 5 Jesus 6 So] Da 7 den Menschen kenn' ich nicht.
132. Handschrift wie bei Nr. 127, abgedruckt: Zeitschrift des Harzvereins 28, 600 f. (Chiffre: R. 139, 21 da] das); eine zweite Handschrift im Nachlassheft 36, Bl. 1^a—2^a eines Oktavbogens, zeigt folgende Abweichungen: 138, 8, 9 folgt am Schluß 9 von] aus 10 Adepten] die Weisen 15 gewagt! wollt ihr glückselig leben, 16 So meidet diesen Stand — 17 tausend 20 eins 139, 8 nichts, als eine Raupe 17 Nach gestrichnem: Die Kinder nun, und nun die Kinderzucht. Vorher auf Bl. 1 desselben Oktavbogens ein früheres Concept, ohne Ueberschrift, mit folgenden Abweichungen: 138, 10—24 zuerst: Sich

in den Ehestand, dann: Sich in den heiligen Stand der Ehe zu begeben, | Ist viel gewagt, mein Freund! Glückselig leben | Ist eine schwere Kunst, zuletzt: Sich in den Stand der Ehe zu begeben, | Ist viel gewagt; willst du glücklich leben | So meide diesen Stand | Warum? weil unter tausend Paaren | Bey jedem Volk, wo Ehen waren, | Kaum eins glücklich Leben fand | Zu diesem Quaalenvollen Stand <die beiden letzten Verse durch überschriebene Zahlen umgestellt>. | Der Liebe ganze <nach gestrichnem Der Liebe höchste> Seeligkeit genießen | In diesem Stande kannst du nicht | Sie läßt sich nicht in Fesseln schließen | Lokayer [nach gestrichnem Selbst Rectar] ekelt uns, ist's, ihn zu trinken, Pflicht.

133. Handschrift wie bei Nr. 127, abgedruckt: Zeitschrift des Harzvereins 28, 601 f.

134. Gedruckt: Hamburger Musen-Almanach für 1782, S. 23 (Chiffre: F.); 140, 20 statt meien lies meine.

135. Handschrift im Nachlassheft 32, Bl. 53, aus dem Jahre 1779 stammend?, ungedruckt; 140, 23, 24 Zuerst: Der Ketter seines Volks, der erste seiner Zeit, | Selbst unser Hermann fiel ermordet von den Seinen.

136 Handschrift im Nachlassheft 32, Bl. 58^a, ungedruckt; dazu auf Bl. 58 eine Prosa-Fassung.

137. Handschrift im Nachlassheft 32, Bl. 63^a, ungedruckt (1779 entstanden).

138. Handschrift im Nachlassheft 32, Bl. 70, ungedruckt (1779 entstanden); 142, 2 mir nach gestrichnem lernen.

139. Handschrift im Nachlassheft 32, Bl. 110, ungedruckt (1779 entstanden?).

140. Handschrift im Nachlassheft 10, Bl. 79^a, ungedruckt; 143, 1 wer nach gestrichnem u(nd) hoch 3 über nach gestrichnem rettend.

141. Handschrift im Nachlassheft 10, Bl. 79^a, ungedruckt; 143, 8 Lipari aus Liparos.

142. Handschrift im Nachlassheft 10, Bl. 79^a, ungedruckt.

143. Handschrift im Nachlassheft 10, Bl. 116, ungedruckt (1782/3 entstanden).

144. 145. Handschrift im Nachlassheft 2, Bl. 83^a, ungedruckt. Die beiden Distichen sind durch übergeschriebene Zahlen umgestellt; 143, 17 unwissenden nach gestrichnem für jeden muthwilligen 19 Glück ist gestrichen, dann wiederhergestellt; über Glück unleserliches

gestrichenes Wort ²⁰ Mit sich in Widerspruch nach gestrichnem In Widerspruch mit sich selbst

146—148. Handschrift im Nachlassheft 2, Bl. 84 und 84^a, ungedruckt. Voraus geht auf Bl. 84 die Kenie aus dem Schillerschen Musenalmanach von 1797, S. 258 (Goethes Werke, W. A., V, 1, 239):

Ausnahme. S. 258.

„Warum tadest du manchen nicht öffentlich? Weil er ein Freund ist,
„Wie mein eigenes Herz tadl' ich im stillen den Freund.“

— Beweis genug, daß diese Distichen durch die Kenien veranlaßt sind.
149. Handschrift im Nachlassheft 2, Bl. 92, ungedruckt; gegen Goethe und Schiller gerichtet.

150. Handschrift im Nachlassheft 2, Bl. 92, ungedruckt; gegen J. F. Reichardt gerichtet (vgl. III, 2, 599 ff.).

151. Handschrift im Nachlassheft 2, Bl. 92^a, gedruckt: Gleim:Heinse I, 144; 214, 16 Darnach gestrichen: Wärfst du wie Balde gelehrt selbst, protestantischer Pfaff: | Gute Nacht dann Luther, Calvin — und Klopstock und Goethe: — 17 Mehr als Horaz er sich nach gestrichenem Schon in der Krähe Schmuck. — Voraus geht auf Bl. 92^a die Notiz: „Göttingen. Ausführliche Mathematische Geographie von M. Albrecht Georg Walch. Zweite Auflage bey Diederich. (Mit Lichtenbergs Zusätzen und Nachrichten von Kästner.)“ — Das Distichon 151 scheint sich jedoch, wie Nr. 157 (vgl. Gleim:Heinse I, 213), nicht auf Heinses Schleusinger Lehrer Albrecht Georg Walch, sondern auf Herder zu beziehen.

152—154. Handschrift im Nachlassheft 7, Bl. 68, ungedruckt; 145, 4 Zuerst: Ruhm wie Gold abwiegelt, und gleich der Nachwelt, ertheilt; Für das ganze Distichon 153 zuerst:

Selten, daß ein erhabener Geist in die Hölle hinabfährt
Recht auszuüben, und Lob wahren Talenten ertheilt!

dann: Und abgewogen wie Gold Ruhm gleich der Nachwelt ertheilt.

145, 5 zuerst: Wer der Armenier sey? ist das ein so großes Geheimniß!

6 Zuerst: Ohne Verstand und Sinn, dann: Ohne Natur und Plan.

155. Handschrift im Nachlassheft 7, Bl. 68^a, ungedruckt.

156. 157. Handschrift im Nachlassheft 7, Bl. 89^a; vgl. Gleim:Heinse I, 213 f. und zu Nr. 151.

158. Handschrift im Nachlassheft 7, Bl. 90, ungedruckt. Zuerst:

Wirg sie alle heraus von dir die ohnmächtige Nachsucht!

Deß was dir nur gebriecht klage mich an! und genes.

Wohl auf J. F. Reichardt bezüglich.

159. 160. Handschrift im Nachlassheft 28, Stück 25 (vom 2. Juni 1800 datirt); gedruckt: K. D. Jessen, Heinse's Aesthetik, Berlin 1904, S. 182. — 146, 3 findet über zeigt.

Im Nachlassheft 65 trägt der Umschlag folgendes von Heinse mit Bleistift und in lateinischen Lapidarbuchstaben geschriebenes Bruchstück eines wohl an den Kurfürsten Joseph Freiherrn v. Erthal gerichteten Gedichtes:

Nach Mainz, nach Mainz durch Ehrenpforten
 Zög uibern Rhein Dein Volk Dich hin!
 Dein Nahme glänzt an allen Orten:
 So zu verlieren ist Gewinn.

5 Bei Hochheim geht noch auf die Sonne
 Dir bald zu Deiner Kinder Wonne.

Vers 2 über Zög unleserlich Führt? 5 Bei Hochheim über Am Feldberg 6 Kinder über der Zeile.

Endlich sind im „Morgenblatt für gebildete Stände“, Dienstag, 9. Februar 1808, Nr. 34, S. 135 folgende, sonst nicht überlieferte „Zwey ungedruckte Epigramme von Wilhelm Heinse“, deren Echtheit wohl außer Zweifel steht, abgedruckt:

Wenn es regnet und hagelt, der Wind tobt: such' ich ein Obdach,
 Und in der Sommergluth Schatten und Grotten im Wald.
 Schmachtet ein Wandrer verirrt: trinkt aus verfallenen Brunnen
 Er wohl ein Käverthier mit, stärkt sich, der Magen zermalmt's.
 Sieh mit dem Mikroskop so auch im moralischen Leben
 Reider, Verläumder nicht an; schluck ihn hinunter den Quark.

*

Löwen und Lieger, merke dir's, bellen nicht, sondern zerreißen,
 Sigen im Sprung im Genick. Kläffer, ein andermal schweig!

Der anonyme Einsender „kannte die beyden Epigramme aus einer gütigen Mittheilung des verehrungswürdigen Jacobi (Präsidenten der bayerischen Akademie), und hofft — wegen ihrer jetzigen Bekanntmachung keiner Entschuldigung zu bedürfen.“

Die Prosaischen Aufsätze aus dem Thüringischen Zuschauer von 1770 sind wie die Gedichte aus dieser Zeitschrift (oben Seite 15—25) nicht mit Heinse's Namen sondern mit Chiffren unterzeichnet, lassen sich aber mit ziemlicher Sicherheit als sein

Eigentum nachweisen. — Über den ersten in Stück VI, Seite 81—92 abgedruckten Aufsatz „Vom Jagdgedichte“, unterzeichnet „Z“ (Heinze, Heinze), schreibt Heinze selbst am 18. November 1770 an Gleim (IX, 5), daß er in seinem vierzehnten Jahre „Jagdlieder“ gedichtet habe; die beiden hineingeflochtenen Gedichte (oben Seite 152, 153), von denen das erste in der Chevy-chase-Strophe, das zweite in freien Rhythmen nach Gellert und Wieland abgefaßt ist, ihm mit A. Schurig (S. 51) abzusprechen sehe ich keinen Grund. Dagegen scheinen die übrigen Jagdgedichte (Zuschauer, S. 92. 124. 204), von denen eines die Chiffre S trägt, von seinem Redaktionskollegen J. G. E. Gleichmann herzurühren. — Die „Briefe von zwei vornehmen Damen“ in Stück VII, Seite 97—110, unterzeichnet „L“ (Heintze), sind dadurch als Heineses Eigentum erwiesen, daß das darin auf S. 106 (oben S. 164) abgedruckte Sinngedicht auf Boileau in seinen „Sinngedichten“ von 1771 auf S. 6 (oben S. 29) mit einigen Veränderungen wiederkehrt. — Auch die in Stück IX, Seite 129—143, X, Seite 145—159, XI, Seite 161—172 und XII, Seite 177—192, abgedruckten Briefe und Anmerkungen dazu werden, obwohl nur die letzteren mit der Heineschen Chiffre S unterzeichnet sind, ihm sämtlich zugehören, da sie unter einander in engem Zusammenhang stehen und in Gedanken wie in Citaten sich in denselben Kreisen bewegen, wie seine Briefe und übrigen Schriften dieser Zeit.

Die Textrevision beschränkt sich auf die Normalisierung einiger Ungleichheiten in der Orthographie (wie: kann, ietzt, grose, bei) und Interpunktion; im übrigen sind folgende Druckfehler verbessert: 149, 24 unsern in unserm 154, 1 von in von 6 berühmter in berühmter 11 Jlm in Jlm: 17 allen in allem 23 Brüder in Brüder 155, 22 In in In's Sinnlichkeit in Sinnlichkeit 156, 1 hinein in hinein 16 Sie in sie 157, 9 von in vom 13 euren in eurem 14 dem in den 158, 23 sie es in Sie es 160, 6 kommen; in kommen. 23 Was in was 162, 22 sie in Sie 164, 11 u. f. f. in u.[nd] f.[o] f.[ort] 169, 14 Fleisch in Fleisch 172, 2 Schlangen in Schlangen: 21 „le“ in „Je“ 173, 13 einen in einem 174, 21 ihr's in ihr's 179, 18 nennten in nannten 183, 16 sublimste in sublimste 184, 11 Fielding. in (Fielding.) 188, 18 Vocciaz in Voccaz 191, 10 umgekehrt in umgekehrt 192, 26 nnd in und 27 gemisse in gewisse sind in sind 194, 9 daß in das 196, 8 nich in nicht 26 tarok in Tarok 197, 13 Studien in Stadien allsolvirt in absolvirt 17

Karten in Karten: 199, 19 seinen in seinem 21 daß in das 200, 17
 sie in Sie 203, 22. 23 Ihnen in ihnen.

Die „Musikalischen Dialogen“ sind erst zwei Jahre nach Heinse's Tode in einer posthumen Ausgabe, die ein wenig Vertrauen erweckender Erfurter Literat, namens Ignaz Ferdinand Karl Arnold, herausgab, erschienen, und über ihre Echtheit ist viel hin und wider gestritten worden. Laube und Goedeke haben sie kurzerhand für unecht, Schober und Hans Müller (in der Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft III, 565 ff.) für echt erklärt, Ködel (S. 28) meint, der erste Dialog und ein Teil des zweiten rühre von Heinse, das Übrige von einem Fälscher her. Erst durch A. Schurig (S. 58 ff.) und besonders durch A. v. Lauppert, Die Musikästhetik W. Heinse's, Greifswald 1912, ist der Beweis für die Echtheit aller drei Dialoge erbracht worden. Den inneren Gründen, die der Letztere für die Echtheit anführt, lassen sich noch einige weitere äußere anreihen. So ist im ersten Dialoge auf Seite 80 (oben Seite 243) ein Vers aus Heinse's Sinngedicht „Auf Petrarchen“ (oben Seite 25) zitiert, das nur im „Thüringischen Zuschauer“ von 1770, Seite 208, und in den „Sinngedichten“ von 1771, S. 5, stand und zur Zeit der Drucklegung der Dialoge, im Jahre 1805, sicherlich Arnold unbekannt war. Ferner ist es bezeichnend für den Herausgeber, daß er für „Aglaiä“ immer „Aglair“ druckt, obwohl 284, 4. 23 die richtige Form steht; der Grund dafür ist, daß in Heinse's Handschrift a wie r aussieht, das bei dem slavisch getreuen Abdruck eingesetzt wurde. Auch sonst sind sinnlose Worte wie „Lüzgonen“ für „Euzgonen“ (246, 7), „Vorgon“ für „Vorpora“ (246 7), „Phäder“ für „Isidor“ (244, 7) und die beiden Lesarten 273, 15 nur durch falsche Lesung des Heinse'schen Manuskripts zu erklären.

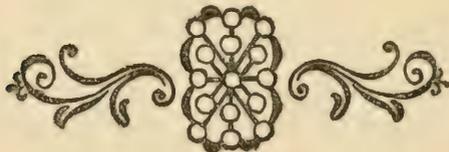
Dagegen sind zweifelsohne einige Stellen, besonders in der Vorrede, von Arnold interpoliert und demgemäß in unserm Abdruck durch Striche ersetzt; so 208, 19 die Worte „Sind Sie [Kantianer, Fichtens oder Schlegels] Anhänger“, die 1770 natürlich unmöglich sind; ferner 210, 9 „[Blumauer]ische“, wofür vielleicht nach 208, 9 „Lafontainsche“ einzusetzen wäre. Ob nach A. Schurig's Vermutung (S. 59) auch 294, 10 „Salieri“ interpoliert ist, erscheint ungewiß. Auch sonst sind einige Worte zweifelhaft, ohne daß mit

Sicherheit eine Konjektur an ihrer Stelle eingesetzt werden könnte; so ist vielleicht 208, 25 „Letzten“ statt „Besten“, 218, 11 „Sage“ statt „Sache“ vorzuziehen. Auch die Stellen „Ort“ (209, 7), „da [die?] Maintenon“ (252, 13), „nach Herrn Sorgen“ (308, 25), „tanzen... [in?] Fröhlichkeit“ (317, 1) erregen Bedenken.

Der erste Druck erschien unter dem Titel: „Musikalische Dialogen. Oder: Philosophische Unterredungen berühmter Gelehrten, Dichter und Tonkünstler über den Kunstgeschmack in der Musik. Ein Nachlaß von Heinse, Verfasser des Ardinghello und Hildegard von Hohenthal. Altenburg, 1805. In Commission bei Christian Friedrich Petersen“ (1 Bl., 238 S.) 8°, mit dem Untertitel: „Musikalische Dialogen. Herausgegeben von J. F. R. Arnold, Doktor der Rechte und außerordentlicher Lehrer der Philosophie. Altenburg, in Commission bei C. F. Petersen. 1805.“ Eine unveränderte Titelaufgabe, ohne den Untertitel, erschien „Leipzig 1805. bey Heinrich Gräff.“

Der Druck geht augenscheinlich auf eine Heinesche Handschrift zurück und ist, mit Ausnahme der oben angeführten Stellen, verhältnismäßig korrekt; folgende Druckfehler wurden verbessert: 212, 20 Non in Nonum 214, 4 Crebillonen in Centillionen [oder Millionen?] 13. 14 Dogmatiken all alle in Dogmatiken alle 220, 18 sie in Sie 224, 14 ausgeben in ausgaben 225, 22—28 Das Citat aus Lessings Laokon S. 126 f. ist nach dem Originale corrigirt (225, 23 hängt in hangt 24 nöthigt in nöthiget gerührt in gerühret 25 unverständigen in unverständlichen 26 so in sodann reizen in reizen 27 dabei in dabey) 227, 16 uns durch Empfindungen, und Empfindungen Accente als Dittographie in uns Empfindungen durch Accente 238, 15 etwickelt in entwickelt 240, 4 Sokraten in Sokraten 12 Sie in sie 242, 4 erziehen: in erziehen; 243, 18 Chaulienen in Chaulienen 25 auch in doch 244, 7 Phäder in Isidor [vgl. Musicalisches Lexicon von Joh. Gottfried Walther, Leipzig 1732, S. 234] 245, 21 Num in Nun 246, 7 Faustinnen in Faustinen [vgl. 267, 4] Lüzgonen in Cuzzonen [vgl. 264, 2. 267, 4] Porpon in Porpora 28 ihr in Ihr 247, 1 sie in Sie 15 Schuhe in Schuhe 251, 27 schäzen, in schätzen. 262, 15 nach in noch 263, 11 ob Barbiton in ob ihr Barbiton 26 vortrfflich in vor trefflich 264, 2 Luzzonen in Cuzzonen [vgl. 246, 7] 8 erfordert in erfodert 27 villeicht in vielleicht 267, 4 Luzzonen in Cuzzonen [vgl. 246, 7] 10 faun in kann 268, 11 vollstellte in vorstellte 273, 15

Leidenschaft (für etwas affectirtes) für Heuchelen in Leidenschaft für Heuchelen 278 21 Uglair in Uglaiä (so immer, ausser 284, 4. 23.) 279, 13 eure Schwestern in eure Schwester 14 Wie wollen in Wie, wollen 295, 12 Mönchs in Mönchs; 296, 27 nachgelaufen in nachlaufen 298, 1 „fatto“ in „fato“ 2 „Sol“ in „sol“ 299 f. „D Traum, der mich entzückt“ ist von Uz (Sauers Ausgabe der Sämtlichen poetischen Werke von J. P. Uz, Stuttgart 1890, S. 24, darnach geändert: 300, 6 Der in Den 7 Kein in Mein 301, 7 ihr in Ihr 23 Eure in eure (so immer) 302, 22 Sie doch in sie doch 309, 10 Polonoisen in Polonaisen 311, 8 plandert in plaudert 312, 2 hätten in hätte 314, 1 Ihr in ihr 317, 16 Schüle in Schule 318, 19 Land; in Land; 319, 8 Citronbäume in Citronenbäume (vgl. 319, 15) 28 neue in neue 323, 9 denken in denken 24 diese in dieses 325, 4 glaubigen in gläubigen 326, 5 deutsche in deutsche 328, 26 Choos in Chaos 329, 7 stüvide in stupide.



Inhalt.

Einleitung	III
----------------------	-----

Gedichte.

Jugendgedichte (1—3)	I
Aus dem „Thüringischen Zuschauer“ 1770 (4—14)	15
Sinngedichte 1771 (15—58)	27
Zerstreute Gedichte I (59—64)	57
Aus der Halberstädter „Büchse“ 1774 (65—116)	73
Zerstreute Gedichte II (117—160)	119

Profaische Aufsätze.

Aus dem „Thüringischen Zuschauer“ 1770	147
Musikalische Dialogen	205
Kritischer Anhang	333



LG.
H471

128969

Johann Jakob Wilhelm

Author *Heinse, ~~Wilhelm~~*

Title *Sämmtliche Werke, hrsg. von Carl Schüddekopf.*
Vol. 1

NAME OF BORROWER.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

UTL AT DOWNSVIEW



D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 28 04 03 003 5